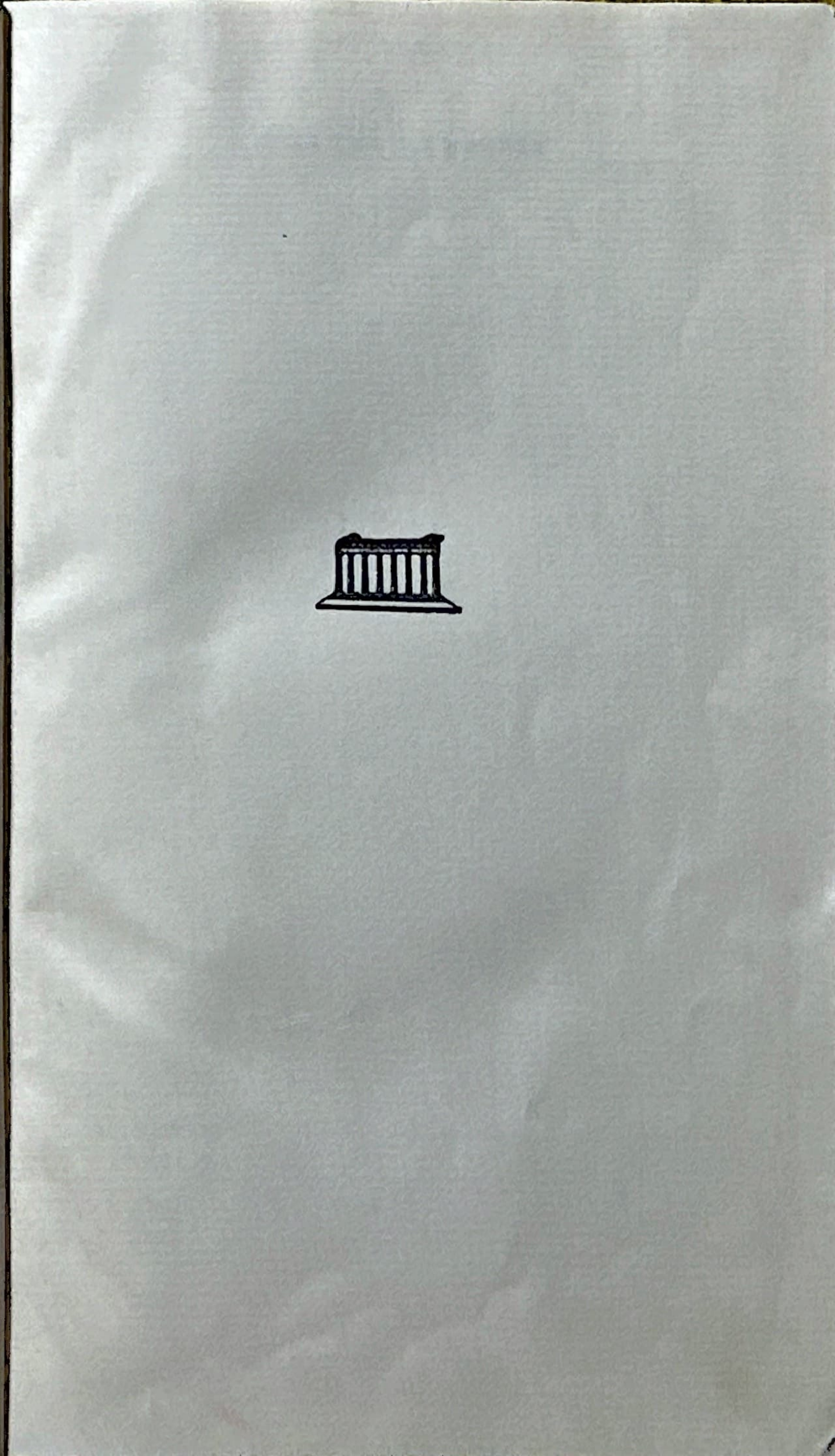


ATTILA UND DIE HUNNEN



GESATTELTES PFERD

Terrakotta, glasiert. Tang. Berlin, Privatbesitz

Aufnahme Transmare-Photo

FRANZ ALTHEIM

ATTILA UND DIE HUNNEN

BILDTEIL VON
ERIKA TRAUTMANN-NEHRING
1 FARBTAFEL, 16 TAFELN
UND 1 KARTE

MCMLI

VERLAG FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT BADEN-BADEN

INHALT

ACHILLE VOGLIANO,
DEM MALER

Die Geschichte kann nur den belehren,
der ihr zuhört, nicht den, der ihr zuredet.

EINLEITUNG

»... *die Weltseele zu Pferde* ...«

Hegel.

Als Polybios sein Geschichtswerk schrieb, war es eine Entdeckung, die sein Dasein bestimmte, daß Ost und West des Mittelmeerbeckens, zuvor in getrennten Bahnen verlaufend, sich zum Ganzen vereint hatten. Was bisher ohne Beziehung geblieben war, hatte sich zu *einem* Wesen gefügt. Nichts, was im Westen geschah, konnte fortan ohne Rückwirkung im Osten bleiben und umgekehrt. Die Einheit der antiken Oikumene, die das Römerreich weitgehend Wirklichkeit werden ließ, zeichnete sich, reicher noch und umfassender, im vorwegnehmenden Geist des Geschichtsschreibers ab. Von den Säulen des Herakles bis zu den Toren Indiens, den Steppen Mittelasiens spannte sich das Interesse dieses Mannes.

Der Ausgang des Altertums und die Jahrhunderte, die zu Mittelalter und Neuzeit hinüberführten, haben nicht den Geschichtsschreiber gefunden, der gleich Polybios ihr Eigentliches erfaßte. Prokopios und Agathias, mehr noch Priskos und Menander (soweit es die Reste erkennen lassen), besaßen ein weites Blickfeld. Die byzantinische Politik, die ihre Netze sorgfältig knüpfte, ferne und immer fernere Möglichkeiten in ihre Berechnungen einbezog, mußte zu solcher Betrachtungsweise anleiten. In farbigen und scharf umrissenen Bildern von fremden Völkern schien das Erbe ionischer Historie und hellenistischer Ethnographie sich zu erneuern. Hunnen und die Türken Mittelasiens, der Nordstamm der Rhos und die künftigen Ungarn, Petschenegen, Chazaren und Kumanen haben die Aufmerksamkeit der Byzantiner erregt. Und doch: wie wenig wußte man am Goldenen Horn von den Welten,

zu denen Marco Polo die Tore aufstieß! Als Tschinggischan sein Reich zusammenfügte, das sich vom Gelben Meer nach Schlesien und Ungarn erstreckte, schien zum zweitenmal der Augenblick da, der zu universaler Schau aufrief. Doch kein Byzantiner war es, der dem Ruf Folge leistete: Venedig hatte, wie in Politik und Handel, in Adria und Ägäis, so auch darin die Nachfolge der großen Vorgängerin bereits angetreten.

Aber auch Marco Polo mußte sich an der Fülle neuer Länder und Völker genügen lassen. Die Weiten der Geschichte fanden ihren Gestalter nicht. Wiederum steht man heute inmitten einer geschichtlichen Umbruchszeit, und vermutlich wird sie dereinst den Vergleich mit keiner anderen zu scheuen haben. Zugleich sind wir Zeugen eines Geschehens, das eine universale Schau förmlich aufdrängt. Der Zweite Weltkrieg mit seinen europäischen, afrikanischen, pazifischen und asiatischen Fronten hat die weltumfassende Einheit alles Geschichtlichen jedem verdeutlicht. Hier zeichnet sich die Aufgabe ab, die unserer Zeit vorbehalten ist.

Der Vorwurf des Buches sucht dem Rechnung zu tragen. Die Hunnen, in Mittelasien heimisch, haben im Osten die Schicksale des Reiches der Mitte auf Jahrhunderte hin bestimmt. Aber auch in der europäischen Geschichte haben sie Epoche gemacht. Der Beginn der Völkerwanderung; der Niedergang des Weströmischen Reiches; der Versuch, Reitervölker und Germanen zu staatlicher und kultureller Einheit zu verschmelzen; die Anfänge des germanischen Epos und das Erwachen einer germanisch-romanischen Einheit sind mit ihnen verknüpft. Und ein später Schoß aus gleicher Wurzel, haben die türkischen Bulgaren einem slawischen Volk zu Selbstgestaltung und staatlicher Festigung verholfen.

ERSTES KAPITEL

HIUNG-NU UND HAN

1.

Der Süden und Osten Chinas gehören zu den ältesten Ländern des Reisbaus. Iran[1] war westlichster Ausläufer des Gebiets, das sich über die Monsunländer und ihre Anlieger: Vorder- und Hinterindien, den malayischen Archipel und den Südteil der japanischen Inseln erstreckte. Die Heimat der (46) wilden Reispflanze war Indochina, wo man ihr heute noch begegnet.

Als Sumpfpflanze verlangt der Reis einen warmen und feuchten Sommer. Die Wasserbeete müssen eine Zeitlang gestanden haben, bevor die Aussaat erfolgt. In das laue, faulig-lehmige und empfängnisbereite Naß fallen die gequollenen Reiskörner, um rasch aufzuschießen. Immer müssen die Pflanzen unter Wasser bleiben; es steigt in dem Maße, wie der Reis wächst. Knietief in den Reisfeldern watend, verrichten die Bauern mit den Frauen ihr Tagwerk.

In Indien sind die Landstriche mit den größten Regenmengen die bevorzugten Anbaustätten des Reises: die westlichen Ghats, der Südrand des Himalaja, Assam und das westliche Birma. Ähnlich in China. Während der Norden mit seinem Binnenklima — Gan-su, Schen-si, Schan-si, Ho-pei, Schan-dung und Ho-nan — sich dem Anbau von Weizen, Sorghum und Hirse widmet, ist der Reis in den heißen und feuchten Küstenstrichen: in Giang-su, Dsche-giang, Gwan-dung heimisch. Im Innern treten Hu-nan und vor allem Se-dschuan hinzu.

Der Reis formt den Menschen ebenso, wie Getreidebau, wie Jagd und Viehzucht es tun. Geduldige Pflege von Boden und Pflanzen, eine warme

und feuchte Atmosphäre und der Vergleich mit weiblichen Empfängnisvorgängen, der im Reisbau sich überall anbietet, schaffen die Voraussetzungen für eine weibliche Sicht der Welt. In Südchina waren die Tschu Träger des Reisbaus und der ihm engverbundenen Zucht des Wasserbüffels. Die Grenzen der Tschu reichten im Norden bis in die heutigen Provinzen Ho-nan und Anhui, im Süden über den Jang-dse und den Dun-ting-See. Die Tschu gehörten gleich den Siamesen den Tai-Stämmen an. Und eben die Tai-Kultur (die sich auch archäologisch[2] abzuzeichnen beginnt) war durch solch weibliche Sicht bestimmt[3].

Vom östlichen Finnland über die eurasischen Steppen bis nach China und Nordamerika zieht sich der Bereich des Schamanismus. Während sonst der männliche Schamane vorherrscht, stand in China die Schamanin an erster Stelle. Zu ihrem Verbreitungsgebiet gehörten gerade die Länder der Tai-Kultur. Das Schriftzeichen für die Schamanin *(wu)* zeigt sie in dem Augenblick, da sie den göttlichen Geist empfängt, dieser von ihr Besitz ergreift. Auch das Zeichen für *ling* »Geist, magische Macht« gibt unter dem Regentropfen *(ling)* das Zeichen »Schamanin«. Darin liegt, neben der Lautangabe, daß die Schamanin Beschwörerin des Regens beim Regenopfer war (Abb. 1).

Daneben trat sie als Seherin auf und betätigte sich in Tanz, Musik und Gesang. Ihr Einfluß erstreckte sich auch auf inspirierte Rede und seherische Dichtung. Später war es die Hetäre, die das meiste an künstlerischem und erweckendem Erbe von der Schamanin übernahm. Für einen Gelehrten oder Literaten galt es immer als ehrenvoll, durch die Freundschaft einer an Geist und Schönheit hervorragenden Frau ausgezeichnet zu werden. »Es ist nach chinesischem Empfinden wohl so, daß im Körperlichen der Mann befruchtet, die Frau austrägt und das Kind gebiert, im Geistigen aber umgekehrt, daß die bedeutende Frau den Mann befruchtet, dieser austrägt und das Werk hervorbringt« (E. Rousselle).

Vertreter dieser weiblich gerichteten Tai-Kultur war Lao-dse, geboren im Dorf Kü-jen an der Nordgrenze des Tschu-Staates.

Die Herkunft aus der Tai-Kultur ergibt sich bei ihm aus seiner Anschauung vom Urgrund der Welt. Das Dao, von dem seine Spruchsammlung kündet, ist kein männlicher Geist und noch weniger eine philosophische Abstraktion[4]. Lao-dse bezeichnet es als Göttin und Mutter. Das Dao ist die »Gebärerin«, das »Tierweibchen«, die »Mutter von Himmel und Erde« (wobei die Erdgöttin geschrieben ist: »Erdkrume, die weiblicher Schoß ist«), die »Gebärerin der zehntausend Wesen«, die »nährende Mutter«, die »Mutter der Welt« und die »Mutter des Landes«. Sie »gebiert und nährt«, sie »beschirmt«;

sie erkennt ihre »Kinder«, errettet sie, wenn sie sich verfehlt haben; sie ist »bei dem Tod ohne Gefahr«. Sie ist »wunschlos« und »spielt nicht den Herrn«, aber sie ist, wie ihr Name besagt, die »Führerin«: die Führerin des Alls.

Die Natur des Dao wird umschrieben als das »Unbenennbare«, »das Geheimnis der Geheimnisse, der Geheimnisse Schoß«; als »der Leerheit First und der Stille Stetigkeit«. Daneben stehen Vergleiche, die dem Wasser entnommen sind. Das Dao »verströmt sich«, ist »wassertief«. Es ist die »Gottheit des Quelltals« und seine »höchste Güte gleicht dem Wasser«. Es ist beim Erkennen gut »der Erde . . . gut der Wassertiefe«. Der Vorzeit Meister, so sagt Lao-dse, waren »tief, nicht auszuloten«; »zergehend wie Eis, das schmelzen will«; »trüb wie Schlammwasser«. Dann fährt er fort: »Wer vermag das Schlammwasser zu klären, daß es allmählich rein wird? Wer vermag den Bodensatz aufzurühren, so daß er langsam lebendig wird?« Das Bild des Dao gestaltet sich aus dem Element, das einer Kultur von Reisbauern nahestand.

Zum Wasser gehört der Wasserbüffel. Sumpf, Schlamm und aller Arten Gewässer sind für ihn ein gern gewählter Aufenthalt. Starke und doch gutmütige Tiere, lassen sie sich von Frauen und Kindern am Nasenring leiten. Lao-dse selbst wird auf dem Wasserbüffel dargestellt. Auf ihm reitend gelangte er am Westpaß an die Grenze der kaiserlichen Macht. Hier bat ihn der Befehlshaber des Passes, seine Erkenntnisse niederzuschreiben, und so entstand Lao-dses Buch: das Dao-dö-ging.

Das Pferd hingegen war dieser Kultur ursprünglich fremd. Für Lao-dse wird es zum Sinnbild einer Gegenwelt. Die Streitrosse des Weltreiches leben auf dem Gemeindeanger, statt daß sie, wie es sich gehörte, zum Dungfahren eingespannt werden. Er weiß von dem »Herrn der zehntausend Streitwagen«, aber er wehrt sich gegen diese Welt. »Pferderennen und Jagen verwildern des Menschen Sinn«. Er, der lehrt: »Biegsam besiegt Hart, Schmiegsam besiegt Stark« und »zeigt Einfachheit und seid wie Rohholz«[5], verachtet die »Balkenstarken« und »Hochtrabenden«. Das letzte Wort wird mit »Pferd« als Sinndeuter und »Brücke« als Laut- und Sinndeuter zugleich geschrieben[6].

Lao-dses Worte zeigen, daß das Pferd seinen Siegeszug längst angetreten hatte. Auch die Tschu vermochten dem keinen Widerstand entgegenzusetzen. Vom Norden und von den Nomaden her war es eingedrungen, und in seinem Gefolge der Streitwagen. Es kam aus einer andersgearteten, einer männlichen Welt.

2.

Um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. waren die Täler des Wei-ho, des Huang-ho und ihrer Nebenflüsse im Besitz einer bäuerlichen Bevölkerung[7]. Auf fruchtbarem Löß pflanzte man im Hackbau Hirse und Reis, aber noch nicht den Weizen. Schwein und Rind waren gezähmt und bildeten die Haustiere. Für die Werkzeuge wurde in erster Linie Bein und Knochen verwandt; nur Vierkantbeile und Messer waren aus geschliffenen Steinen gearbeitet. Zur Jagd bediente man sich des Bogens in seiner einfachsten Form[8]. Eine farbige Keramik hat sich in eindrucksvollen Stücken[9] erhalten. Sie ermöglicht es, die Kultur einem größeren Kreis einzuordnen. Die bandartigen Streifen, Rollen und Schlingen, die schweren, erdhaften Farben ihrer Ornamentik stellen die Verbindung zur gleichzeitigen Keramik des südosteuropäischen Schwarzerdegebietes her. Wahrscheinlich sind Stämme aus diesem Bereich nach Osten gewandert und haben sich in Gan-su, dann bis nach Ho-nan und Schan-si angesiedelt. In weiterem Umfang treten hinzu all die Fundstätten, die gleichfalls durch ihre bemalte Keramik (»painted pottery«) bestimmt sind. Sie erstrecken sich vom Zweistromland der chalkolithischen Zeit (Uruk, al-Ubaid, Chafadschi, Arpatschije, Tepe Gaura, Tell Halaf) nach Elam (Susa) und der Persis[10]. Ein breiter Gürtel zieht sich dann vom Persischen Golf über Kirman, Sistan und Persisch-Beludschistan zum Industal[11], wo eine neue Provinz dieser Kultur beginnt. Mohendscho-Daro und Harappa, Amri und Rupar (am oberen Satledsch), die Fundstätten der Induskultur, sind durch mancherlei Fäden und nicht zuletzt durch ihre bemalte Irdenware mit dem mesopotamischen Westen verbunden; Syrien, Anatolien und Kreta[12] schließen sich an. Weitere Ausleger reichen nach Nordiran und Westturkestan, und von dort aus führt erneut der Weg zur Gansu-Keramik und ihrer Kultur.

In diesen Bereich stießen in der zweiten Hälfte des Jahrtausends ein neues Volk vor: die Schang. Auch sie kamen aus dem Westen: das zeigt ihre Zierkunst, die sich Kreuz und Rautenkette, Spirale und Mäander in Gan-su angeeignet hatte[13]. Als Jäger und Krieger[14] standen sie von vornherein im Gegensatz zu dem demetrischen Dasein der Gan-su-Bauern. Nicht im weichen, zu Wölbungen und teigartigen Bändern sich schmiegenden Ton, nicht in sattem Dunkelviolett, in warmem Rot und Schwarzbraun der Bemalung sprach sich das künstlerische Empfinden der Eroberer aus: aus weißlicher, harter, klingender Bronze schufen sie ihre Gefäße. Straff, scharfgratig und metallisch waren die Einzelformen, der Umriß im Gesamt, und

ein überlegter Wille bändigte die Fülle dessen, was sich auf Wandung und Henkel, an Fuß und Rändern austobte. Diese Ornamentik war bestimmt durch das Tier, das hier wie auf den bronzenen Beschlägen der Streitwagen den einzigen Vorwurf abgab[15].

Auch der Streitwagen kennzeichnet eine Etappe der Wanderung, die hinter den Schang lag. Sie müssen ihn in Mittelasien von dorthin vorgedrungenen indogermanischen Stämmen erhalten haben[16]. Und mit dem Streitwagen übernahmen sie die metallene Totenmaske[17], den Bronzehelm, vielleicht den Bronzepanzer[18], brachten sie erstmalig nach China. Überlegene Angriffswaffen wie den Reflexbogen[19], die lange Lanze und die Hellebarde[20] handhabten sie von ihren schnellen, wendigen Wagen herab. Gleichviel von welcher Rasse, weisen sich die Schang als Glied der großen Bewegung aus, die sich auf den Streitwagen gründete und vom eurasiatischen Steppengebiet ausgegangen war[21].

Mit ihrem Erscheinen nahm die bäuerliche Selbstgenügsamkeit der Gan-su-Kultur ein Ende. Als Krieger- und Eroberervolk[22] brachten sie eine völlige Veränderung der bisherigen Lebensform. Die Schang lebten nicht von ihrer Hände Arbeit, sondern von den Tributen der Unterworfenen. Sie wohnten nicht in Dörfern, sondern in der »großen Stadt Schang«[23]. Von ihr aus geboten sie über das Land und die zinspflichtigen Bauern. Erstmalig gaben sie China eine feste Staatsform, mit allen Vorzügen und Nachteilen, die sie im Gefolge haben mußte ...

Bis zum Jahre 300 v. Chr. hielt China an der Kampfesweise fest, die es durch die Schang kennen gelernt. Man hatte, was damals eindrang, inzwischen ausgestaltet und vermehrt. Was einst ein Haufe vorwärtsstürmender Abenteurer war, hatte sich zum Heer eines Großstaates gewandelt. Gegen Ausgang der Dschou-Dynastie bestand das Heer aus tausend Streitwagen. Jeder enthielt drei Mann: den Lenker in der Mitte, einen Speerbewaffneten zur Rechten und einen Bogenschützen zur Linken. Dem Gefährt folgten 72 Fußsoldaten und 25 weitere Begleitmannschaften, so daß zu jedem Streitwagen eine Truppe von 100 Mann gehörte[24].

Doch dieses zahlenmäßig gewachsene und durchgegliederte Heer besaß einen Nachteil, und er wog schwerer als alles, was man inzwischen erreicht hatte. Die Kampfesweise, auf der es beruhte, hatte die Schlagkraft von einst eingebüßt. Sie genügt nicht mehr, um die Kriege gegen die nördlich angrenzenden Nomaden durchzustehen. Ein zweites Mal erlebte China eine Umwandlung des gesamten Kriegswesens. Vor allem die Hiung-nu, in den Steppen und Wüsten nördlich und nordwestlich des Ordosgebietes

nomadisierend, haben in der militärischen Entwicklung Chinas Epoche gemacht.

Mit den älteren Han[25] oder noch früher: in den Kämpfen, die dem Untergang der Dschou vorausgingen[26], wurde der Streitwagen aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt. Er allein taugte nicht mehr zum Kampf gegen die wendigen Reiterscharen der Nomaden. Um mit Erfolg den furchtbaren Gegner zu bestehen, mußte man von ihm lernen[27]. Als erster vollzog der Kaiser Wu-ling von Dschao (325—298) den entscheidenden Schritt. Sein Heer nahm die Kleidung der Hiung-nu an und übte Bogenschießen im Reiten. Danach vernichtete er die »Wald«-Hiung-nu im 26. Jahre seiner Regierung.

Was war geschehen?

Die Hiung-nu[28] waren türkischen Stammes, wenn sie auch nicht als Türken bezeichnet wurden[29]. Sprachreste, die in chinesischen Annalen bewahrt sind, die Titel und die Namen der Ämter stellen dies außer Zweifel. Ob iranische und mongolische Bestandteile hinzukamen, bleibe hier unerörtert. Von ihren iranischen Nachbarn, in erster Linie von den nordiranischen Nomadenstämmen, hatten die Hiung-nu Waffen und Tracht[30], vielleicht das gerittene Pferd selbst[31] übernommen. Indem Wu-ling seine Neuerungen einführte, ersetzte er das Fahren durch das Reiten; das lange lose Gewand der Chinesen durch die enganliegende Tracht der Reiterstämme: die von einem Gürtel zusammengehaltene Jacke und die Hose[32]; die hohen, ledernen Reiterstiefel verdrängten den weichen chinesischen Schuh.

Von den Hiung-nu sagt ein Zeitgenosse: »sie haben keine ummauerten Städte oder feste Wohnsitze, noch treiben sie Ackerbau . . . In ruhigen Zeiten wandert man mit dem Vieh umher, erschießt dabei Vögel und Vierfüßler und findet so seinen Lebensunterhalt. Sobald Gefahren drohen, üben sich die Männer im Kampf.« Es war das Aufgebot aller Waffenfähigen, das dem Feind entgegentrat; jeder Hiung-nu war ein Krieger. Ausdrücklich wird hervorgehoben: »Die Kraft der Kämpfer liegt in ihrer Gewandtheit im Spannen der Bogen.« Schon die Kinder erzog man zum Waffenhandwerk: man ließ sie auf Schafen reiten, mit dem Bogen nach allerhand Kleingetier schießen[33]. Wer stark genug war, den mächtigen Reflexbogen zu spannen, wurde als gepanzerter Reiter eingestellt. Es gab Scharfschützen, »Adlerschützen«, die zu besonderen Aufgaben verwandt wurden[34]. Neben dem Bogen handhabten die Hiung-nu im Nahkampf Speer und Schwert. Überhaupt standen Fernwirkung und Nahkampf nebeneinander; sie schlossen sich keineswegs aus[35]. Die verstellte Flucht, um den Feind zur Auflösung seiner

Ordnung und zu unbesonnenem Vorgehen zu veranlassen, war mit Tapferkeit in Einzelkampf und Nahgefecht gepaart.

Die Kampfesweise der Hiung-nu war ihrem Jäger- und Hirtendasein entsprungen. Aber auch hier wurde, was organisch erwachsen war, weitergebildet und in ein System gebracht. Es geschah dies am Ende des 3. Jahrhunderts durch den ersten und zugleich berühmtesten Herrscher der Hiung-nu: Mo-dun oder Mao-dun[36].

Machtgewinnung und Machterweiterung gingen bei ihm Hand in Hand. Überall setzte er seinen Willen schonungslos durch. Durch Ermordung des eignen Vaters kam Mao-dun auf den Thron. Sofort brachte er seines Vaters Konkubinen, alle Brüder und Halbbrüder sowie seine sämtlichen Widersacher um[37]. Aber auch seine Untertanen bekamen diese Hand zu spüren. Aus lockeren Haufen nomadischer Krieger schuf er sie zu einem disziplinierten Heereskörper um. Wie er durch Abstufung der Befehlsgewalt die Führerstellung der Stammesältesten beseitigte, so ersetzte er die ungeregelte Kampfesweise seiner Krieger durch eine ausgebildete Taktik.

Mao-dun hielt streng darauf, daß die wilden Scharen dem militärischen Befehl sich fügten. Der Pfeilhagel hatte von jeher die Einleitung des Kampfes gebildet. Aber jetzt blieb es nicht mehr dem einzelnen überlassen, wen er sich als Ziel wählte: die Schützen wurden einheitlich gelenkt und eingesetzt. »Pfeifende Pfeile«[38] von den Anführern abgeschossen, gaben Richtung und Ziel an. Die gleiche Regelung erfolgte für das Nahgefecht. Zum ersten Male erschien eine geordnete und gegliederte Reiterei an Stelle der regellos angreifenden Schwärme[39]. Auf den chinesischen Denkmälern[40] begegnen jetzt die Hiung-nu nicht mehr nur als Bogenschützen: sie führen Hellebarden und lange Reiterlanzen. Mit ihnen ziehen oder stoßen sie den Gegner vom Pferd. Neben der leichten Reiterei erscheint eine schwere; sie trägt den Panzer. Auch das Kämpfen in geschlossener Ordnung erscheint auf den Reliefs der frühen Han-Zeit. Reserven harren, wie dies die chinesischen Geschichtsschreiber berichten[41], im Hinterhalt der Stunde des Angriffs. Befehle werden gegeben und entgegengenommen; der Schan-jü der Hiung-nu, ausdrücklich als solcher bezeichnet, gibt einem vor ihm Knienden seine Anordnungen.

Mit dem neugeschaffenen Heer dehnte Mao-dun seine Herrschaft bis zum Orchon und zur Selenga, bis zu den Kirgisen Südsibiriens, zur Dsungarei und nach Ostturkestan aus. Auch iranische Stämme gerieten unter seine Gewalt.

Zu den Stämmen, die Mao-dun selbst unterwarf, gehörten die Jüe-dschi[42]. Sie erscheinen in der griechischen Überlieferung als Tocharer und als ira-

nischer Stamm (mit der »tocharisch« genannten Sprache haben sie nichts zu tun); dementsprechend drückt der chinesische Name in seiner ursprünglichen Form aus, daß es sich um Skythen handelt[43]. Die Jüe-dschi saßen gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. in Gan-su und Ning-schia, westlich des Huang-ho. Nach einem ersten Zusammenstoß um das Jahr 203 herum mußten sie sich 177/6 der Oberhoheit der Hiung-nu beugen. Unter Mao-duns Sohn Lau-schan (etwa 174—160) wurden die Jüe-dschi ein zweites Mal besiegt: ihr König fiel im Kampf, und der Sieger fertigte sich aus dem Schädel des Gefallenen eine Trinkschale. Eine zahlenmäßig geringe Gruppe, die »kleinen« Jüe-dschi, setzte sich darauf in den nordwestlichen Randgebieten Tibets fest. Die Hauptmasse des Volkes aber wanderte westwärts. Die »großen« Jüe-dschi stießen auf die Sai oder Sai-wang, die im nördlichen Tien-schan wohnten. In diesen hat man schon immer die Saken[44], also einen zweiten nordiranischen oder »skythischen« Stamm, erkannt. Die Jüe-dschi schlugen die Sai-wang, vertrieben manche ihrer Stämme aus den bisherigen Sitzen und nahmen andere in den eignen Verband auf. Doch auch die Jüe-dschi fanden in den neugewonnenen Sitzen keine Ruhe. Von einem am Barköl ansässigen Untertanenstamm der Hiung-nu, den Wu-sun, geschlagen, unterwarfen sie sich mitsamt den unterjochten Teilen der Sai-wang den Siegern. Ein anderer Teil wandte sich Ferghana und damit dem nordöstlichen Iran zu.

Die geschilderten Kämpfe waren nur der Beginn weiterer Bewegungen. Die Aufrichtung des Reiches der Hiung-nu unter Mao-dun wirkte sich bis tief nach Iran und Indien aus. Zwei große nomadische Wellen sind zu unterscheiden, die nach Westen und Süden drängten.

Die Sai-wang zogen nach ihrer Niederlage südwärts. Einen Teil von ihnen findet man in nachchristlicher Zeit in Ostturkestan wieder. Ein Teil saß in Chotan an der Südstraße; der ältere sakische Dialekt in Maralbaschi an der Nordstraße könnte eine Station ihrer Südwanderung bedeutet haben[45]. Aber die Hauptmasse des Volkes wandte sich nach Ferghana, wo sie eine Zeitlang am jenseitigen Ufer des Jaxartes wohnte[46]. Ende 141 hört man von Kämpfen an der Nord- und Nordostgrenze von Hyrkanien[47]. Von dem Partherkönig Mithridates I. bezwungen, wurden die Saken 139 in Ostiran, im Gebiet zwischen Hamun-See und Hilmend, angesiedelt; die dortige Landschaft Sakastane, heute Sistan, hat den Namen des Volkes bewahrt. Aber auch dort hielt es sie keine hundert Jahre. Im Jahre 62 fiel ein Teil der Saken in Indien ein. Rasch setzten sie sich an der Indusmündung fest und drängten nach Norden und Osten. Im Herbst des Jahres eroberten sie

Udschajini; noch vor dem Beginn des Septembers erreichten sie Taxila. Sie gründeten die nach ihnen benannten Herrschaften im nordwestlichen Indien.

Die zweite Welle, die den Saken folgte, wurde von den Jüe-dschi geführt[48]. Der Geschichtsschreiber des griechischen Baktrien, Apollodoros von Artemita, hat als einziger davon Kunde bewahrt. Nach ihm überschritten die Stämme der Asier, Pasianer, Tocharer und Sakauraker den Jaxartes und besetzten Baktrien und die Sogdiane. Sie beseitigten dort die Reste griechischer Herrschaft; sie überrannten das gesamte parthische Gebiet, nachdem sie den König Phraates II. in einer Schlacht besiegt und getötet hatten. Bis Mesopotamien drangen sie vor, wo sie das Königtum von Adiabene gründeten. Im Jahre 129 war diese Flut über den ganzen Osten und Norden Irans hinweggegangen; zur gleichen Zeit (129/8) fand der chinesische Gesandte Dschang-tschien, der die »Westländer« bereiste, die Jüe-dschi als Oberherren von Baktrien. Sie selbst hatten ihr Königslager in den Steppen nördlich des Oxos, und hier hat die sowjetische Flugexpedition ihre Spuren festgestellt. Den älteren Massagetensiedlungen zur Seite fanden sich Städte, Festungen und befestigte Wohnhäuser, die man den Sirdarja-Tocharern zuweist[49].

Zum erstenmal hatten die Hiung-nu und damit die späteren Hunnen in großem Maßstab Geschichte gemacht.

3.

Gewaltig stiegen damals die Ansprüche der Hiung-nu: einem Vertreter des Himmelssohnes gegenüber konnten sie Worte fallen lassen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. »Gesandter von Han«, hieß es wohl in solcher Unterredung, »sprich nicht zuviel. Sieh lieber nach den Maßen der Seidenwaren, des Reises und Reismalzes, welche Han für Hiung-nu aufzubringen hat, damit alles stimmt und von guter Beschaffenheit ist. Worüber willst du sonst noch reden? Sind die zu liefernden Waren vollständig und gut, dann sind damit die Geschäfte erledigt. Sind sie aber unvollständig und schlecht, dann kommen im Herbst, sobald bei euch die Ernte reif ist, unsere Reiter, zerstampfen sie und heimsen sie ein«[50].

Mit der Systematisierung der nomadischen Kampfesweise hatte diese eine erhöhte Schlagkraft gewonnen. Aber sie hatte sich auch von ihren natürlichen Zusammenhängen entfernt. Einst mit den nomadischen

Ursprüngen gegeben, ihnen verhaftet und darum unnachahmlich, hatte sie sich in zunehmendem Maße zu etwas gewandelt, das erlernbar war. Die Chinesen zögerten nicht, sich dieser Möglichkeit zu bedienen. Hatte man zuvor, um den Gegner zu bestehen, dessen berittene Bogenschützen übernommen, so tat man jetzt dasselbe mit der Reitertaktik.

Die Umgestaltung der chinesischen Reiterei geschah unter dem Kaiser Wu-di (141—87). Er führte neben dem Bogen das breite Hiebschwert ein[51]; an die Stelle des Speeres ließ er die lange Reiterlanze treten. Auch Sattel[52] und Steigbügel[53] entlehnte man den Nomaden, dazu eine Pferdepeitsche, der russischen Nagaika vergleichbar[54]. Unter den vier Truppengattungen der Han zählte jetzt die Reiterei[55] als die zweite an Rang[56]. Die Grabreliefs der Zeit zeigen neben Streitwagen (die mit Sonnenschirmen versehen sind) und Fußkämpfern jetzt Bogenschützen und Lanzenreiter[57]. Chinesischen Truppenteilen zur Seite standen solche, die aus unterworfenen Nomaden oder geradezu aus Hiung-nu und türkischen Söldnern sich rekrutierten[58]. Leichteres Gepäck auf dem Marsch gestattete größere Beweglichkeit, größere Reichweite der Operationen[59]. Die Bewaffnung wurde der des Gegners derart überlegen, so daß man zuletzt für einen chinesischen Krieger fünf der Feinde rechnete[60]. Man rühmte sich der stärkeren Bogen, einer erhöhten Durchschlagskraft der Pfeile, längerer Lanzen, besserer Brustpanzer und schärferer Schwerter[61]. Ein starkes Selbstgefühl bemächtigte sich der berittenen Waffe. »Es sind ausnahmslos tapfere, außergewöhnliche Schwertführer, gewandte Männer, stark genug, Tiger zu ergreifen; es sind Schützen, die die Zielscheibe ins Zentrum treffen«, heißt es einmal[62].

In der Tat war der neuen Reiterwaffe Erfolg beschieden. Ihr Organisator Ho-tschü-bing, der achtzehnjährige Neffe des berühmten Feldherrn Wei-tsching, von früh auf ein vollendeter Reiter und Bogenschütze, schlug die Hiung-nu nacheinander in sechs Feldschlachten[63]. »Kein Heerführer von Beruf«, hieß es von ihm[64], »hatte jemals über derart gute Krieger und Pferde verfügt wie er. Die er anführte, waren stets die auserkorensten, und tief konnte er sich mit ihnen ins Feindesland wagen. Immer stand er mit den besten Reitern an der Spitze des Heeres. Dazu wurde ihm das vom Himmel beschiedene Glück zuteil, nie in äußerste Not zu geraten.« »Das persönliche Ansehen des Generals wuchs täglich«, fügt der Berichterstatter hinzu.

Ho-tschü-bings Grabmal ist erhalten[65]. In ihm ruht der mit vierunddreißig Jahren verstorbene Reiterführer, von den Bildern stehender und liegender Pferde umgeben. Ein niedergeworfener Hunne liegt rücklings unter den Hufen eines Rosses. Hier ist das Tier selbst als Sieger betrachtet[66], und in

der Tat war beides, die taktische Umwälzung und der Erfolg der neuen Kampfesweise, durch das Pferd bestimmt[67]. Hatte einst der Hunnenherrscher die »Kraft seiner trefflichen Pferde« gepriesen, so rühmte sich der erste Kaiser der Han, auf dem Rücken der Pferde seine Siege errungen, seine Herrschaft gewonnen zu haben[68] (Abb. 3).

Eine letzte Steigerung bedeutete die Einführung einer schweren Reiterei. Sie beruhte auf zwei Voraussetzungen: auf der Schaffung eines geeigneten Panzers und auf der Züchtung einer Pferderasse, die den Reisigen mit Harnisch zu tragen vermochte.

Die Pferdebilder von Ho-tschü-bings Grabmal zeigen noch den in China heimischen Pferdetyp, einen Nachkommen des Przewalskischen Urpferdes[69]. Gleicher Herkunft war die Art, die in den Ausläufern der Gobi und in der Mongolei gezüchtet wurde. Das zeigen die von dort stammenden »sino-sibirischen« Bronzen[70]: der plumpe Kopf, der mächtige Hals, der niedrige Widerrist, die kurzen Beine im Gegensatz zum gedrungenen Rumpf bilden unverkennbare Kennzeichen[71]. Sie begegnen bereits auf den ältesten Piktogrammen für *ma* »Pferd« von den Schildkrötenschalen von An-jang[72]. Jetzt wurde dieser Typ durch eine westliche, vom Tarpan abstammende Züchtung ersetzt. (Abb. 2 u. 3)

Ihr Verbreitungsgebiet reichte vom Iran bis hin zum Altai, wo man in den Gräbern von Pazyryk Pferde dieser Rasse gefunden hat[73]. Dschang-tschien, der in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. erstmalig die Westländer besuchte, hatte dort von den »blutschwitzenden« Rossen Ferghanas vernommen[74]. Nach seinem zweiten Aufenthalt brachte er solche Tiere mit nach Hause (116 v. Chr.): schwere Schlachtrosse aus parthischer Zucht, wie sie Wandkritzeleien aus Dura veranschaulichen[75]. Man fand sie stärker und für die militärischen Erfordernisse brauchbarer als die bisher verwandten Pferde. Zugleich kam der Alfalfa-Klee nach China, den man zur Fütterung brauchte[76]. Auf die Kunde von einer noch vollkommeneren Rasse unternahm man zwei Feldzüge gegen die Stadt Ir-schi in Ferghana, um sich einige Zuchttiere zu verschaffen[77]. Trotz Fehlschlägen und Verlust hatte man schließlich Erfolg. Der Kaiser selbst verfertigte ein Lied auf die »Himmelsrosse des westlichen Weltendes«[78].

Sogleich erscheint der neue Pferdetyp in der Kunst[79]. Der hohe Bau, der schmale und lange, feingegliederte und ausdrucksvolle Kopf bei gleichfalls mächtigem Hals unterscheiden ihn vom einheimischen Pferd. Der eigentümliche Gang mit hoch hinausgeworfener Vorderhand und ausgreifender Hinterhand, der geschwungene Rücken, die fleischigen Oberschenkel treten

als weitere Merkmale hinzu. Die chinesische Kunst ist nicht müde geworden, den neuen Typus zu gestalten; sie hat damit Werke geschaffen, die zu den besten ihrer Art zählen[80] (Abb. 4).

Fast gleichzeitig begegnen die ersten Panzer für Mann und Roß. Auf den Darstellungen der Hanzeit sieht man berittene Lanzen- und Hellebardenkämpfer[81] den Bogenschützen zur Seite. Die Pferde tragen eine tief herabreichende Bedeckung aus Leder, später einen regelrechten Panzer[82]. Die Koller aus Nashornhaut, die eine ältere Zeit bevorzugte, verstärkte man durch aufgenähte lederne oder metallene Schuppen[83]. Später kam eine Erfindung iranischen Ursprungs hinzu[84]. Metallene Plättchen wurden nicht mehr auf eine Unterlage von Leder oder Stoff geheftet, sondern unter sich durch Lederschnüre zu einem dichten und zusammenhängenden Geflecht verbunden[85]. Locker und dehnbar, zugleich äußerst widerstandsfähig, überzog es die Glieder der Kämpfenden gleich einem Kleid. Der neue Panzer (»split armour«; Plättchen- oder Lamellenpanzer) verlieh größeren Schutz zusammen mit größerer Beweglichkeit[86] (vgl. Abb. 6).

Auch in der Verwertung dieser Erfindung waren die Hiung-nu den Chinesen vorangegangen. Nach dem Zeugnis des Geschichtsschreibers Se-ma-tschien[87] (gestorben etwa 85 v. Chr.) kämpften die Hiung-nu als gepanzerte Reiter. Wie die Panzerung aussah, zeigen die Felszeichnungen vom Berge Sulek, nordwestlich von Minussinsk[88]. Die dort dargestellten Kataphrakten tragen ein langes, bis zu den Knien reichendes Panzerhemd oder den noch längeren gepanzerten Lederkaftan[89]. Eine andere Felszeichnung, vom oberen Jenissei, zeigt einen Lamellenpanzer, der Oberarme und die Mitte der Schenkel bedeckt[90]. Chinesische Grabfiguren aus Ton[91] schließen sich an. Jetzt wurde auch das Pferd, nicht nur der Reiter von dem Lamellenpanzer geschützt. Wieder hatte man, was man übernahm, dem Vorbild gegenüber vervollkommnet.

4.

Chinas Geschichte spielte unter den Han im Norden, im Tal des Huang-ho. Die Landschaft ist eintöniger als die des Südens, die durch den Wechsel des Atmosphärischen, durch seine Farbspiele, durch Nebel und Wasser, bestimmt wird. Im Gegensatz zu dem leichteren, phantasiebegabteren Südchinesen ist der Menschenschlag des Nordens schwerfälliger, aber auch zuverlässiger. Durch strammen Körperbau zeichnet er sich vor dem feingliedrigen Südländer aus; er erkämpft sich sein Leben durch Genügsamkeit,

Standhaftigkeit und Fleiß. Bauer, der er ist, steht er einer Natur gegenüber, die groß ist im Schenken, aber unbarmherzig in ihren Launen[92]. Von ihrer Bändigung hängt die Sicherheit von Gut und Leben ab. Furchtbar sind die Wirkungen, die Naturkatastrophen hervorrufen können. Nur durch Zusammenhalten, Organisation, saure Mühe und Zähigkeit ließ sich dem entgegentreten.

Von der Art solcher Naturkatastrophen waren die immer wiederkehrenden Einbrüche der Hiung-nu. Einer Sturmflut, einem gewaltigen Dammbruch glichen die Verheerungen, die diese Einbrüche im Gefolge hatten. Man beschloß, auch ihnen mit Beharrlichkeit und zäher Kraft zu begegnen. Vor allem: man scheute sich nicht, vom Gegner zu lernen. Aber die Reitertaktik, die man von den Hiung-nu bezog, war von vornherein etwas anderes dort und hier. Sie war nicht auf chinesischem Boden gewachsen: man hatte sie sich durch bewußten Entscheid in ihrer ausgebildeten Form angeeignet. Es kam schließlich so weit, daß man die Barbaren mit ihren eignen Waffen schlug. Aber daneben griff man auf einheimische und überkommene Formen zurück, um sie den Erfordernissen anzupassen (Abb. 5).

Der Streitwagen[93] ließ sich durch die neue Reiterei nicht beseitigen. Sein Bau wurde vervollkommnet; man unterschied jetzt schwere und leichte Wagen. Man wußte sie zu Wagenburgen zu vereinigen[94], wie man Igelstellungen zu bilden verstand[95]. Auch das Fußvolk hatte an dem Neuen Anteil. Bei dem Sturm auf die Hauptstadt des letzten Schan-jü der Hiung-nu standen Schildträger in der ersten Linie: sie bildeten eine *testudo* nach römischer Art[96]. Ihnen folgten Lanzenträger und Armbrustschützen; die Reiterei stand bereit, um ein Ausbrechen der Belagerten zu verhindern[97].

Die Armbrust haben die Chinesen, wenn auch nicht erfunden, so doch als erste in größerem Umfang verwandt. Durch einen sinnreichen Abzug wußte man die Brauchbarkeit der Waffe zu steigern[98]. Die Wirksamkeit der chinesischen Armbrustschützen zwang den Hiung-nu die Neuerung eines verstärkten Panzers auf. Bald trat die Waffe mit dem Reflexbogen der Nomaden in erfolgreichen Wettbewerb. Flüchtige Reiterschützen hatten bisher den schlanken, gefiederten Pfeil auf weitentfernte Ziele hin ausgesandt. Der Armbrust bediente man sich zu Fuß. Ihre gedrungenen, kurzen Bolzen wurden auf nahe Distanz, aber mit mörderischer Durchschlagskraft abgeschossen. War der Bogen ursprünglich eine Waffe des Verfolgers und Jägers, so die Armbrust eine solche der Verteidigung; sie wollte nicht einholen und treffen, sondern vernichten. Sie wurde zum Symbol des seßhaften, bäuerlichen oder städtischen Menschen, der nicht als geborener Krieger,

wohl aber als disziplinierter Soldat gegen die Räuber antrat, die ihm die Fluren und Siedlungen der Heimat bedrohten.

Vollendeter Ausdruck dessen sind die großen Sperranlagen, durch die sich, ähnlich wie Rom, auch das Reich der Mitte gegen den unliebsamen Nachbarn zu schützen suchte[99].

Faßbar ist, durch die Entdeckungen von Sven Hedin und Sir Aurel Stein, der äußerste Westteil des chinesischen Limes, dort, wo er in die Wüste hinauslief, die Gan-su von dem Tarimbecken trennt. Er folgt hier dem Lauf der Handelsstraße, die vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich, der Seidenausfuhr nach dem Westen diente[100]. Die Parther[101] waren die Hauptabnehmer; sie vermittelten den Handel mit der hellenistisch-römischen Welt. Von der parthischen Ostgrenze ging die Straße, den Flußtälern folgend, hinauf zum Pamir und senkte sich zum westlichen Winkel des Alaitales hinab. Hier stand am Fuß des Passes, inmitten schweigender Bergriesen, die sich bis zu 7000 Meter erheben, der »Steinerne Turm[102]«. Zwei Bereiche stießen da aneinander: wer an seiner Einsamkeit vorüberzog, der hatte Mittelmeerländer und Vorderasien hinter sich gelassen und trat in eine andere Welt ein.

Im weiteren Abstieg folgte die Straße dem Lauf des Kyzyl-su. Man gelangte nach Kaschgar und damit ins Tarimbecken. Zwei Handelsstraßen gingen durch dieses wichtige Durchgangsgebiet. Beide verliefen von West nach Ost, den Gebirgen folgend, die das Land im Norden und Süden abschließen. Noch im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende war die Unsicherheit groß. »Wenn man auf der Nordstraße reist, ist man den Überfällen der Hiung-nu ausgesetzt. Auf der Südstraße fehlt es an Wasser und Futter, und in vielen Landstrichen, wo sich längs der Straße keine Bevölkerung niedergelassen hat, herrscht großer Mangel[103].« So berichten die chinesischen Quellen. Sie fügen hinzu: »Die Tore der Städte blieben wegen der Räuber am hellen Tag geschlossen[104].«

Zu derselben Zeit hatten die Chinesen mit der Eroberung der »Westländer« begonnen. Das Unternehmen erlitt mancherlei Rückschläge, und erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. konnte das Gebiet als gesichert gelten. Seit dem Jahre 73 wirkte dort der große Feldherr des Kaisers Dschang-di: Ban-tschao[105]. Er stammte aus gelehrtem Hause. Sein Vater war durch Schriften bekannt, sein Bruder hatte die »Geschichte der älteren Han« verfaßt; auch die Schwester besaß gelehrten und literarischen Ruf. Zielbewußt und unerschütterlich, erfindungsreich und, wenn es nottat, unbedenklich[106] ging Ban-tschao ans Werk. Von der Heimat mehr als spärlich

unterstützt[107], mußte er sich damit abfinden, »die Barbaren durch die Barbaren zu schlagen«[108]. Als er nach zwölfjähriger Tätigkeit darum ersuchte, zurückkehren und in der Heimat sterben zu dürfen[109], hatte er mehr erreicht als zuvor ein Heerführer. Das Tarimbecken bis nach Kaschgar war gewonnen, 73/74 sogar die Oase Hami erobert worden[110].

Sogleich änderten sich die Zustände in den unterworfenen Gebieten. Die neuen chinesischen Herren waren rastlos tätig. »Die Ausdehnung des Landes, die Berge und Flüsse, die Könige und ihre Statthalter, die Zahl der Bewohner, die Entfernungen auf den Straßen wurden genau geprüft und verzeichnet[111].« Es wurden Herbergen, Poststationen und ein Kurierdienst[112] eingerichtet; Dolmetscher wurden bestellt. »Die Fremden, die sich dem Handel hingaben, klopften täglich an die Schlagbäume, auf daß man ihnen öffne«[113]. In die Oase Kutscha, an strategisch wichtiger Stelle, wurde der Amtssitz des chinesischen Generalprotektors verlegt und die Stadt mit Mauern umgeben.

Gleichzeitig nahmen chinesische Siedler das unbewohnte Land unter den Pflug. Ackerbaukolonien wurden angelegt und durch Wehranlagen gesichert[114]. Man errichtete Grenzbefestigungen, erbaute Wachttürme[115] und zog Laufgräben. Davor erhob sich ein Außenwall mit eigner Besatzung, auf daß die neugewonnenen Grenzlande zur Ruhe kämen[116]. Bei Überfällen gelang es den Hiung-nu allenfalls, die außerhalb der Befestigungen liegenden Wachthäuser und Schanzen zu überrumpeln. Weiter kamen sie nicht. Denn »die Signalfeuer in den Marken längs der Grenze brannten klar und hell, und die Beobachtungsposten waren in gutem Zustand, so daß Streifzüge in den Grenzlanden den Hiung-nu wenig einbrachten und sie die befestigten Grenzen selten angriffen«[117].

Der Kaiser Schi-huang-di (259—210) hatte, im Anschluß an ältere Versuche, begonnen, das Land der Mitte durch eine bis zum Jalu laufende Grenzsperre von den nördlichen Stämmen abzuriegeln[118]. Im 1. Jahrhundert fügte man die nach Lou-lan führende Straße hinzu. Rasthäuser wurden von Dun-huang westwärts bis zum Lob-nor errichtet[119]. Dazu kamen mehrere hundert Ackerbaukolonien und, in Abständen, selbständige Befestigungen[120]. Lou-lan, nördlich des Lob-nor an der Nordstraße gelegen, bildete den westlichen Brückenkopf der Anlage[121]. Schließlich entstand ein zusammenhängender Limes, der die Straße nach Norden gegen die Hiung-nu und ihre Nachbarn abschirmte.

Durch kleinere Seen und Sümpfe geschützt, verlief die Linie im Tal des Su-lo-ho. Man unterscheidet noch die Baustrecken, mit der die Anlage

wohl aber als disziplinierter Soldat gegen die Räuber antrat, die ihm die Fluren und Siedlungen der Heimat bedrohten.

Vollendeter Ausdruck dessen sind die großen Sperranlagen, durch die sich, ähnlich wie Rom, auch das Reich der Mitte gegen den unliebsamen Nachbarn zu schützen suchte[99].

Faßbar ist, durch die Entdeckungen von Sven Hedin und Sir Aurel Stein, der äußerste Westteil des chinesischen Limes, dort, wo er in die Wüste hinauslief, die Gan-su von dem Tarimbecken trennt. Er folgt hier dem Lauf der Handelsstraße, die vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich, der Seidenausfuhr nach dem Westen diente[100]. Die Parther[101] waren die Hauptabnehmer; sie vermittelten den Handel mit der hellenistisch-römischen Welt. Von der parthischen Ostgrenze ging die Straße, den Flußtälern folgend, hinauf zum Pamir und senkte sich zum westlichen Winkel des Alaitales hinab. Hier stand am Fuß des Passes, inmitten schweigender Bergriesen, die sich bis zu 7000 Meter erheben, der »Steinerne Turm[102]«. Zwei Bereiche stießen da aneinander: wer an seiner Einsamkeit vorüberzog, der hatte Mittelmeerländer und Vorderasien hinter sich gelassen und trat in eine andere Welt ein.

Im weiteren Abstieg folgte die Straße dem Lauf des Kyzyl-su. Man gelangte nach Kaschgar und damit ins Tarimbecken. Zwei Handelsstraßen gingen durch dieses wichtige Durchgangsgebiet. Beide verliefen von West nach Ost, den Gebirgen folgend, die das Land im Norden und Süden abschließen. Noch im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende war die Unsicherheit groß. »Wenn man auf der Nordstraße reist, ist man den Überfällen der Hiung-nu ausgesetzt. Auf der Südstraße fehlt es an Wasser und Futter, und in vielen Landstrichen, wo sich längs der Straße keine Bevölkerung niedergelassen hat, herrscht großer Mangel[103].« So berichten die chinesischen Quellen. Sie fügen hinzu: »Die Tore der Städte blieben wegen der Räuber am hellen Tag geschlossen[104].«

Zu derselben Zeit hatten die Chinesen mit der Eroberung der »Westländer« begonnen. Das Unternehmen erlitt mancherlei Rückschläge, und erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. konnte das Gebiet als gesichert gelten. Seit dem Jahre 73 wirkte dort der große Feldherr des Kaisers Dschang-di: Ban-tschao[105]. Er stammte aus gelehrtem Hause. Sein Vater war durch Schriften bekannt, sein Bruder hatte die »Geschichte der älteren Han« verfaßt; auch die Schwester besaß gelehrten und literarischen Ruf. Zielbewußt und unerschütterlich, erfindungsreich und, wenn es nottat, unbedenklich[106] ging Ban-tschao ans Werk. Von der Heimat mehr als spärlich

unterstützt[107], mußte er sich damit abfinden, »die Barbaren durch die Barbaren zu schlagen«[108]. Als er nach zwölfjähriger Tätigkeit darum ersuchte, zurückkehren und in der Heimat sterben zu dürfen[109], hatte er mehr erreicht als zuvor ein Heerführer. Das Tarimbecken bis nach Kaschgar war gewonnen, 73/74 sogar die Oase Hami erobert worden[110].

Sogleich änderten sich die Zustände in den unterworfenen Gebieten. Die neuen chinesischen Herren waren rastlos tätig. »Die Ausdehnung des Landes, die Berge und Flüsse, die Könige und ihre Statthalter, die Zahl der Bewohner, die Entfernungen auf den Straßen wurden genau geprüft und verzeichnet[111].« Es wurden Herbergen, Poststationen und ein Kurierdienst[112] eingerichtet; Dolmetscher wurden bestellt. »Die Fremden, die sich dem Handel hingaben, klopften täglich an die Schlagbäume, auf daß man ihnen öffne«[113]. In die Oase Kutscha, an strategisch wichtiger Stelle, wurde der Amtssitz des chinesischen Generalprotektors verlegt und die Stadt mit Mauern umgeben.

Gleichzeitig nahmen chinesische Siedler das unbewohnte Land unter den Pflug. Ackerbaukolonien wurden angelegt und durch Wehranlagen gesichert[114]. Man errichtete Grenzbefestigungen, erbaute Wachtürme[115] und zog Laufgräben. Davor erhob sich ein Außenwall mit eigner Besatzung, auf daß die neugewonnenen Grenzlande zur Ruhe kämen[116]. Bei Überfällen gelang es den Hiung-nu allenfalls, die außerhalb der Befestigungen liegenden Wachthäuser und Schanzen zu überrumpeln. Weiter kamen sie nicht. Denn »die Signalfeuer in den Marken längs der Grenze brannten klar und hell, und die Beobachtungsposten waren in gutem Zustand, so daß Streifzüge in den Grenzlanden den Hiung-nu wenig einbrachten und sie die befestigten Grenzen selten angriffen«[117].

Der Kaiser Schi-huang-di (259—210) hatte, im Anschluß an ältere Versuche, begonnen, das Land der Mitte durch eine bis zum Jalu laufende Grenzsperre von den nördlichen Stämmen abzuriegeln[118]. Im 1. Jahrhundert fügte man die nach Lou-lan führende Straße hinzu. Rasthäuser wurden von Dun-huang westwärts bis zum Lob-nor errichtet[119]. Dazu kamen mehrere hundert Ackerbaukolonien und, in Abständen, selbständige Befestigungen[120]. Lou-lan, nördlich des Lob-nor an der Nordstraße gelegen, bildete den westlichen Brückenkopf der Anlage[121]. Schließlich entstand ein zusammenhängender Limes, der die Straße nach Norden gegen die Hiung-nu und ihre Nachbarn abschirmte.

Durch kleinere Seen und Sümpfe geschützt, verlief die Linie im Tal des Su-lo-ho. Man unterscheidet noch die Baustrecken, mit der die Anlage

westwärts getrieben wurde[122]. Südlich des Chara-nor bog der ältere Limes nach Südwesten um und fand hier seinen Abschluß; später wurde er noch um etwa vierzig Kilometer weitergeführt. Von da ab übernahm, abgesehen von kleineren befestigten Posten, die sumpfige Salzsteppe den Schutz[123]. Die Bauten waren aus ungebranntem Lehm mit Einlagen aus Toghrakstämmen und Tamariskenholz errichtet[124]. Die Wallanlage hat sich mit ihren Forts, Magazinen[125] und Wachtürmen[126] auf lange Strecken hin erhalten[127]. Begnadigte Strafgefangene[128], die an die öde Nordwestgrenze des Reiches verbannt waren, oder barbarische Söldner[129] bildeten die Besatzungen. Aber auch mancher chinesische Bauernsohn mußte ihr bitteres Los teilen. Von ihnen kündet ein altes Marschlied:

»Dreimal im Jahre ziehen sie zu Feld;
Drei Söhne rückten nach Dun-huang aus,
Zwei Söhne gingen nach dem Westen der Pässe.
Fünf Söhne gingen zum Kampf in die Ferne,
und die fünf Gattinnen härmen sich ab«[130].

Lou-lan selbst lag am Ufer des Salzsees: es wurde gleichsam aus dem Nichts geschaffen. Die Umgebung war menschenleer, und das Land trug sparsame Frucht[131]. Aber man hatte Kanäle gegraben und auf bewässerten Äckern Weizen, Hirse und Hanf gepflanzt. Aller sonstige Bedarf mußte aus dem Innern Chinas herangeschafft werden. In Magazinen speicherte man auf, was benötigt wurde: Getreide; die Waffenvorräte der Besatzung; Filztuch, Pelze und pelzverbrämte Helme[132], um den Winter durchzuhalten. Kolonnen von mongolischen Kamelen, Eseln und Pferden aus Tibet standen als Tragtiere zur Verfügung. Über dem Ganzen waltete ein Beamtenstab, der nach chinesischer Weise schier alles dem Papier anvertraute: Art und Preise der durchgehenden Waren, den Einlauf der Post und ihren Abgang, das ausgegebene und verbrauchte Material. Über jeden Halfterstrick wurde Rechnung verlangt[133].

Unter den Waren[134] stand, wie gesagt, an erster Stelle die Seide. Sie war für die Ausfuhr in Rollen von bestimmter Größe gewebt; Preis und Herkunft waren an ihnen verzeichnet[135]. Die Seide diente im Lande selbst als Zahlungsmittel. Aber auch der Westen und die Kaufleute Indiens stellten sich als Abnehmer ein. Sie brachten die Erzeugnisse ihrer Heimat mit. Glaswaren, aus Alexandrien oder Antiocheia stammend, fanden ihren Weg bis nach Korea[136]. Die Ornamentik der eingeführten Wollstoffe wurde von den chinesischen Seidenwebern übernommen und umgebildet[137].

Doch nicht nur wirtschaftlich war die Straße von Bedeutung. Der Kaufmann hat den Weg gebahnt für die großen Weltreligionen. Die Missionare des Buddhismus zogen hier vorüber, als sie sich anschickten, China und die Mongolei, Korea und Japan zu gewinnen. Aber auch nestorianische Christen und, gleich ihnen durch die unbarmherzigen Verfolgungen der Sasaniden vertrieben, die Verkünder von Manis Lehre kamen hier durch. Alle haben sie ihre Spur im Tarimbecken hinterlassen.

Mit der Errichtung des Limes und seiner befestigten Außenposten, mit der Organisation und dem Schutz des Handels hatte der Gegenschlag, den das Reich der Mitte gegen die Hiung-nu führte, seinen Höhepunkt erreicht. Man hatte dem Gegner nicht nur das Geheimnis seiner Kampfesweise abgelauscht: in der Anlage dieser Sperrdämme hatte der seßhafte Mensch seine eigensten Fähigkeiten mit Erfolg in die Waagschale geworfen.

5.

Als die Chinesen die Panzerung übernahmen, bedeutete das für sie einen technischen und taktischen Fortschritt. Sie eigneten sich die Waffe des Gegners an, um ihn im Besitz derselben zu überwinden. Bei den Hiung-nu, den Reiternomaden überhaupt, reicht die »Erfindung« des metallenen Panzerkleides in tiefere Bereiche zurück. Der »technische« Fortschritt gründete sich auf religiöse Vorstellungen, die den mittel- und nordasiatischen Völkern insgesamt eigneten[138].

Der Panzer mit aufgenähten Metallschuppen und der eiserne Lamellenpanzer gemahnen beide an die Tracht des Schamanen. Dieser behängt sein Kleid mit eisernem Gerät, vor allem mit eisernen Abbildern seiner Geister. Oft ist der Behang so dicht, daß das Fell darunter nicht mehr zu sehen ist[139]. Auf einem richtigen Schamanenrock findet man bei den Jakuten 30 bis 40 Pfund Eisen. Nach ihrem Glauben rostet der Zierat nicht, da er eine Seele besitzt.

Der Gedanke, daß eine Verwandtschaft zwischen Schamanenrock und Panzer bestehe, liegt nahe[140]. Der Schamane hielt seine Geister in ihren eisernen Abbildern gefangen und gebändigt. Sie waren genötigt, ihm zu dienen und gegen alle Fährnis zu schützen. Diese besondere Fähigkeit des Eisens, des Metalls überhaupt, bestand bei dem Reiterpanzer noch fort; auch für ihn mögen ursprünglich religiöse Vorstellungen maßgebend gewesen sein. Aber indem man den eisernen Behang überlegt verteilte, ihn

gleichzeitig auf das notwendige Maß beschränkte, ihm die geeignete Form gab, verwandelte sich das Schamanenkleid in den immer stärker rationalisierten und technisch vervollkommneten Reiterpanzer (Abb. 6).

Und doch blieben seine Ursprünge langehin kenntlich. Den Schuppenpanzer nannten die Römer *lorica plumata*, »Federpanzer«, und deuteten damit an, daß er das Federkleid des Vogels nachahmt. Der Hinweis auf den Vogelschamanen ist damit gegeben. Manche Schamanen tragen auf den Schultern oder Ärmeln eiserne, schuppenförmige Platten, die sich wie die Urform eines solchen Panzers ausnehmen[141]. Die Jakuten sprechen in ihren Märchen von dem Schamanenrock als dem »eisernen, schönen Panzer«[142]. Chinesische Tonfiguren der Hanzeit, exorzisierende Schamanen darstellend, sind mit einem Schuppenpanzer bekleidet[143]. Hauptbestandteil der Schamanentracht ist die blankgeschliffene runde Kupferplatte, die auf Brust oder Rücken hängt[144]. Der erste Schamane, so heißt es, legte auf höheres Geheiß diese Platte an, um sich gegen die Waffen der Feinde zu schützen[145]. Ihr begegnet man heute noch auf chinesischen[146] und tibetanischen[147] Panzern, die die alte Form erhalten haben (Abb. 8).

Wichtig ist auch die Rolle des Schmiedes bei den mittelasiatischen Reiternomaden[148]. Er ist nicht nur der kunstfertige Handwerker: er besitzt besondere Kräfte. »Schmiede und Schamanen stammen aus dem gleichen Nest«, sagen die Jakuten. Die Schmiede nahmen hohe Rangstufen ein, bis hinauf zur Königswürde. In der epischen Dichtung fast aller mongolischer Stämme, aber auch bei den Türken, bedeutet das Wort für den »Schmied« (*darchan*, τάρχανος) zugleich »Held« und »freier Ritter«[149].

Dem Metallpanzer zur Seite erscheint ein zweites Gerät, das auf dieselben Ursprünge führt: die Trommel[150].

Die Handpauke oder Handtrommel ist ursprünglich das Gerät des Schamanen. Bei seinen Tänzen, bei Verzauberung und Entzückung, pflegt er sich ihrer zu bedienen. Die Geister, die er bezwingt, versammelt er in der Höhlung seiner Trommel, die mit dem Bild der kreisrunden, in vier Sektoren geteilten Welt[151] versehen ist. Mit dem gleichen Werkzeug, das er im Wechsel von kurzen, kräftigen Schlägen und langgezogenen Wirbeln zu rühren weiß, versetzt er sich in jenen Rauschzustand, der ihn befähigt, zum obersten Himmel emporzusteigen.

Dieses Tympanon tritt auf, wo immer sich die Mächte Bezauberung, Hingerissenheit und ekstatischer Taumel entfalten. Im Dienst der Kybele wird es gehandhabt, und ebenso erscheint es auf dem dionysischen Fresko der Villa dei Misteri in Pompeji. »Tief wie ein Stier« brüllen in Aischylos'

»Edonen« die Verehrer des Dionysos: »es ist wie der Ton einer schwer erschütternden Trommel[152]«. Das Heer des Gottes soll auf dessen indischem Zug des Tympanon sich bedient haben, da die Trompete noch nicht erfunden war[153]. Die Musikkorps der indischen Mauryakönige führten das gleiche Instrument[154], und in einem alexandrinischen Mimos tritt der kanaresische König mit einem Paukenwirbel auf, der jedes seiner Worte begleitet[155].

Ein mittelasiatisches Reitervolk wie die Parther gaben mit dem Tympanon, nicht mit der Tuba, das Zeichen zum Angriff[156]. Als der zweite Tag der Schlacht von Karrhai anbrach[157], ertönte im Morgengrauen das dumpfe Tönen der Handpauken. Und während das entmutigte Römerheer des ungewohnten Tones lauschte, waren die Reiter schon heran, vernahm man den Klang der Sehnen, das tönende Sausen der Pfeile... Diese Reitermassen waren bezaubert, entrückt, besessen, wenn sie zum Angriff ansetzten. Als China die Reitertaktik von den Nomaden übernahm, kam die Handtrommel in Gebrauch[158]: unter Trommel- und Paukenschlägen eröffnete man den Kampf[159].

Im Kult der Dschou-Zeit waren Trommeln und Zimbeln längst heimisch[160]. Aber erst die Han führten sie im Heer ein. Um ihre Wirksamkeit zu erhöhen, beschmierte man die Trommeln gleich den Schwertern mit dem Blut getöteter Feinde. Eine Tonfigur[161] aus der Zeit der nördlichen Wei (386—556) zeigt einen Reiter, der eine Doppelpauke handhabt. Gleich den Kesselpauken ist sie beiderseits des Sattelbugs angebracht.

Der Schamanismus stellt keine Religion im strengen Sinne dar. Er besitzt keine Dogmen und keine Kultvorschriften; er besitzt nicht einmal einen eignen Mythos. Alles ist bei ihm auf den jeweiligen Träger gestellt: der Schamane handelt aus eignem und innerem Gesetz. Was man als Einheit des Schamanismus bezeichnet, ist in Wahrheit eine Abfolge persönlicher Äußerungen und individueller Handlungen. Da der Schamanismus keine Religion ist, sondern eine Form des Verhaltens, die auf Inhalte sehr verschiedener Art anwendbar bleibt, vermag er neben andern Religionen zu bestehen. Wie im heutigen Nordasien Islam und Schamanismus, Christentum und Schamanismus einander nicht ausschließen, so wenig galt dies für das Verhältnis zu anderen Religionen. Seit der Zeitwende begegnen die ersten Berührungen Chinas mit der Lehre Buddhas, die von dem Eindringen der griechisch-buddhistischen Kunst gefolgt waren. Aber der Schamanismus vermochte, gestützt auf ältere Vorstellungen, sich in China zu behaupten. Hiung-nu und Chinesen brachten anläßlich eines Vertragsabschlusses gemeinsam das uralte Roßopfer[162] dar.

Der neue Vorstoß schamanistischer Vorstellungen, der mit der Neuordnung des Heereswesens einsetzte[163], machte auch in der Geschichte der chinesischen Kunst Epoche. Einmal vergrößerte sich der Kreis des Dargestellten, vor allem aus der Tierwelt. Und im Zusammenhang mit den veränderten Inhalten begegnet auch eine veränderte Form. Ein neuer Tierstil mittelasiatischer Herkunft gewann in China Einfluß. Wieder waren es die Hiung-nu, die ihn vermittelten.

Vom Tier her bestimmt war bereits die Kunst des älteren China. Die archaischen Bronzegefäße, von den Schang bis zum Ausgang der Chou reichend, sind dessen Zeuge. In hochstilisierter Form ist hier eine Welt eignen Gepräges eingefangen. Kunstvolle Verschlingungen und nicht weniger kunstvolle Gegenüberstellungen sind die Mittel, deren man sich bedient. Von dem Mäander oder der Spirale als Grund heben sich Tiermasken ab. Glotzaugen, von Lidern umrahmt und in ihrer Ausdruckskraft verstärkt, und aufgerissene Mäuler dräuen entgegen. Drachen und Zikaden, auch vogelartige Wesen werden gegenständig angeordnet. Tierschenkel bilden die Ständer der Gefäße, katzenhafte Raubtiere ihre Henkel; zuweilen ist das Ganze in tierischer Gestalt gegeben. Man denkt an die pantomimischen Tiertänze des alten China[164], aber in der Bronzekunst ist die schwellende Fülle durch hieratische Strenge gebändigt.

Nach jahrhundertelanger Dauer begann diese Formenwelt sich zu zersetzen. Der neue Stil, der sie ablöste, erscheint, wie man heute weiß, bereits mit dem 4. Jahrhundert[165]. Er äußert sich weniger auf den sakralen Gefäßen als in anderen Kunstformen, die jetzt erst faßbar werden: der Rundplastik und dem Relief, den eingelegten Bronzen[166], den Reliefbändern der großen Tongefäße[167], den metallenen Schließen, Gürtelhaken und Beschlägen. Überall beginnen die Tierkörper sich aus hieratischer Gebundenheit wie aus einer Erstarrung zu lösen. Sie regen sich, greifen aus: in den jetzt aufkommenden Kampfgruppen[168] mit ihrer leidenschaftlichen Bewegtheit zeigt sich eine Bereitschaft, neue Seiten des tierischen Wesens zu verstehen.

Neben die bisherige Tierwelt tritt das Pferd[169]. In immer neuen Bildern sucht man seiner habhaft zu werden. Es ist, als sei man jetzt erst gewahr geworden, was es mit diesem Tier auf sich habe. Ledig oder geritten, liegend und im Feuer der Bewegung, an der Freude am eignen Selbst sich entzündend oder in zitternder Erwartung, in Spiel, Kampf oder Zurschaustellung — überall wird pferdhaftes Sein in einer Tiefe erfaßt wie bisher nie. Selbst die Götter erscheinen jetzt zu Pferd. Die Darstellungen des Reitergottes sind

zwischen dem sarmatischen Südrußland und dem sakischen Nordwestindien heimisch; von dort aus ist er bis nach China vorgedrungen[170].

Bei dem Pferd ist es nicht geblieben. Nachdem die Hiung-nu China das Reiten gebracht hatten, übermittelten sie ihm auch das Kamel[171]. Die Kunst der Nomaden stellte Kamele, zuweilen paarweise und gegenständig, dar[172]. Gleich dem Pferd wurde es zu einem Gegenstand der Kleinkunst unter den Han[173]. Unter den Tang erscheinen Kamelkämpfer in der Tonplastik[174]; sie sind bei den Tocharern bezeugt[175] (Abb. 7).

Auch der Bär erscheint erstmalig in der Kunst der Han-Zeit[176]. Wieder gelangt man zu den Reiterstämmen als Ausgangspunkt. Unter den sogleich zu nennenden Ordosbronzen, auf den Felszeichnungen, stößt man auf sein Bild[177]. Das Bärenopfer gehört zu den ältesten und verbreitetsten[178] Begehungen der mittel- und nordasiatischen Stämme. Man begegnet ihm von der Mündung des Amur bis zu den ugrischen Stämmen am Jenissei und Ob[179], von der Beringstraße bis zu den Finnen[180].

Der Löwe war den Chinesen ursprünglich unbekannt[181]. Nie hat er in ihrem Land gelebt. Nachdem man ihn unter indischer Bezeichnung kennengelernt hatte, wurde er unter iranischem Namen im 1. vorchristlichen Jahrhundert erneut übernommen. Gesandtschaften der Parther und Tocharer brachten im Jahre 87 v. Chr. Löwen als Geschenk[182]. In der Kunst erhielt er jetzt seinen Platz als Bestandteil der weitverbreiteten Mischwesen[183] und in seiner eigentlichen Gestalt[184].

Schon unter den Dschou hatten die Darstellungen der Bronzegefäße Tiere und tierische Bestandteile in Menge gebracht. Unter dem Einfluß des nord- und mittelasiatischen Schamanismus kam die Eule hinzu[185]. Nunmehr stellte sich der jüngere Tierstil ein, gleichzeitig etwa mit seinem Erscheinen in Südrußland. Dorthin brachten ihn die Sarmaten aus Westsibirien mit. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich nach Osten und Nordosten bis ins Minussinsker Becken, zum Altai, aber auch bis nach Transbaikalien und in die westliche Mongolei[186]. Auf China im besonderen haben eingewirkt die Bronzearbeiten, die im Raum nördlich der Großen Mauer bis zum Baikalsee zutage gekommen sind[187]. Die ältesten datierbaren Stücke gehören ins 4.—3. Jahrhundert[188]. Verfertiger dieser »Ordosbronzen« (auch sino-sibirische Bronzen genannt) waren die Hiung-nu (Abb. 9; vgl. 7).

Der neue Tierstil spricht sich vor allem in den durchbrochenen und mit Reliefs verzierten Bronzeplaketten aus, die als Gürtelschnallen dienten. Bevorzugtes Motiv ist der Tierkampf[189]. Fabelgeschöpfe, aus Wolf oder Adler und Drache zusammengesetzt, bekämpfen einander und reißen ein

Pferd, eine Hinde. Tiger haben einen Jak erjagt und schicken sich an, ihm den Garaus zu machen. Daneben begegnen Greif und Eber, Bär, Rentier und anderes mehr. Der von einem Greifen überfallene Elch begegnet auf einer Wollweberei aus dem Grab eines Hiung-nu-Fürsten, in Noin Ula in der Äußeren Mongolei gefunden[190]. Der Vielfraß (statt des Greifen) gehört zur Sage von der Landnahme. Sie war, arischen Ursprungs, von den Obugriern und den Hiung-nu übernommen worden. Als die Hunnen später in Südrußland einbrachen, erscheint sie in jüngerer Form wieder; da ist es der menschliche Jäger, nicht mehr der Vielfraß und Vielfraßmensch, den das verfolgte Wild in ein neues Land[191] führt. Auch die übrigen Formen des Tierkampfes weisen auf Jagd und Verfolgung, die überall in der Vorstellungswelt dieser Stämme eine Rolle spielt[192]. Manchmal erscheinen an der Stelle der Tierszenen menschliche Zweikämpfe oder Jagddarstellungen, in denen Berittene, mit Bogen und Langschwertern bewaffnet, den tierischen Räubern und Jägern entsprechen[193] (Abb. 10).

Möglicherweise liegen in solchen Fällen epische und sagenhafte Motive zugrunde[194]. Auch Drache und Greif, erst recht ihre Mischbildungen, führen in mythischen Bereich. Der Landnahmesage wurde soeben gedacht. Die Ergänzung bringen mancherlei Verfolgungssagen, für die tierische Verwandlungen ein kennzeichnendes Merkmal bilden. Die Vorstellung von der »magischen Flucht« ist in der schamanistischen Welt überall verbreitet; sie hat in dieser ihren ursprünglichen Sitz[195].

Die Beziehungen zur Kampfesweise der Hiung-nu stellen sich ungerufen ein. Krieg und Verfolgung, Krieg und Jagd entsprechen einander. Die verstellte Flucht als taktisches Mittel war allen mittelasiatischen Reiterstämmen geläufig[196]. »Sie scheuen sich nicht vor einem fluchtartigen Rückzuge«, heißt es von den Hiung-nu[197]. Und wie für die Parther die Schlacht einer Jagd glich, wie sie den eingekreisten Feind gleich einem Wild in den Tod hetzten, wie sie sich in ekstatischer Erregung entrückt und besessen auf den Gegner warfen[198], so auch die Hiung-nu. Schamanistische Züge trug die Kampfesweise der Nomaden im Westen und im Osten.

Die künstlerischen Formen dieser Welt kamen, gleichzeitig mit reiterlicher Bewaffnung und Kampfesweise, nach China. Die Handwerker gingen daran, Vorbilder, die ihnen auf dem bronzenen Behang und Beschlag der Hiung-nu gegeben waren, in ihren Stil umzusetzen. In der Hanzeit erhielten diese Formen ihre durchgebildete Gestalt[199]. Mit der Reitertracht fanden neben den Gürtelplatten die hakenförmigen Schließen aus Bronze und Jade Eingang[200]. Im Relief oder in durchbrochener Arbeit sind Drachen und Greife

dargestellt, oft durch Züge des Löwen oder Adlers bereichert. Tiergruppen zeigen Drachen, Tiger und anderes Raubzeug in kunstvoller Verschlingung. Auch der Schwerter[201], Szepter, Dolche und Sättel[202] bemächtigte sich dieser Tierstil, und die Spitzen der Standarten, wie sie damals aufkamen, wurden mit tierischen Bildern geschmückt[203] (Abb. 12).

Doch neben der Übernahme vollzog sich in China eine Umformung. Die Darstellung wurde künstlerisch und technisch verfeinert. Auch verschwanden die wilden, leidenschaftlichen Kampfszenen: es blieb die Bewegtheit geschmeidiger Tierleiber, die sich zu kunstvoll geordneten Gruppen zusammenschlossen. Was Ausdruck kriegerischer Haltung war, setzte sich ins Gefällig-Ornamentale um. Trotz massenhafter Entlehnung nach Form und Inhalt blieb Chinas Kunst selbständig.

Dasselbe beobachtet man auf anderen Gebieten. Unter den älteren Han, als das Kriegswesen nomadischem Vorbild nachgebildet wurde, erfolgte eine Renaissance chinesischen Geistes, die den Konfuzianismus zur Norm erhob. Ein städtisches Beamtentum, das sich aus konfuzianischen Literaten rekrutierte, drängte das Lehnswesen zurück. Das Zeitalter wurde zum klassischen der chinesischen Geistesgeschichte. — Ein letztes Wort mag der Frau gelten.

Die Frauen der Nomaden waren auf dem Rücken der Pferde damals zu Hause wie heute[204]. Reiterspiele, bei denen Frauen und Mädchen im Mittelpunkt standen[205], muß es immer gegeben haben. Sogar die Waffe wußten sie zu führen. Als der Schan-jü der Hiung-nu um seine Hauptstadt westlich des Issyk-kul den letzten Kampf ausfocht, da scharte er neben seinen Gefolgsmannen die Frauen des Hofes um sich. Sie waren mit dem Bogen bewaffnet und verstanden ihn zu handhaben[206].

Auch in China wurde das abgeschlossene Dasein des Weibes von der Welle berührt, die Pferd und Reiten zu einer bis dahin unbekannten Bedeutung emporhob. Aber die Wandlung vollzog sich allmählich und zögernd. Unter den Tang geschah es, daß Mädchen und Frauen das Reittier bestiegen: erst den Esel[207], dann das Pferd. Terrakotten der Zeit zeigen Tänzerinnen und Gauklerinnen, die auf dem Rücken tänzelnder oder dahinsausender Pferde ihre Künste ausführen. Sie zeigen neben Polospielern ihre anmutigen Gefährtinnen, von denen eine zeitgenössische Dichterin singt:

»Seitdem die Hofdamen das Polospiel lernen,
Reiten sie zu Pferd mit schlanken Hüften«[208].

Aus Chotan, also aus dem weiteren Bereich der Nomaden, hatte man das Spiel übernommen[209] (Abb. 11).

Doch tiefer ging der Einfluß nicht. Erst lange nach dem Ausgang der Han bestieg die Chinesin das Pferd. Nie hört man davon, daß sie sich im Waffenhandwerk versucht habe. Die Welt des Krieges und die der Frau, der feinen und geselligen Bildung überhaupt, schlossen sich aus. Gleich der chinesischen Kunst verstand es die chinesische Frau, diese Trägerin alles Bewahrens und Beharrens, sich das eigne Gesetz zu erhalten.

ZWEITES KAPITEL

WESTWANDERUNG

1.

Chinas Kampf gegen die Hiung-nu fällt in die Jahre, da das aufstrebende Rom erstmals die Kraft der umwohnenden Barbaren zu spüren bekam. Nach dem Epochenjahr 168 v. Chr. war es, daß die Kämpfe in Spanien und Nordafrika, in Südgallien und auf dem Balkan die Kräfte des werdenden Reiches aufs äußerste beanspruchten. Um die Jahrhundertwende und danach trat die erste Berührung mit germanischen Stämmen und dem neuerwachten Orient hinzu[1].

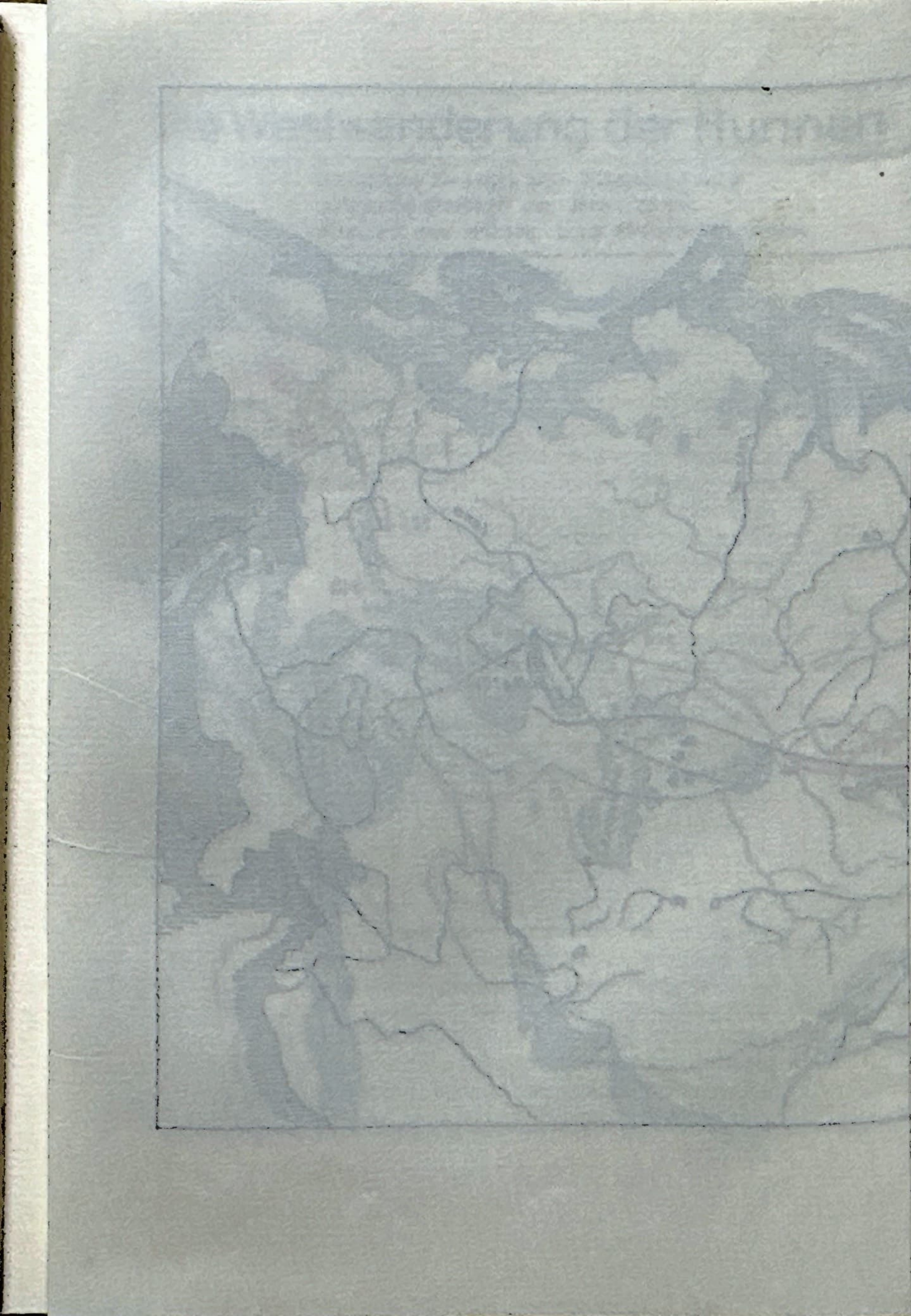
Ein entscheidendes Stadium im Kampf gegen die Hiung-nu wurde unter den Han erreicht. Aber den ersten Kaisern des Hauses war an der Nordgrenze kein endgültiger Erfolg beschieden. Immer wieder durchbrachen die Reiterheere der Hiung-nu die Schutzwehr, die als »Große Mauer« seit Schi-huang-di (259—210) den Norden des Reiches von Gan-su bis Liao-jang in Korea abschirmte[2]. Mit angeblich 140000 Mann drang im Jahre 166 v. Chr. der damalige Schan-jü der Hiung-nu bis ins Wei-Tal vor; er bedrohte die Hauptstadt Tschan-ngan[3]. Erst unter dem Kaiser Wu-di (141—87) gelang es, dem Gegner schwere Schläge beizubringen[4]. Reiterführer wie Li-guang, Wei-tsing und der schon genannte Ho-tschü-bing drangen in wechselvollen und verlustreichen Feldzügen auf feindliches Gebiet vor. Unter chinesischem Druck verlegten die Hiung-nu ihren Schwerpunkt nach Norden, ins Becken des Orchon und der Selenga[5]. Langsam erlahmte ihr Widerstand.

Ein asiatischer Krieg besitzt asiatische Ausmaße. »Die Heere von Han standen tief im Land der Hiung-nu; sie hatten dort den Feind erschöpft und hin und her gejagt. Die Kinder waren unreif oder tot zur Welt gekommen; die Bevölkerung war ermattet, erschöpft und verbittert, und alles sehnte sich nach Frieden«, hieß es schon im Jahre 85[6]. »Von den Hiung-nu waren unzählige Mengen getötet, verwundet, dahin, mit ihrem Vieh in die Ferne gewandert und dort gestorben oder verschollen[7].« — »Viele Zehntausende von Menschen und Pferden nebst unzähligen Rindern und Schafen gingen zugrunde. Die Zahl verdoppelte sich durch eine Hungersnot, welche drei Zehntel der Bevölkerung mit der Hälfte ihres Viehbestandes wegraffte. Die ärgste Verödung, ein allgemeiner Verfall überkam das Volk der Hiung-nu. Reiche, die ihm bisher untertan waren, lösten sich von ihm los wie im Sturmwind die Ziegel vom Dach.[8]« — »Das Volk verhungerte, man kochte und briet einander zur Ernährung.[9]«

Es geschah, was kommen mußte. Im Jahre 54 erklärte sich der Schan-jü der Hiung-nu, Ho-han-je, zum Vasallen des Kaisers[10]. Die nördlich und nordwestlich des Huang-ho lebenden Stämme wurden damit zu chinesischen Untertanen. Zwanzig Jahre später brach auch der westliche Teil des Reiches der Hiung-nu nach verzweifeltem Widerstand zusammen[11]. Jenseits des Issyk-kul fiel im Kampf der Schan-jü selbst; sein Kopf wurde in die Hauptstadt geschickt[12].

Die Bodenfunde bestätigen das Bild, das die geschichtliche Überlieferung bietet. Weithin ist der chinesische Kultureinfluß vorgedrungen. Die Grabstätten von Fürsten der Hiung-nu bei Noin Ula in der Äußeren Mongolei[13], die reichen Beisetzungen von Pazyryk[14] und Katanda[15] im Altai zeigen ebenso wie die Nekropole von Oglakty[16], nördlich von Minussinsk, die Verbreitung chinesischer Seide und chinesischer Lackwaren. Die Streufunde von Spiegeln der Han-Zeit reichen gar bis in die Kurgane des Kubangebietes[17] und die Wolgagräber[18]. Daneben finden sich zweirädrige Karren, die den Nomadenwagen Mittelasiens gleichen und auf Terrakotten der Han-Zeit erscheinen[19]. Auch die Tragbügel für Schwerter aus Jade, wie sie an der Wolga und in Perm gefunden werden, sind wiederum im China der Han und weiterhin in Korea beheimatet. Nachahmungen aus Bein haben die dänischen Moorfunde von Nydam und Vimose erbracht[20].

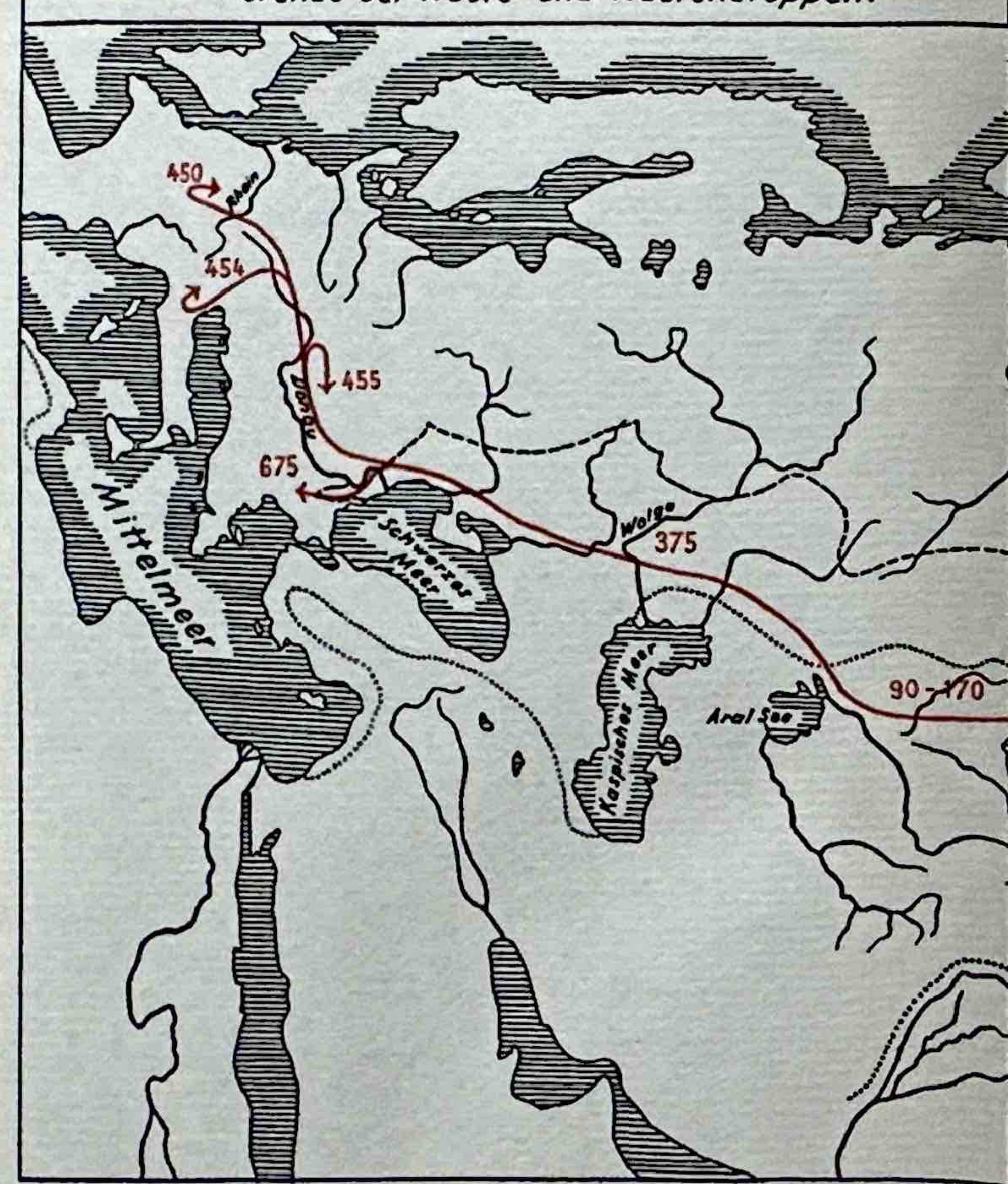
Zur gleichen Zeit setzte eine neue Ausdehnung des Römischen Reiches ein. Der Orient und Gallien kamen unter seine Herrschaft. An Rhein, Donau und Euphrat wurden unter Augustus die Grenzen vorgeschoben.

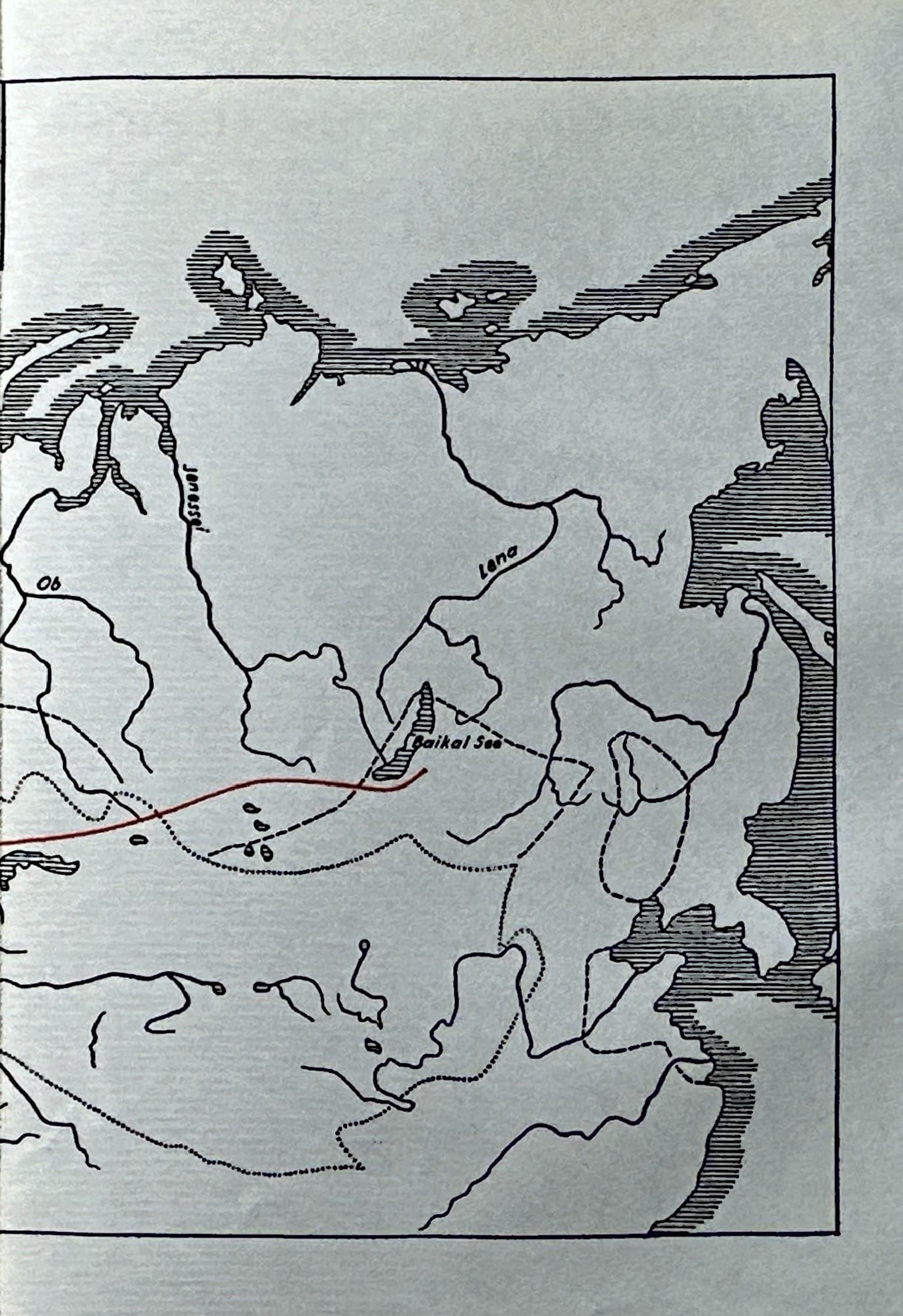

Westwanderung der Hunnen

Die Westwanderung der Hunnen

- - - - - - - - - - Nördliche Grenze der Steppen- und südliche Grenze der Waldzone.

――――――― Grenze der Wüste- und Wüstensteppen.




Jenessei
Ob
Lena
Baikal See

Die Wirren, die auf die Regierung des Usurpators Wang-mang folgten, gaben den Hiung-nu und benachbarten Stämmen wie den Wu-huan und Sien-bi erneut Gelegenheit, über die Grenzlande herzufallen. Aber die jüngeren Han (seit 22 n. Chr.) setzten, sobald die Verhältnisse sich gefestigt hatten, die Politik ihrer Vorgänger fort. Der Feldherr des Kaisers Dschang-di, Ban-tschao, zerbrach seit 73 n. Chr. in einer Reihe von Feldzügen die wiedererstandene Macht der Hiung-nu[21]. Ban-tschaos Sohn setzte sein Werk fort. Seit dem Jahre 100 n. Chr., gleichzeitig mit dem Beginn von Trajans Eroberungspolitik im römischen Westen, stand Chinas Macht in Innerasien auf dem Höhepunkt.

Unter dem Druck dieser Ereignisse brachen die nördlichen und westlichen Stämme der Hiung-nu aus den bisherigen Sitzen auf und wandten sich nach Westen[22]. Die Sien-bi, frühere Nachbarn und Untertanen, die den Namen Sibiriens in dem ihren tragen, besetzten von der westlichen Mandschurei aus die gesamte Nord-Mongolei; die Hiung-nu waren gezwungen, ihr Reich in die Dsungarei und in den Nordostteil von Russisch-Turkestan zu verlegen[23]. Hier saßen sie von 91—170: dann fügte der große Eroberer der Sien-bi, Tan-schi-huai, die Dsungarei seinem Reich hinzu. Manche Stämme der Hiung-nu unterwarfen sich der Herrschaft des mongolischen oder türkischen Volkes[24]. Aber die tapfersten und stärksten brachen erneut auf und entzogen sich der Unterwerfung unter die Sien-bi und die Chinesen.

Das Verschwinden der Hiung-nu nach Westen war mit dem Auftreten eines anderen Volkes von Osten her verbunden. In den gleichen Jahren erschienen Japaner zum erstenmal im Innern des asiatischen Festlandes. Noch erkennt man wenig von dem, was später die Eigenart des Volkes ausmachen sollte: sie kamen als Lachsfischer.

2.

Lachs und Hering sind die großen Wanderer unter den Fischen. Und wie der Hering Geschichte machte — er hat eine der Grundlagen der hansischen und holländischen Wirtschaftsmacht gebildet —, so auch der Lachs.

In den Frühlingsmonaten versammeln sich seine Schwärme vor den Mündungen der Flüsse Nord- und Westeuropas, Nord- und Nordostasiens. Haben sich genügend Massen vereint, so steigen die Lachse in geordneten Zügen flußaufwärts, um zu laichen. Nichts vermag sich ihrem Drang in den Weg zu stellen. Stromsperren und Wasserfälle überwinden sie mit großer

Kraft und Gewandtheit. Bis zu drei Meter schnellen sie sich empor, um Hindernisse zu nehmen. Wo es ihnen mißlingt, wiederholen sie den Versuch mit unerhörter Zähigkeit. Wenn die Lachse steigen und die Flüsse sich mit ihnen füllen, folgt den Fischen alles Raubzeug weit und breit, stürzt es sich auf die Erschöpften oder bei einem unglücklichen Sprung aufs Trockene Geratenen. Viele müssen ihr Leben lassen, aber keine Schwierigkeit und keine Verluste schrecken die Lachse ab. Nach Monaten gelangen die Überlebenden, noch immer zahlreich genug, in die Oberläufe der Flüsse und in ihre Nebenläufe. Dort besorgen sie das Laichgeschäft und kehren ins Meer zurück.

Die heimkehrenden Lachse sind erschöpft und abgemagert. Viele sterben während des Rückwegs. Aber der stromauf steigende Fisch hat sich zuvor im Meer gemästet, ist kräftig und fett. Er bildet eine willkommene Beute nicht nur für Raubtiere, sondern auch für den Menschen. Die vorgeschichtliche Lachsfischerkultur in Irland, die Fischerlappen in den schwedischen Finnmarken und im Petsamo-Gebiet sind durch den Lachs geprägt.

Unter den indogermanischen Sprachen haben das Germanische und das Litauslawische den Namen des Lachses gemeinsam[25]. Den gleichen Namen hat das »Tocharische« in seiner zweiten Mundart bewahrt und von den einstigen Sitzen an Oder oder Weichsel nach Ostturkestan gebracht[26]. Nur hat dort *laks* die allgemeine Bedeutung »Fisch« angenommen. Denn in Kutscha[27] gab es keine Lachse.

Doch die Lachse steigen nicht nur im Atlantischen Ozean und in der Ostsee[28]. Für die Golden am oberen Amur ist neben Jagd und Zobelfang die Lachsfischerei der Haupterwerb. Nach ihrer aus Lachshaut gefertigten Kleidung heißen sie bei den Chinesen: »Fischhautbarbaren«. Auch die Lena ist durch gewaltige Vorkommen gekennzeichnet. Bis in den Baikalsee dringen die Lachse empor: Störe und Herbstlachse machen seinen Reichtum aus.

In der östlichen Mongolei, teilweise auf angrenzende Teile der Mandschurei übergreifend, nomadisierte der Stamm der Sien-bi. Unter Tan-schi-huai standen sie auf dem Höhepunkt ihrer Macht.

Der Aufschwung hatte eine starke Vermehrung der Volkszahl im Gefolge. Tan-schi-huais Lande waren so menschenreich geworden, daß man auf Erschließung neuer Nahrungsquellen sinnen mußte. Fleisch und Milch, die Hauptnahrung der Nomaden, genügten nicht mehr. Die Seen und Flüsse waren voller Fische. Jahr für Jahr stiegen die Lachse, aber niemand wußte den Reichtum zu nützen. Unter den Hiung-nu und Sien-bi verstand niemand das Fischerhandwerk. Dem abzuhelfen, unternahm Tan-schi-huai einen Zug

nach Korea. Nicht um das Land zu erobern, sondern allein mit dem Ziel, sich in den Besitz von japanischen Fischern zu setzen. Diese bewohnten die koreanische Küste und waren dort Nachfolger der Jüe, deren Fischerkultur einst vom mittleren Schan-dung bis herunter nach Anam gereicht hatte[29]. Tan-schi-huai hatte von den Fertigkeiten der Japaner gehört: es gelang ihm, etwa tausend japanischer Familien habhaft zu werden und sie davonzuführen. Er siedelte sie in der östlichen Mongolei an, wo sie blieben und ihre Eigenart lange erhielten[30]. Sie wurden zu Lehrmeistern der Sien-bi im Fischfang.

3.

Die ursprüngliche Heimat der Hiung-nu lag im heutigen Tschahar und im westlichen Dschehol; hier sind sie, erstmalig mit Sicherheit gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr., als zunächst nicht allzu bedeutender Stamm bezeugt[31]. Sie saßen demnach im Norden der heutigen Provinzen Schansi, Schensi und Hopei. Ihre Weidegründe reichten bis nach Transbaikalien, wo ein hunnisches Lager der Han-Zeit ausgegraben wurde[32]. Aber schon zu Beginn des nächsten Jahrhunderts hatte man sich weit nach Westen ausgedehnt. Das zeigen die Eroberungen des Begründers der hunnischen Größe, des Mao-dun. Und Apollodoros von Artemita[33] berichtet von einer Ausdehnung des griechisch-baktrischen Reiches bis zu den Serern und Phaunern. Es besteht kein Zweifel, daß Demetrios I., der Eroberer Indiens, es war, der sein Land, wenn auch nicht in unmittelbare, so doch in nähere Verbindung mit dem aufstrebenden China der frühen Han brachte[34]. Mit den Serern kann Apollodoros kaum etwas anderes als das heutige Ostturkestan gemeint haben[35]. Wenn man den überlieferten Namen der Phauner in den der Phryner ändern darf[36], so liegt es nahe, darin die altchinesische Form des Namens der Hiung-nu zu erkennen[37].

Mit dem Zusammenbruch ihres Reiches verlegte sich der Schwerpunkt der Hunnen noch weiter nach Westen. Ptolemäus[38] kennt die *Γρυναῖοι Σκύθαι*, eine jüngere Form desselben Namens[39], jenseits des Jaxartes, also in der Golodnaja-Steppe und um den Balchasch-See. (Weiter nördlich, auf der Tschuwaschen-Halbinsel bei Tobolsk, ist der Einzelfund einer Ordosbronze gemacht worden[40].) Aber in dem gleichen Werk des Ptolemäus erscheint das Volk unter seinem zweiten Namen als Hunnen — jenem, den es fortan im Abendland tragen sollte. Die *Χοῦνοι* des Ptolemäus[41] sind zwischen Don und Wolga, als Nachbarn der Roxolanen, angesetzt. Sie entsprechen lautlich

genau den *chwn* der sogleich zu nennenden soghdischen Briefe und dem *Chunus*, *Chuni* des Sidonius Apollinaris[42]. Ptolemäus zeigt, daß zumindest ein Teil der Hunnen weit nach Westen vorgestoßen war.

Ptolemäus' Geographie ist in den sechziger Jahren des 2. Jahrhunderts geschrieben. Sie zeigt die Vorhut des wandernden Volkes innerhalb der Grenzen Europas, während die letzten Nachzügler noch in der Nachbarschaft des Jaxartes verweilen. Archäologische Spuren treten hinzu[43]. Die Nekropole von Taschtyk am mittleren Jenissei spiegelt (im Auftreten des mongoloiden Schädeltypus, in den Zeremonialschirmen chinesischer Herkunft) das Eindringen der Hunnen. Die Funde im kirgisischen Alatau (am Zusammenfluß von Kenkol und Talas) legen dieses Eindringen auf das Ende des 1. und den Beginn des 2. Jahrhunderts fest. Es ist lehrreich, damit die chinesischen Nachrichten zu vergleichen[44].

Das Wei-schu, nach der Mitte des 6. Jahrhunderts aufgezeichnet, berichtet von Ereignissen, die nach seiner Angabe kurz nach 350 vor sich gegangen waren. Danach hatten die Hiung-nu das Land Suk-tak, das früher An-tsai genannt war, erobert und seinen König getötet. Suk-tak = An-tsai sei an einem großen See nördlich-nordwestlich von Kang-kü (Samarkand, Taschkent, Bochara) gelegen. Man hat in dem See den Aralsee[45], in den An-tsai längst die Alanen erkannt. Es handelt sich demnach um die Unterwerfung des iranischen Stammes, dessen Sitze im Westen bis an die untere Wolga reichten und der dort Nachbar der Ostgoten war. Auch römische Historiker berichten, wie sich noch zeigen wird, von dem Geschehen.

Archäologisch spiegelt es sich im Abbrechen der Hinterlassenschaft der Wolga-Alanen[46]. Man kann sie in ungestörter Entwicklung seit späthellenistischer Zeit beobachten: mit dem 4. Jahrhundert verschwindet sie, um in Ungarn, im Kaukasus und auf der Krim unter neuen Formen und in neuen Zusammenhängen sich fortzusetzen. Vor allem die Bestattungen des Gräberfeldes von Borisow im nordwestlichen Kaukasus lassen das Weichen der Alanen unter dem Einfluß einer östlichen Kultur erkennen[47]. Sie ist keine andere als die der Hiung-nu. Die sassanidische Inschrift von Paikuli (aus d. J. 293), die einem in der gleichen Gegend ansässigen Fürsten den türkischen Titel *chākān* gibt[48], bestätigt, daß die Hunnen dort bereits gegen Ende des 3. Jahrhunderts auftraten.

Die Beziehungen zwischen Alanen und Hiung-nu setzen indessen nicht erst mit dem 4. Jahrhundert n. Chr. ein. Schon um die Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts erscheint ein Hunnenführer mit 3000 seines Stammes westlich von Kang-kü und erhebt von den An-tsai, also den Alanen,

Tribut. Im Jahre 34 wird er durch eine chinesische Streitmacht vernichtet[49]. Ob die *Xoῦνοι* des Ptolemäus, die mitten im alanischen Bereich begegnen, den Resten dieser Gruppe gleichzusetzen sind oder auf einen zweiten, späteren Vorstoß nach Westen zurückgehen, bleibe unentschieden; das erste ist wahrscheinlicher.

Die beiden Stellen des Ptolemäus, die angeführt wurden, sind für lange Zeit die einzigen gleichzeitigen Erwähnungen, die man von dem Volk besitzt. Zwischen der Zeit der ersten Jahrzehnte nach der Mitte des 2. Jahrhunderts und der Mitte des 4. klafft eine Lücke von fast zweihundert Jahren: die Hiung-nu scheinen aus der Geschichte zu verschwinden. China, das bislang alle Kunde geliefert hatte, war zu dieser Zeit mit inneren Fragen und mit Kämpfen gegen die Sien-bi beschäftigt. Es konnte den Abgewanderten, deren Nachhut den Nordosten des fernen Turkestan einnahm, keine Beachtung mehr schenken. Aber auch in den Gesichtskreis Roms sollten die Hiung-nu vorerst — von jenen *Xoῦνοι* abgesehen — nicht treten. Von dem Westen waren sie durch Alanen und Goten getrennt. Auch dort war man mit eignen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, und niemand ahnte, daß vom mittleren Asien her eine Gewitterwolke heraufzog.

Vereinzelt erhellt eine Nachricht das Dunkel, das zwischen den Jahren 170 und 375 liegt. Tigranes von Armenien hatte um 290 außer Alanen auch Hunnen in seinem Sold, melden spätere armenische Geschichtsschreiber[50]. Es ist verführerisch, damit Priskos' Erzählung zu verknüpfen, wonach zwei Hunnenkönige, Basich und Kursich, einen erfolglosen Raubzug gegen Iran nach Medien hinein versucht hatten[51]. Mit dem Jahre 375 ist dann der Name der Hunnen in aller Munde, und für Jahrhunderte sollte der Schrecken, der von ihm ausging, nicht nachlassen.

Mit alledem ist die Frage berührt, die allerdings entscheidend ist: die nach der geschichtlichen Einheit von Hiung-nu und Hunnen. Man hat beide oft unbefangen gleichgesetzt, aber es hat an Widerspruch nie gefehlt. Sprachlich lassen sich beide Namen vorerst nicht auf einen Nenner bringen[52]. Trotzdem darf die Frage in positivem Sinn beantwortet werden. Im Osten ist seit kurzem die Form, die *Hunni*, *Chunni* und den griechischen Parallelformen entspricht, als Bezeichnung eben der Hiung-nu aufgetaucht.

Nur die westlichen Hiung-nu, so zeigte sich, wanderten aus. Die südlichen Stämme saßen zu Beginn des 4. Jahrhunderts, als Truppen in kaiserlichen Diensten, in Schan-si. Ihr Schan-jü Liu-jüan ließ sich 308 als chinesischer Kaiser ausrufen, und 310 folgte ihm sein Sohn Liu-tsung nach. Im Jahre darauf (311) holte dieser zu endgültigem Schlage aus. Die Hauptstadt

Lo-jang, vom Heer verlassen, wurde von den Hiung-nu gestürmt und der rechtmäßige Kaiser Huai-di gefangen.

Von diesem Ereignis und dem, was in den nächsten zwei Jahren folgte, berichten fünf Briefe in soghdischer Sprache, die Sir Aurel Stein zusammen mit 700 chinesischen Dokumenten in einem Wachtturm des Limes westlich von Dun-huang fand[53]. Die Soghder, im Land nördlich des Oxos (Amu-darja) ansässig, hatten ihre Handelsniederlassungen weithin, vor allem nach Nordchina hinein, ausgedehnt. Der in Lo-jang oder, wie er die Stadt nennt, in Saragh ansässige Agent kennt in dem zweiten Brief die Hiung-nu als *chun*, demnach als Hunnen. Damit ist die Einheit beider Völker erwiesen.

Eine Bestätigung erbringt der Umstand, daß sowohl Hiung-nu wie Hunnen türkisch gesprochen haben. Für die Hiung-nu war dies aus ihren Sprachresten immer bekannt[54]. Für die Hunnen konnte dieser Nachweis durch Lesung und Deutung der proto-bulgarischen Inschriften erbracht werden[55]. Damit ist die weitere Frage angeschnitten, was die Schicksale der Hunnen in jenen zweihundert »dunklen« Jahren ihrer Geschichte gewesen sind. Es wird sich zeigen, daß diese entscheidend zur Formung des Volkes beigetragen haben.

4.

Bisher waren alle kulturellen Beziehungen der Hiung-nu bestimmt worden durch die Nachbarschaft der chinesischen Kultur. Mit der Westwanderung trat das Volk in den Einflußbereich einer neuen Welt hinüber: es geriet in Berührung mit dem parthischen und sasanidischen Iran.

Die Ausstrahlungen der Han-Kultur reichten weit gen Westen, zumal in der Zeit, als die Macht des Himmelssohnes auf seinem Gipfel stand. Aber gerade die Fundstätten, die als Zeugen dieser Ausstrahlung angeführt wurden, lassen den Übergang beider Bereiche erkennen. Die Gräber von Pazyryk und Schib im Altai haben chinesische Seide und chinesische Lacke[56], Pazyryk daneben Pferde iranischer Zucht[57] erbracht. Und in der Nekropole von Oglakty, nördlich von Minussinsk am Jenissei gelegen, stehen denselben chinesischen Ausfuhrwaren die Gipsmasken der Toten zur Seite[58], von denen man zweifeln kann, ob sie chinesischen Totenmasken[59] oder denen der Parther[60] zu vergleichen sind.

Als die westlichen Hiung-nu oder, wie sie fortan heißen sollen, die Hunnen im nordöstlichen Turkestan saßen, wurden sie zu Nachbarn der Soghder. Auch im weiteren Verlauf ihrer Westwanderung blieben sie in unmittelbarer Nachbarschaft iranischer Stämme. Noch in Südrußland lebten sie neben

den iranischen Alanen. Se-ma-tschien bezeichnete im 1. Jahrhundert v. Chr. die Hiung-nu als schriftlos. Die Westwanderung hatte zur Folge, daß sich die Hunnen eine Schrift aneigneten.

Aramäisch waren Schrift und Sprache der achaimenidischen Kanzlei gewesen. Die Papyri von Elephantine und Abusir el-melik[61], die aramäischen Inschriften aus allen Teilen des Reiches, die aramäischen Urkunden des biblischen Buches Esra zeigen die Bedeutung dieses Schriftverkehrs. Gerade in abgelegenen Gegenden hatte sich die aramäische Verwaltungssprache lange gehalten. Das zeigen für Gruzinien die noch zu besprechenden Inschriften von Mzcheta und Bori aus dem 2.—3. Jahrhundert. Auch Ostiran war von der aramäischen Schrift und Sprache erobert worden. Eine Nachwirkung dessen sind die beiden Aschokainschriften aus Taxila[62] und Pul-i Daruntah (bei Kabul)[63]. Frühzeitig war man dazu übergegangen, iranische Mundarten in aramäischem Alphabet aufzuzeichnen, wofür an die altpersische Inschrift Artaxerxes' I. von Naksch-i Rustam[64] und an die Aufzeichnung der Gathas des Zarathustra durch dessen Schüler Dschamasp[65] zu erinnern ist. Der Brauch hatte sich in mitteliranische Zeit hinein fortgesetzt. Fast überall hatten sich als Überbleibsel der einstigen Kanzleisprache aramäische Ideogramme in geringerer oder größerer Zahl erhalten.

Die älteste bekannte Schriftform der türkischen Stämme sind die »Runen«. Mit den germanischen haben die alttürkischen Runen nur eine flüchtige Ähnlichkeit; ein sachlicher und geschichtlicher Zusammenhang besteht nicht. In Runen sind geschrieben die alttürkischen Inschriften aus der nördlichen Mongolei, am Orchon und an der Selenga; weitere vom oberen Jenissei und vom Talas schließen sich an. Soweit man sie datieren kann, beginnen sie mit dem 8. Jahrhundert[66]. Aber auch Handschriften, die den gleichen runenartigen Duktus aufweisen, haben sich gefunden: in der Oase Turfan und in der Festung Miran, beide in Ostturkestan; sodann in der berühmten, von Sir Aurel Stein und P. Pelliot durchforschten Tempelbibliothek von Dun-huang. Als drittes Vorkommen sind die protobulgarischen Inschriften[67] hinzugetreten. Ihre Urheber, die türkischen Donaubulgaren, betrachteten sich als Nachfahren der Hunnen. Sie ließen die Reihe ihrer Herrscher mit Attila und dessen jüngstem Sohn beginnen. Und soviel ist sicher, daß diese Bulgaren die Reste der Hunnen nach dem Zusammenbruch von Attilas Reich in den eignen Reihen aufgenommen haben[68]. Die protobulgarischen Inschriften bilden einen Zweig, und zwar den am meisten nach Westen vorgedrungenen der türkischen Runendenkmäler. Von Nagy-Szent-Miklos[69]

bis Schumen sich erstreckend, fallen sie ausnahmslos in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts.

Schon der geniale Entzifferer und Deuter der Orchoninschriften, der Däne V. Thomsen[70], erkannte, daß die alttürkischen Runen auf ein aramäisches Alphabet zurückgehen. Als solches bestimmte er zuletzt das der Soghder. Diese hatten ihren mitteliranischen Dialekt in einem von dem aramäischen abgeleiteten Alphabet aufgezeichnet. Die ursprüngliche Zahl der Zeichen war dabei auf 19 verringert worden; mit ihnen schrieb man, immer die Konsonanten und seltener die Vokale (durch *matres lectionis*) wiedergebend. Die soghdische Schrift — so nahm Thomsen und die, welche sich ihm anschlossen[71], an — wurde von den Türken übernommen, umgestaltet und zu einem eignen System entwickelt.

Eine Besonderheit blieb es freilich, daß nicht die jüngere soghdische Schrift den Runen als Vorbild diente, die in einer großen Zahl von Handschriften seit dem 7. Jahrhundert vorliegt und später geradezu zur Aufzeichnung alttürkischer Texte benutzt wurde. Ausgangspunkt bildete vielmehr eine Schriftform, die allein in den schon erwähnten soghdischen Briefen aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts n. Chr. belegt ist. Das war um so merkwürdiger, als die runischen Denkmäler erst mit dem 8. Jahrhundert einsetzen. Die Türken hätten also sehr viel früher die ältere soghdische Schrift übernommen und sie im Verlauf mehrerer Jahrhunderte zu der in den Runen vorliegenden Gestalt entwickelt.

Es kommt hinzu, daß die protobulgarischen Runen eine weniger entwickelte Stufe darstellen als die türkischen. Sie müssen in einem vergleichsweise frühen Stadium nach Westen gekommen sein. Da bei den Hunnen das Bestehen einer Schrift ausdrücklich bezeugt ist[72], da weiter die Donaubulgaren Nachfolger der Hunnen waren, liegt der Gedanke nahe[73], daß die Hunnen die Runen mit nach Europa gebracht haben. Das war um so wahrscheinlicher, als die Hunnen auf ihrer Wanderung in der Nachbarschaft der Soghder gesessen haben.

So stand die Frage, als ein Neufund hinzutrat. Gewiß, die »grynäischen Skythen« des Ptolemäus siedelten zu dessen Zeit in der Nachbarschaft der Soghder; gewiß auch waren sie Hunnen. Aber derselbe Ptolemäus kennt einen »chunischen« Vortrupp desselben Volkes bereits an den Toren Südrußlands. Und das zu einer Zeit, die fast anderthalb Jahrhunderte vor dem Auftreten des älteren soghdischen Alphabets liegt. Standen überhaupt, als zu Beginn des 4. Jahrhunderts die soghdischen Briefe aufgezeichnet wurden, die Hunnen noch in Nachbarschaft der Soghder? Schon bei der Abfassung



Abb. 1 (S. 16)

SCHAMANENMASKE. GRÖNLAND

Zeichnung E. Trautmann-Nehring

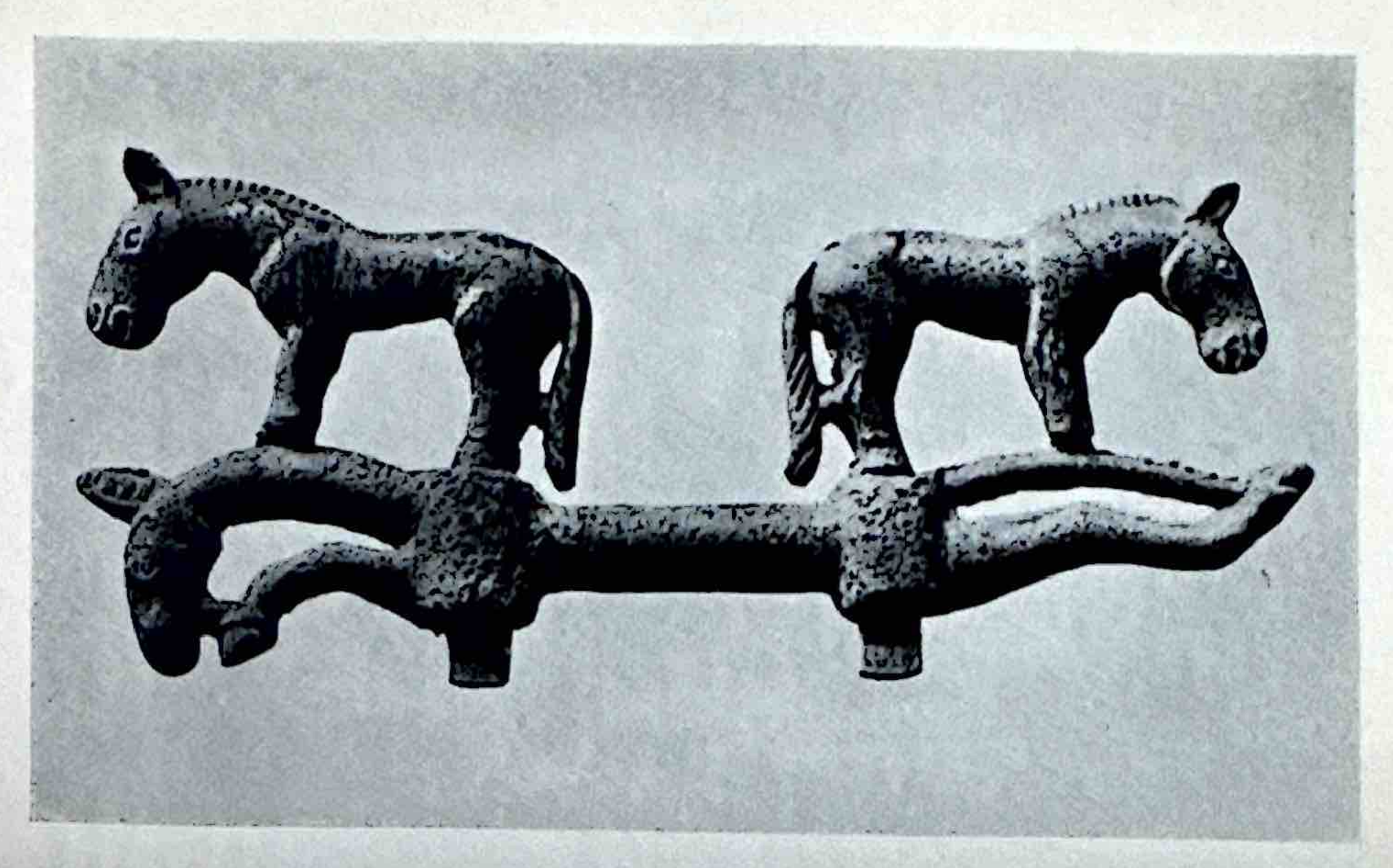


Abb. 2 (S. 25)

TYP DES PRZEWALSKI-PFERDES

Ordosbronze. Paris, C. T. Loo.

von Ptolemäus' Geographie, in den sechziger Jahren des 2. Jahrhunderts, bildeten die grynäischen Skythen lediglich die Nachhut eines sich weit nach Westen erstreckenden Wanderzuges ... Hier haben die Inschriftenfunde, die man in den Nekropolen des alten Iberien, also in Gruzinien gemacht hat, weitergeführt[74]. Sie sind in einer besonderen, »armazischen« Spielart des aramäischen Alphabets und in einem bereits von mitteliranischen Bestandteilen durchsetzten »Reichsaramäisch« geschrieben. Das größte und wichtigste Stück, die griechisch-aramäische Bilinguis von Mzcheta, gehört in hadrianische Zeit; einige kleinere, meist der Nekropole von Bori entstammend, reichen bis ins 3. Jahrhundert hinab. Es wird sich zeigen, daß die Inschrift von Mzcheta literarische Berührungen mit dem ältesten Stück hunnischer Dichtung aufweist. Im vorliegenden Zusammenhang ist von Bedeutung, daß das Alphabet insbesondere der Inschrift von Mzcheta derartige Übereinstimmung mit der Form der hunnisch-türkischen Runen erkennen läßt, daß man unbedenklich hier und nicht in der älteren soghdischen Schrift das Vorbild dieser Runen suchen muß[75].

Besonders sei die Übereinstimmung bei ${}^1b$, ${}^2g$ und w, ${}^1d$, ${}^0z$, ${}^1t$, ${}^0m$, ${}^1s$, ${}^1r$ und ${}^0š$ — demnach bei zehn wichtigen Zeichen — hervorgehoben. Als die »Chunen« bereits nördlich des Kaukasus saßen (fast um die gleiche Zeit, in der die Bilinguis von Mzcheta entstand), können die Hunnen ihre Schrift dort empfangen und allmählich an die anderen Türkstämme weitergegeben haben. Da die armazische Schrift mitten zwischen den beiden Hauptformen des mitteliranischen Alphabets, dem Pahlavīk und dem Pārsīg, steht, so kommt an sich daneben auch ein anderer Bereich des nördlichen Iran in Frage. Das wahrscheinlichste bleibt indessen die Entlehnung aus Gruzinien selbst.

Genug, das hunnische und alttürkische Runenalphabet geht auf eine kaukasisch-nordiranische Spielart des aramäischen zurück; noch im 2. Jahrhundert erfolgte die Übernahme. Dabei wurde der fließende Zug des Vorbildes umgesetzt in eine mehr eckige, für Inschriften auf Holz und Stein geeignetere Form. Auch sonst sind zahlreiche Veränderungen kenntlich. Jetzt bedeutete das Zeichen nicht mehr, wie einst, einen Konsonanten, sondern grundsätzlich eine Silbe. Nämlich entweder einen Vokal oder einen Konsonanten mit einem Vokal davor. Eine Erinnerung an die frühere Vokallosigkeit ist allein darin erhalten, daß diese in der neuen Schrift bei Konsonanten nicht angezeigt wird. In Anpassung an die Besonderheiten des Alttürkischen entstanden aus den einstmals 22 Buchstaben des armazischen Alphabets über 40 »Runen«, wobei durch graphische Differenzierung aus den bereits vorhandenen Zeichen neue geschaffen wurden.

Fertig liegt das neue Alphabet in den alttürkischen Inschriften vom Orchon und in den Runenhandschriften vor. Die protobulgarischen Inschriften zeigen (wie schon betont) eine weniger ausgebildete Form. Vor allem fehlt die durchgeführte Scheidung der Konsonanten, je nachdem sie zusammen mit vorderen (palatalen) oder hinteren (velaren) Vokalen gesprochen wurden. Das bestätigt, daß das protobulgarisch-hunnische Alphabet sich beträchtlich vor dem der in Mittelasien verbliebenen Türkstämme gebildet hat.

5.

Auch mit der griechischen Schrift könnten die Hunnen frühzeitig in Verbindung getreten sein.

Mit Alexander dem Großen trat neben die aramäische Verwaltungssprache in Iran das Griechische[76]. Und gleich der aramäischen Schrift wurde auch die griechische zur Aufzeichnung einheimischer Sprachen verwandt. Das hellenistische Iran schloß sich darin dem Brauch an, der im ganzen Ostteil des Mittelmeergebietes üblich war. Wie im ptolemäischen Ägypten[77] und noch in der zweiten Spalte von Origines' Hexapla[78] das Hebräische, wie im seleukidischen und parthischen Babylonien das Akkadische[79], wie Hieroglyphisches[80] und später Arabisches[81], so wurde in Ostiran ein sakischer Dialekt[82] (und sogar das Awestische) mit griechischen Buchstaben geschrieben. Auch die Arsakiden bedienten sich auf Münzen und Inschriften meist der griechischen Sprache, und sie taten es langehin ausschließlich. Diese Großkönige bezeichneten sich als Philhellenen[83]; an ihrem Hof ließen sie griechische Tragödien aufführen[84]. Ein erhaltener Königsbrief an die Stadt Seleukeia am Eulaios[85] zeigt, daß die Bürger solcher Griechenstädte zu den höchsten Würden aufstiegen, daß die Hofkanzlei einen sorgfältigen Attizismus[86] pflegte und daß der Arsakide die inneren Streitigkeiten der Stadt unter Berücksichtigung griechischen Rechtes entschied.

Unter den Sasaniden begegnet die Verwendung des Griechischen in den Königsinschriften nur noch vereinzelt und nur zu Anfang. Die große Inschrift Schapurs I. von der Ka'ba des Zarduscht in Naksch-i Rustam, deren griechischer Text zwischen 261 und 272 verfaßt wurde[87], bildet das späteste Beispiel. Mit der griechischen Staatssprache verschwand das Bekenntnis zum Hellenismus überhaupt. Ktesiphon trug, im Gegensatz zu der Griechenstadt Seleukeia, ausgesprochen persischen Charakter[88]. Dafür griff man bewußt auf die Zeit der Achaimeniden und überhaupt auf die große Vergangen-

heit Irans zurück. Neben das altpersische Königtum als Vorbild trat das Bestreben um die reine Lehre Zarathustras. Das Königshaus der Sasaniden, gleich seinen großen Vorläufern der Persis entstammend, leitete sich von Dareios ab. In den schlimmen Zeiten, die auf Alexanders Einbruch folgten, war angeblich auch dieses Geschlecht in Niedrigkeit gefallen[89], so wie alles, Reich und Religion, von seiner einstigen Höhe herabgesunken war. Notwendig mußte sich Ardeschirs I. Erhebung, sein Kampf gegen den letzten Partherkönig und gegen die »Teilkönige« als das Vorgehen eines Erben darstellen, der sein angestammtes Reich als rechtmäßiges Eigen zurückforderte.

Ausdruck des neuen Königtums war die Kunst. Sie empfing ihre Antriebe von Herrscher und Hof und griff bewußt auf achaimenidische Muster zurück, soweit sie noch vor Augen standen[90]. Die Huldigungsszenen, die Tribut- und Triumphzüge, die Opferhandlungen waren Gegenstände, die auch die altpersische Kunst gepflegt hatte. Die Denkmäler der Sasanidenzeit liegen dort, wo sich die meisten Zeugen achaimenidischer Betätigung erhalten haben. Oft ist ein unmittelbarer Anschluß vorhanden, am häufigsten in der Felsbildkunst[91].

Diese neue Welt, nationaliranisch nach ihrer staatlichen und religiösen Ideologie, nach Kunst und Sprache, drängte sich wie ein Keil in das Gebiet des östlichen Hellenismus, das sich von den Randländern des Mittelmeers bis nach Ostiran und Nordwestindien erstreckte. Die starke osthellenistische »Koine«[92], die im 2. Jahrhundert noch geschlossen bestand, wurde dadurch zersprengt[93]. Der westliche Teil beschränkte sich im wesentlichen auf das Römische Reich; der östliche umfaßte Ost- und Nordostiran sowie die angrenzenden Teile Indiens und Mittelasiens. Dorthin wichen Manichäismus und nestorianisches Christentum aus; dort hielt sich die Lehre Buddhas und fanden die Reste iranisch-hellenistischer Kunstübung eine Zufluchtsstätte. Afghanistan, Turkestan, das Tarimbecken und neuerdings Chwarezm[94] zeigen das Fortleben dessen, was einst die künstlerische Koine des ganzen hellenistischen Ostens war. Es ist bezeichnend, daß sich in dem fernsten dieser Rückzugsgebiete, im Tarimbecken, keine Spur des Zarathustriamus gefunden hat. Ebensowenig konnten die späteren Eroberer, die Araber, und ihre Kultur dort Fuß fassen.

Wie für Iran die sasanidische Kunst und der erneuerte Zarathustrismus maßgebend wurden, so war es auch der Dialekt der Persis, der fortan das Bild von Sprache und Literatur bestimmte. Allenfalls kam daneben, in der zweiten Spalte der Königsinschriften, das Parthische zu Wort. Das Griechische verlor seine bisherige Stellung und blieb wiederum auf Ostiran

beschränkt. Dort hielt sich weniger die Sprache als die Schrift. Sie diente nach wie vor zur Aufzeichnung heimischer Mundarten. Die Hephthaliten oder Chioniten[95], ein türkisch-hunnischer Stamm, der seit der Mitte des 4. Jahrhunderts in Afghanistan faßbar ist[96], und die dortigen Türkdynastien[97] bedienten sich bis zur arabischen Eroberung einer griechischen Kursive in ihren Handschriften[98] und auf ihren Münzen. Zuletzt begegnen auf diesen Prägungen Umschriften in Pählävi- und griechischer Schrift zusammen mit einem arabischen *bismillāhi*[99].

Neben iranischen Namen und Titeln erscheinen türkische. Das alttürkische Wort für den Schreiber weist auf ein soghdisches, dem seinerseits *πιττάκιον* »Schreibtafel« zugrunde liegt[100]. Andererseits verwandten die Protobulgaren in ihren Inschriften außer ihren Runen das griechische Alphabet zur Aufzeichnung alttürkischer Texte[101]. So kann die Möglichkeit nicht ganz von der Hand gewiesen werden, daß die Hunnen während ihres Aufenthaltes im nordöstlichen Turkestan auch mit der dortigen griechischen Kursive Bekanntschaft gemacht haben.

6.

Nicht nur die Schrift kam damals zu den Hunnen: sie traten überhaupt in den Bannkreis der iranischen Kultur[102]. Der Palast Attilas, dessen Beschreibung seinem Zeitgenossen Priskos verdankt wird, und später die Paläste der Bulgarenchaghane lassen die Einwirkung des parthischen und sasanidischen Palastbaues erkennen[103]. Man beobachtet die rechteckige, auf einen Hof sich öffnende Halle mit flacher und gewölbter Decke, den Iwan; er ist, übrigens auch dem Namen nach[104], der letzte Ausläufer des altpersischen Palastbaues, des Apadana. Das protobulgarische Felsrelief von Madara in Ostbulgarien gemahnt an die iranischen des 3. Jahrhunderts n. Chr.[105] Iranische Fremdwörter erscheinen in den protobulgarischen Inschriften[106]. Und abermals bis zu den Bulgaren hat die sasanidische Königsinschrift, überhaupt der schriftliche Tatenbericht *(kar-nameh)* des Herrschers, fortgewirkt. Sogar von der Mehrsprachigkeit solcher Inschriften, einschließlich der Verwendung des Griechischen, wie es unter den ersten Sasaniden üblich war, sind Spuren erhalten[107].

Priskos erzählt, wie sehr es die Hunnen verdroß, wenn der byzantinische Kaiser als Gott, Attila aber als Mensch bezeichnet wurde[108]. Er erzählt auch[109], daß Kuridachos, der Häuptling der Akatziren, sich einer Einladung an Attilas Hof mit der Wendung entzog, daß es für einen Menschen schwer

sei, vor das Antlitz eines Gottes zu treten. Könne man schon nicht die Sonnenscheibe anschauen, um wieviel weniger dann das Auge auf den größten der Götter richten. Das zeigt, daß Attila als »Gott«, *baga* oder *bäg*, von seinen Untertanen betrachtet und angeredet wurde.

Man kennt diesen Titel für Höhergestellte aus den alten soghdischen Briefen, von denen zuvor die Rede war. Sie werden in ihnen als »Gott-Herr« angeredet. Auch die Herrscher der Hephthaliten nannten sich ähnlich auf ihren Münzen[110]. Im Jahre 840[111] wurde dem letzten Herrscher von Usruschana, dessen Gebiet einen Teil der alten Sogdiane umfaßte und der den soghdischen[112] Titel Afschin trug, der Prozeß gemacht. Im Verhör mußte er zugeben, daß die Briefe seiner Untertanen die herkömmliche Anschrift trugen: »An den Gott der Götter, von seinem Diener N. N.« Bei den Soghdern war also diese Bezeichnung heimisch und hat sich dort bis zuletzt gehalten. Aus der Sogdiane müssen es die Hunnen übernommen haben, wenn sie ihre Herrscher als »Gott«, »größten der Götter« (wie Attila) oder geradezu als »Gott der Götter« *(bäglär bäg)* bezeichneten.

Auch die Hunnen haben ihre Spuren in Ostiran hinterlassen. Die Kuschan, die außer Baktrien große Teile von Nordwestindien beherrschten, gehören zu den Schmerzenskindern der Chronologie. Etwa in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. mögen sie in Baktrien und der Sogdiane die Herrschaft der iranischen Tocharer gestürzt und durch die ihre abgelöst haben[113]. Die Kuschan trugen zu Beginn den Titel *jabghu*[114], und noch auf ihren indischen Münzlegenden begegnet er zuweilen. Er ist alttürkischen Ursprungs[115] und bedeutet dasselbe wie *jabäg* der protobulgarischen Inschriften: »Herr der Bogenschützen«. Die Chinesen kennen den *jabghu* unter der Form *hiep-ho* bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. bei den Hiung-nu. Auch der hunnische Titel Schan-jü scheint auf den Münzen der Kuschan zu begegnen[116].

Noch mit einem zweiten iranischen Reich müssen die Hunnen damals in Verbindung gekommen sein. Gemeint ist das antike Chorasmien, das spätere Chwarezm, dessen Kernlande südlich und südwestlich des Aralsees lagen. Seit den Ausgrabungen von 1947 weiß man von dem Vorhandensein einer hochentwickelten chwarezmischen Kultur im 3. Jahrhundert n. Chr. Ihr Hauptdenkmal bildet die Palastburg von Toprak-kala (im Schabbas-Rayon der Kara-Kalpakischen Sowjetrepublik), an der bis zum Jahre 305 gebaut wurde; danach wurde die Hauptstadt nach Käth (Schabbas) verlegt. Wandmalereien und mehr noch eine farbige Großplastik in Ton ordnen die Kultur von Chwarezm in den umfassenden Rahmen der gräko-buddhistischen

Spätantike ein, deren Denkmäler sich in Gandhara und im Swatgebiet, in Afghanistan und an den Ufern des Oxos, in Chinesisch-Turkestan bis hin nach Dun-huang finden. Aber die chwarezmische Kunst besitzt innerhalb dieses Bereiches ihre besondere Note. Sie ist einfacher und sparsamer in ihren Mitteln, dafür von stärkerem Ausdruck, wenn man sie mit den Funden in der Sogdiane und in Chinesisch-Turkestan vergleicht[117]. In dem strengen und klaren Aufbau, in ihren scharfumrissenen Formen bekundet sich die Erhaltung einer ursprünglichen Einfachheit der von altersher gegebenen agrarischen und nomadischen Formen, die auch die Ausbildung eines zentralisierten Staates nicht beeinträchtigt hat[118]. Die selbständige Prägung der chwarezmischen Kunst fällt zusammen mit der Erringung politischer Eigenständigkeit. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. hatte sich das Land von der Oberherrschaft der Kuschan freigemacht; seine *šāhiya* begannen Münzen zu prägen, und in der sasanidischen Inschrift von Paikuli (gesetzt von Narseh 293—302) erscheint der Chwarezmschah als vierte Großmacht neben dem Kuschan, dem Sakenschah und dem Cäsar von Rom[119].

Ob auch die Schrift von Chwarezm zur Schaffung des türkisch-hunnischen Runenalphabets beigetragen hat, läßt sich nicht entscheiden, bevor die Denkmäler veröffentlicht vorliegen[120].

Die chwarezmische Schrift war bisher nur von den Münzlegenden bekannt[121]. Im Jahre 1948 fand S. P. Tolstow im Südostteil des Palastes von Toprak-kala das Archiv eines der chwarezmischen Herrscher des 3. Jahrhunderts. Etwa achtzig Schriftstücke verwaltungsmäßigen und wirtschaftlichen Inhaltes auf Leder, Holz und Papier kamen zutage. Nach Angabe des Finders[122] fällt die klare und lesbare Schrift mit der der Münzlegenden zusammen. Sie steht zwischen dem Alphabet der soghdischen Briefe aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts und dem der parthischen Awromandokumente. Auch eine Runenschrift, die nicht den von Orchon und oberem Jenissei bekannten osttürkischen Runen, sondern mehr den westlichen des Schwarzmeergebietes entspreche, glaubt man zu erkennen[123].

Im übrigen boten die Chwarezmier, seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts (wenn nicht schon früher) unter kräftiger Führung vereint, den Hunnen kein lohnendes Angriffsziel. Denn nach Osten war man dort durch den Unterlauf des Oxos und durch befestigte Posten, die über den Fluß hinaus vorgeschoben waren, gedeckt. Und im Südwesten von Üst-Jurt, zwischen Aralsee und Kaspischem Meer, verlief der Verteidigungsgürtel, der Chwarezm nach Norden und Nordwesten abschirmte. Von hier aus führten die mit Befestigungen und Karawansereien ausgestatteten Handels- und Heer-

straßen, auf denen man die Reisenden durch das »Türkentor«[124] unter militärischer Bedeckung[125] an die untere und mittlere Wolga geleitete[126].

Unter den Nachrichten, die Chwarezms größter Sohn Alberuni in seinem Werk über die Chronologie der alten Völker erhalten hat, erscheint ein Fest, dessen einheimischen Namen er als »Auszug des Schahs« deutet[127]. Dieser verließ zu Beginn des Herbstes seine Residenz und bezog Winterquartiere an den Grenzen, um sie gegen die Ghuzz-Türken zu verteidigen. Das Fest hieß auf chwarezmisch *fayburīh*, und in seinem Namen erkennt man die Entsprechung zu soghdischem *βγ'wpr*, womit man den »Himmelssohn« auf dem Thron des Reiches der Mitte und dann den Chinesen überhaupt bezeichnete[128]. Daß damit die Herrscher von Chwarezm ursprünglich gemeint waren, ist unwahrscheinlich: Alberuni selbst gibt als deren Titel *šāhiya.* Wohl aber trug der Schan-jü der Hiung-nu nach chinesischen Angaben den Titel *ting-li go-to*, worin man alttürkisches *tängri* »Himmel, Gott« und ein Wort für »Sohn« erkennt, das allein im Tungusischen seine Entsprechung besitzt[129]. Also »Sohn des Gottes« oder »des Himmels« und damit genau dem chinesischen Titel entsprechend. Von den Chinesen hatten die Hiung-nu diesen Titel übernommen[130] und ihn ihrerseits an die Chwarezmier weitergegeben. Nicht anders als dieselben Hunnen zwei weitere Titel, den des *jabghu* und des Schan-jü, den Kuschan übermittelt hatten.

Auch in die Sogdiane scheinen die Hunnen nicht eingebrochen zu sein. Am Oberlauf des Oxos, im Gebiet von Wachan und Ischkaschim, hat sich eine Reihe von Burgen gefunden, die eine Sperrkette bildeten. Sie haben ihren Ausgräber[131] an die befestigten Posten erinnert, mit denen man in Chwarezm Land und Handelsstraßen abschirmte. Der Militärgrenze am Oxos schloß sich eine zweite an, die vom Tal des Pjandsch (Jamtschun, Ka'ana) bis in den westlichen Tien-schan (Angka-kala, Schirdak-bak) verlief. Sicherlich auch hat die Sperrlinie am Jaxartes — einst von Kyros errichtet, von den Seleukiden und den Königen des griechischen Baktrien ausgebaut — auch diesmal ihren segensreichen Schutz gewährt. Im 2. Jahrhundert mögen die Kuschan, die unter Kanischka auf dem Höhepunkt ihrer Macht standen, hier den nomadischen Einfällen Halt geboten haben[132]. Die üppige Kultur der ersten Kuschanzeit, kenntlich in der zweiten Schicht von Begram, blieb unangetastet wie das gleichzeitige Chwarezm. Erst mit dem 3. Jahrhundert verfällt das Reich der Kuschan[133]. In Nordwestindien geht die erste Zeit der Ghandarakunst, die eben unter den Kuschan geblüht hatte, zu Ende[134]. Mit Vasudeva brach ihr indisches Reich zusammen; wenig zuvor hatte sich Chwarezm selbständig gemacht. Da war es entscheidend, daß die beiden

ersten Sasaniden, die selbst zu diesem Sturz beigetragen hatten, den Grenzschutz im Nordosten übernahmen. Das Stammland der Parther, Merw, Balch und das transoxanische Gebiet haben sie an sich gerissen, und Chwarezm scheint für eine Weile aus der Klientel der Kuschan in die der Sasaniden übergegangen zu sein[135].

Gegen die festgefügte Macht der Sasaniden waren die Hunnen auch später nicht in der Lage aufzutreten. Am Ostufer des Aralsees hat man eigenartige Siedlungen festgestellt. Zu Anfang unserer Zeitrechnung scheinen sie von halbnomadischen Massageten und Alanen, dann von Hunnen und Hephthaliten bewohnt gewesen zu sein. Von da aus müssen die Hunnen ihre Westwanderung angetreten haben. Sie hat sie, da alle anderen Wege versperrt waren, nördlich um Aralsee und Kaspisches Meer herum an die untere Wolga und den Don geführt. Hier beginnt die feste Reihe archäologischer Funde[136], die ihren weiteren Weg kennzeichnet.

Die große Masse der hunnischen Wanderung war bereits vorbeigezogen, als um die Mitte des 4. Jahrhunderts ein Nachtrupp erschien: die Hephthaliten, auch »weiße« Hunnen genannt. Sie traten in Ostiran die Nachfolge der bisherigen Machthaber an; zumal die Sasaniden erlitten von ihnen die schwersten Schläge. Königshaus und Adel waren türkischen Ursprungs; in Ostiran nahm man die dortige sakische Literatursprache (in griechischem Alphabet) an[137].

Noch eine Frage bleibt zu klären: warum hielt es die Hunnen in ihren turkestanischen Sitzen nicht, und was war es, das sie gen Westen drängte?

Bisher war das Ausweichen der westlichen Hiung-nu eindeutig auf politisch-militärischen Druck zurückzuführen. Die Feldzüge der Han, der Zusammenbruch des Hunnenreiches, das Aufkommen der Sien-bi liegen klar zutage. Unter der Einwirkung dieser Geschehnisse verließen die Weststämme Mongolei und Dsungarei und siedelten jenseits des Amudarja und um den Balchasch-See. Aber was veranlaßte sie, erneut auf Wanderschaft zu gehen? Ein politischer oder militärischer Gegner wird nirgends faßbar. Wenn ihnen der Einbruch in die Länder weiter südlich, in die Sogdiane und nach Chwarezm, nicht gelang, so war das kein Anlaß, weiterzuwandern. Er war es um so weniger, als die nomadische Wirtschaft als solche auf zusätzlichen Erwerb durch Raub nicht angewiesen war, es zum mindesten nicht gewesen zu sein braucht.

Es hat sich gezeigt, daß die Hunnen östlich des Aralsees in Siedlungen wohnten; sie taten es gleich ihren massagetischen und alanischen Vorgängern. Sie waren demnach Halbnomaden[138], im Besitz von Winterwohnungen mit

etwas Heuwirtschaft und Ackerbau. Solche Halbnomaden sind vergleichsweise friedlich. Erst die Vollnomaden, ohne Weidepflege und Heuernte, werfen sich bewußt auf den Raub. Doch bedeutet er keine Zusatzwirtschaft. Raub wird auch von solchen Nomaden betrieben, die wirtschaftlich gut gestellt sind. Er dient als Kriegsübung; Raubzug und Fehde fallen zusammen.

Man wird beim Fehlen aller anderen Anlässe die Ursache der hunnischen Westwanderung in klimatischen Verhältnissen suchen dürfen. Die Erklärung sei mit all der gebotenen Vorsicht vorgetragen, die, wenn man sich auf ein fremdes Gebiet begibt, doppelt rätlich ist. Die Kurve der Klimaschwankungen Asiens, für den eurasischen Bereich vom Schwarzen Meer bis etwa zu Altai hin gültig[139], zeigt seit der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrtausends ein erst allmähliches, dann immer rascheres Absinken. Etwa um 300 n. Chr. tut die Kurve ihren ersten tiefen Sturz. Dieser Sturz ist eine innerasiatische Erscheinung, denn die Parallelkurve der kalifornischen Sequoia Gigantea folgt dem nicht.

Sturz der Klimakurve bedeutet Trockenheit, scharfen Wechsel des Sommer- und Winterklimas, verringerten Weideertrag. Er besagt, daß, wenn die gleiche Menge an Volk und Vieh weiterhin am Leben bleiben soll, die bis dahin benutzte Weidefläche vergrößert werden muß. Sturz der Klimakurve hat Ausdehnung zur Folge. Die Jahre um 300 sind die des Aufbruchs der Hunnen aus Innerasien, der Wendung nach Südrußland hin.

7.

Als die Hunnen 375 die Grenzen Europas überschritten, waren sie in einem Bereich angelangt, darin sie zum zweitenmal geschichtliche Bedeutung gewinnen sollten. Das Jahr leitet der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus[140] mit Worten ein, die die Schwere des Ereignisses vorwegnehmen. »Unterdes«, so sagt er[141], »wappnete der Fortuna Flügelrad, unter ständigem Wechsel des Glücks mit Unheil, die Kriegsgöttin mit den Furien im Verein und brachte gen Osten trauererfülltes Geschehen.« Und so fährt er fort: »Der ganzen Verderbnis Same aber und der Ursprung der Schläge, die des Mars Wüten mit ungewohntem Feuer, alles verwirrend, austeilte«, waren die Hunnen. Damit hebt Ammianus' berühmte Schilderung an: an Wildheit alles übertreffend, das Gesicht durch Narben entstellt, ohne jegliche Wohlgestalt, mit massiven und festen Gliedmaßen, mächtigem Nacken, mißgeformt und krumm, so daß sie zweibeinigen Tieren glichen ... Von Wurzeln

und rohem Fleisch lebend, das sie im Sattel mürbe ritten; ohne Dach und festen Wohnsitz, in Leinen und Mäusefelle gehüllt, die man trug, bis sie in Fetzen vom Körper fielen; schwerfällig im Gehen, aber zu Pferd von unerhörter Gewandtheit und Ausdauer; furchtbare Kämpfer, gefährlich durch Bogen und Lasso; treulos und unbeständig, verschlagener Rede voll, undurchdringlich, von keiner Achtung vor Göttern und Religion behindert, unersättlich nach Gold, unbeherrscht und wankelmütig ... Der sprachgewaltige Mund dieses Geschichtsschreibers weiß nicht genug der Kennzeichnungen zu häufen.

(Man erkennt unschwer, daß Ammianus eine ältere Schilderung für seine Zwecke zurechtgemacht hat. Nach dem Stilgesetz römischer Geschichtsbeschreibung mußte er das Unheilsjahr 375 durch eine Anzahl von Prodigien einleiten: durch die Aufzählung ungewöhnlicher und gegen die Naturordnung verstoßender Ereignisse. Davon macht er ausgiebigen Gebrauch, aus dunklen Andeutungen bis zu immer offenerer Ankündigung des kommenden Unheils sich steigernd. Das schlimmste Prodigium aber sind ihm die Hunnen: Wesen, die eine gespenstische Ähnlichkeit mit Menschen besitzen, aber alles, was dort edel und natürlich ist, ins Wilde, Unheimliche, Abstoßende, Scheußliche verzerren. Doch die Angaben, zu solchen Zwecken verwendet, müssen einstmals von sachlicher Art gewesen sein. Man erkennt die körperlichen Besonderheiten eines mittelasiatischen Stammes; man hat die Schilderung einer Kleidung, aus Leinenhemd, Lederhose, Reitstiefel und Pelzüberhang bestehend; die Schilderung auch der Waffen, der Lebensweise, der Anschauungen und Charaktereigenschaften, alles mit scharfer Beobachtung festgehalten und aufgezeichnet. Die Besonderheit, daß man die Unterkleidung trug, bis sie am eignen Leibe zerfiel, berichten noch Ibn Faḍlān von den Oguz-Türken und andere von den Mongolen[142]... Die bei Ammianus folgende Schilderung der Alanen[143] zeigt, wie die der Hunnen ausgesehen haben mag, bevor er sie ins Scheusälige und Prodigiöse wandte[144].)

Das Entsetzen, das sich in den Worten des spätrömischen Geschichtsschreibers ausdrückt, findet anderenorts vielfache Entsprechung. Was er sagt, ließe sich ergänzen: nicht nur aus antiker Überlieferung, sondern auch aus dem, was sich im Schi-gi und in den Annalen der älteren Han findet. Die Hunnen, Vollzieher eines Verhängnisses von gewaltigem Ausmaß, hat selbst ein noch schwereres Verhängnis getroffen. Die großen Kulturen der Alten Welt — China im Osten und die Antike im Westen — haben ein vernichtendes Urteil über ihre Peiniger hinterlassen. Wie kam es dazu?

Die antike und christliche Welt auf der einen Seite, die chinesische auf der anderen glichen sich im Grundsätzlichen keineswegs. Vor allem schieden sie sich in der Bewertung des Menschen. Stimmten die einen darin überein, daß das Dasein auf ihn ausgerichtet sei, daß er allein würdiger Gegenstand des Kennens und Erkennens sei, so bildete er für die Chinesen nur ein Glied im unendlichen Gefüge der Welt. Er war weder ihr Herr noch das Ziel einer göttlichen Heilsordnung, sondern hatte sich dem Universum einzufügen und empfing erst von diesem seine Bedeutung. »Den menschlichen Körper«, so hat man gesagt, »haben die Chinesen nie für so herrlich gehalten wie die Hellenen, und das menschliche Antlitz nie für so bedeutungsvoll wie die Christen.« Tier, Pflanze und Landschaft standen dem Menschen gleichberechtigt zur Seite. China hielt sich nicht gesondert von der Natur, sondern suchte und fand sich in ihr.

Aber darin glichen sich China und die spätantik-christliche Mittelmeerwelt, daß sie beide durch Überlieferung fest und starr gewordene Hochkulturen darstellten, die ihre große Zeit schon hinter sich hatten. Am Erreichten wurde alles gemessen, alles darauf bezogen. In der Bewahrung und Weitergabe gegebener Formen suchte man sein Genüge. Auch geistig wünschte man sich durch Grenzwälle von jener andersgearteten Welt zu scheiden und zu schützen, die die Hunnen verkörperten. Der Städter trat dem Nomaden, der Seßhafte dem immer Beweglichen und grenzenlos Schweifenden, das Festumgrenzte dem Zerfließenden und ständig sich Wandelnden, das Fertige und Erstarrte dem gegenüber, das seiner Form erst entgegenwuchs.

Das mythische Zeitalter der Antike war längst vergangen. Wo man sich noch auf Mythos bezog, wo er benutzt und wo mit ihm ausgeschmückt wurde, stellte er sich als ein Schatz von Motiven dar, die sich aufbewahren, verzeichnen und ordnen ließen, denen aber ein lebendiges Wachstum nicht mehr beschieden war. Für die Hunnen hingegen gab es keine mythographische Erstarrung. Ihre Welt war erfüllt vom Weben und Wogen mythischer Bilder, und überall erkannte man sich in ihnen wieder. Unerschöpflich ist die Fülle mythischer Vorstellungen, die auf den Werken des südsibirischen und das will besagen: des hunnischen Tierstils ihren Niederschlag gefunden hat. Mit Recht schließt man auf eine entwickelte Sage, die hinter alledem stand[145].

Gewiß: die Hunnen hatten auf ihrer Westwanderung manches von der iranischen Kultur übernommen. Von vornherein jedoch war der Bereich dessen, was bei ihnen Aufnahme fand, begrenzt. Unter den Lehnwörtern sind neben *šad* »König« und *bäg* »Herr« in erster Linie *noš* »Trunk« zu nennen[146].

Das gewaltige Zechgelage, das die Hunnen über Attilas Grab veranstalteten, und die Trinksitten an seinem Hof werden noch zu nennen sein. Als Tschinggis zum Chan erhoben wurde, sagten ihm die Mundschenken: »Den Morgentrunk wollen wir nicht verkürzen und den Abendtrunk nicht versäumen«[147]. Das Bedeutsamste, was man der iranischen Kultur entnahm, war, so scheint es, die Schrift. Doch auch sie stand in begrenztem Gebrauch. An Attilas Hof führte man Listen der politisch Verdächtigen und Flüchtlinge[148]. .. Ob man Dichtung schriftlich aufzeichnete, muß schon unsicher bleiben.

Der Titel *bäg* verweist auf die nordostiranischen Soghder[149]; der des Kaghan wird uns noch auf die nordiranischen Parther führen. Wohin die Entstehung der hunnisch-türkischen Runen führt, hat sich gezeigt. Erinnerungen, die bis in Attilas Zeit sich von einem Einfall nach Iran erhalten hatten[150], lassen erkennen, daß man über Medien nicht hinausgelangt war. Alles führt nach Nordiran und seine nomadischen oder doch in nomadischer Nachbarschaft lebenden Stämme, nichts nach dem persischen Südwesten. Heimat und Hof der Sasaniden lagen weitab von der Welt, mit der sich die Hunnen berührten. Der Iwan des Königspalastes wurde nicht mit der Überwölbung, wie sie in Hatra, Assur und Ktesiphon begegnet, übernommen, sondern mit der flachen Holzdecke von einst[151]. Auch den Reiter von Madara möchte man lieber an die parthischen[152] als an sasanidische Felsreliefs anknüpfen.

Die sasanidische Kultur war stolz auf ihre ritterliche und höfische Sitte. Sie war damit Schöpferin dessen, was dem abendländischen Rittertum das Gepräge verlieh. Der mittelpersische Roman von Ardeschir, dem Begründer sasanidischer Größe, hat davon, namentlich in den ersten Abschnitten, ein Bild gegeben. Ein von Haus aus roher Adel, der ganz seiner Reit- und Jagdlust gelebt hatte, mußte sich höfischer Zucht unterwerfen[153]. Jetzt traten zu Jagen und Waffengebrauch[154], das Polospiel[155], weiter das Schreiben[156] und verschiedene Arten des Schachs[157]. Die Formen des Umgangs und Benehmens wurden geregelt. Verständiges Handeln[158], die Enthaltsamkeit von Streit und groben Worten[159], Gefügigkeit und Gehorsam[160] wurden verlangt und geübt. Ausgeführt ist das in der kleinen Schrift von König Husrav und seinem Pagen[161]. Von der hohen Bildung[162] spannt sich der Bogen über die Kenntnis der feinsten Speisen, der besten Weine, über Gesang und Musik bis hin zu den wohlriechendsten Blumen, den schönsten Frauen . . .

Schon Mao-dun mußte bekennen, daß er von Chinas Lebensregeln *(li)* und den Lebenspflichten *(i)* nichts wisse[163]. Von diesem köstlichsten Teil altchinesischer Kultur haben die Hunnen sich nichts angeeignet. Aber auch

die höfisch-ritterliche Sitte war aus der Sogdiane und Chwarezm schwerlich zu lernen. Erst langsam, kaum nach seinen Anfängen deutlich, schickte sich der Nordosten Irans an, in die Epoche des Feudalismus einzutreten[164]. Es waren andere Bereiche, denen die Hunnen auch jetzt ihre Vorbilder entnahmen.

Für die Antike blieb das Tier durchaus auf den Menschen bezogen. Es konnte zum Träger eigner, menschlicher und dämonischer Vorstellungen werden. Meist aber war es durch eine tiefe Schranke vom Menschen getrennt und diesem untergeordnet. Der Chinese ging auf das Tier und auf tierisches Eigenleben mit der gleichen Empfindungsgabe ein, die ihn sich in Landschaft und Pflanze versenken ließ. Wie sehr unterschied sich davon die Einstellung der mittelasiatischen Nomaden und der Hunnen im besonderen! »Der Urahn Tschinggischans war ein vom Himmel gesandter, schicksalserkorener grauer Wolf. Seine Gattin war eine weiße Hirschkuh.« So beginnt die »Geheime Geschichte der Mongolen« ... Mehr noch: das Tier wurde Vorbild und Bestimmendes. Eignes Tun wurde auf tierisches hin ausgerichtet, wurde dadurch erhöht und ins Maßgebende gewendet[165]. Das Leben im Tier, um Frobenius' Wort zu verwenden, bestimmte das Dasein des Menschen, insonderheit des Mannes und Kriegers. Das Pferd prägte die Lebens- und Kampfesweise, formte den Nomaden zum Räuber und überlegenen Gebieter: die Länder der Erde mußte er als Beute, die für ihn bereitlag, betrachten.

An sich wären den Hunnen Übernahmen aus zarathustrischem Kult möglich gewesen. Aus Alberunis Bemerkungen gewinnt man den Eindruck, als habe in Chwarezm der Zarathustrismus eine gewaltige Bedeutung besessen[166]. Die Türken des 6. Jahrhunderts, so berichtet Theophylaktos Simokattes[167], verehrten leidenschaftlich das Feuer; sie verehrten auch Wasser und Luft. Da begegnet man dem Kult, der den Magiern im Mittelpunkt stand; man begegnet auch der Achtung vor den Elementen, die für den Zarathustrier bezeichnend ist. Aber Gott ist für sie allein, so fährt der Berichterstatter fort, der Schöpfer von Himmel und Erde, und ihm opfern sie Pferde, Rinder und Schafe. Das war der ererbte Kult des Himmelsgottes, des *tängri*, der überall bei den Türken greifbar ist[168]. Eingedrungenes zarathustrisches Gut hatte ihn nicht verdrängen können. Daneben nennt Theophylaktos Priester, denen die Gabe der Weissagung eignet, also Schamanen[169].

Bei den Hunnen war es so, daß auf religiösem Gebiet Iran keine Wirkung ausgeübt hat. *Tängri* wird im Beinamen des Schan-jü der Hiung-nu und bei den Nachfolgern der Hunnen, den Bulgaren, noch deutlich werden. Auch die weissagenden Schamanen werden in Attilas Geschichte begegnen, und

dieser Größte seines Volkes wird in ihrer Reihe stehen. Vor allem aber wird die Rolle des Tieres, und gerade in der Weissagung und in der Einwirkung auf Attilas Handeln, deutlich werden. Aus tierischen Knochen und aus dem Vogelflug haben diese Hunnen ihre maßgebenden Weisungen erhalten. Mit Erstaunen werden wir inne werden, daß in entscheidenden Handlungen sie dadurch — man darf sagen: dadurch allein bestimmt wurden. Noch bei den hunnischen Utiguren findet sich das Tiergleichnis in voller Blüte. Die Gesandtschaft, die ihr König Sandil an Justinian gehen ließ, erklärte ihr Anliegen, indem sie von einem Vergleich zwischen Wolf und Hund ausging[179].

DRITTES KAPITEL

GOTEN UND ALANEN

Im Jahre 376[1] vernahmen die Befehlshaber der römischen Donaufestungen, daß sich Anzeichen starker Bewegung unter den nördlich angrenzenden Barbaren erkennen ließen. Alle Stämme zwischen Theiß und Schwarzem Meer seien in Bewegung. Ein wildes und kräftiges Volk treibe die Masse seiner Nachbarn vor sich her. Man maß den Nachrichten zunächst keine Bedeutung bei. Aber die unheilkündenden Berichte ließen nicht nach. Zuletzt erschienen die Flüchtlinge selbst am Nordufer des Stromes. Sie wuchsen rasch zu gewaltiger Menge an, und nun wurde deutlich, was geschehen war. Das gotische Reich des Ermanarich war unter dem Anprall der Hunnen zusammengebrochen.

Eine neue Etappe der hunnischen Wanderung kündigte sich damit an. Seitdem das Volk aus chinesischem Blickfeld entschwand, waren zweihundert Jahre verstrichen. Zuletzt hatten die Hunnen die Dsungarei und das nordöstliche Turkestan, dann nur noch dieses innegehabt. Die Wanderung war am Nordrand von Iran weitergegangen; sie hatte die südlichsten Ausläufer des Ural überschritten und hielt am Ostufer des Don. Der letzte Stoß führte über den Fluß hinweg nach Südrußland: er zielte auf die Alanen und Goten. Und dieser Stoß war siegreich gewesen.

Was trafen die Hunnen in dem neugewonnenen Gebiet an?

1.

Schon unter den Skythen zerfiel der breite Landstreifen nördlich des Schwarzen Meeres in das Gebiet der ackerbauenden Stämme und in das Waldgebiet[2]. Dieses, die Hylaia, lag im Mündungsbereich des Dnjepr[3]. Westlich von ihm saßen bis zum Bug die Pflüger-Skythen, östlich die ackerbauenden[4]. Entsprechend schied Nestors Chronik[5] die Slawen in zwei Stämme: die einen ließen sich am Dnjepr nieder und nannten sich Poljanen (= Feldleute), die anderen Drevljanen, weil sie in den Wäldern wohnten. In Greutungen und Terwingen, in Feldleute und Waldleute, zerfielen auch die Goten. Die Scheidung muß, wie die in Ost- und Westgoten, bereits Dexippos, dem Geschichtsschreiber der Gotenkriege (Ende des 3. Jahrhunderts), gegenwärtig gewesen sein[6], ging also in die Anfänge gotischer Siedlung hinauf. Die Germanen wuchsen hier in vorgegebene Formen von übervolklicher Dauer hinein.

Ackerbau und Viehzucht auf der einen Seite, Wald- und Holzwirtschaft auf der anderen waren damit gegeben. Beides galt zunächst für die Untertänigen, die durch ihrer Hände Arbeit die Herrenschicht ernährten. Aber auch auf diese mußte sich die Scheidung auswirken. Der Herr des Waldes war der Jäger. Aber auch den großen Land- und Herdenbesitzer zwang die Ausdehnung seiner Güter, der Schutz, den sie benötigten, zu einem Reiter- und Kriegerleben. Beide waren uralte Lebensformen der eurasischen Gebiete[7]; zum mindesten die zweite ohne Pferd nicht denkbar.

Die Grundbesitzer des bosporanischen Reiches (Krim) haben auf den Wänden ihrer Gräber darstellen lassen, wie es in ihrem Leben zuging[8]. Im Nomadenzelt verbringt der Herr den Sommer auf seinen Ländereien. Weib, Kinder und Gesinde sind neben dem Zelt versammelt: er selbst ist beritten, bewaffnet und gefolgt von einem gleichfalls bewaffneten und berittenen Diener. Auf einem anderen Bild[9] erscheint der Grundherr im Kampf. Das Land und die Hörigen, die es bebauen, müssen gegen die Übergriffe räuberischer Nomaden geschützt werden. Mit Schuppenpanzer, Kegelhelm und langer Lanze versehen geht der berittene Kämpfer gegen einen sarmatischen Bogenschützen[10] und einen gleichfalls gepanzerten Reiter an.

Damit ist der dritte Lebensbereich genannt, dem Feld und Wald zur Seite treten: die Steppe. Neben dem Jäger und dem Grundherrn erscheint der berittene Nomade. Ackerbau- und Waldgebiete tragen die Begrenzung in sich. Vom Menschen her gesehen bedeutet sie ein Verwurzelt- und Be-

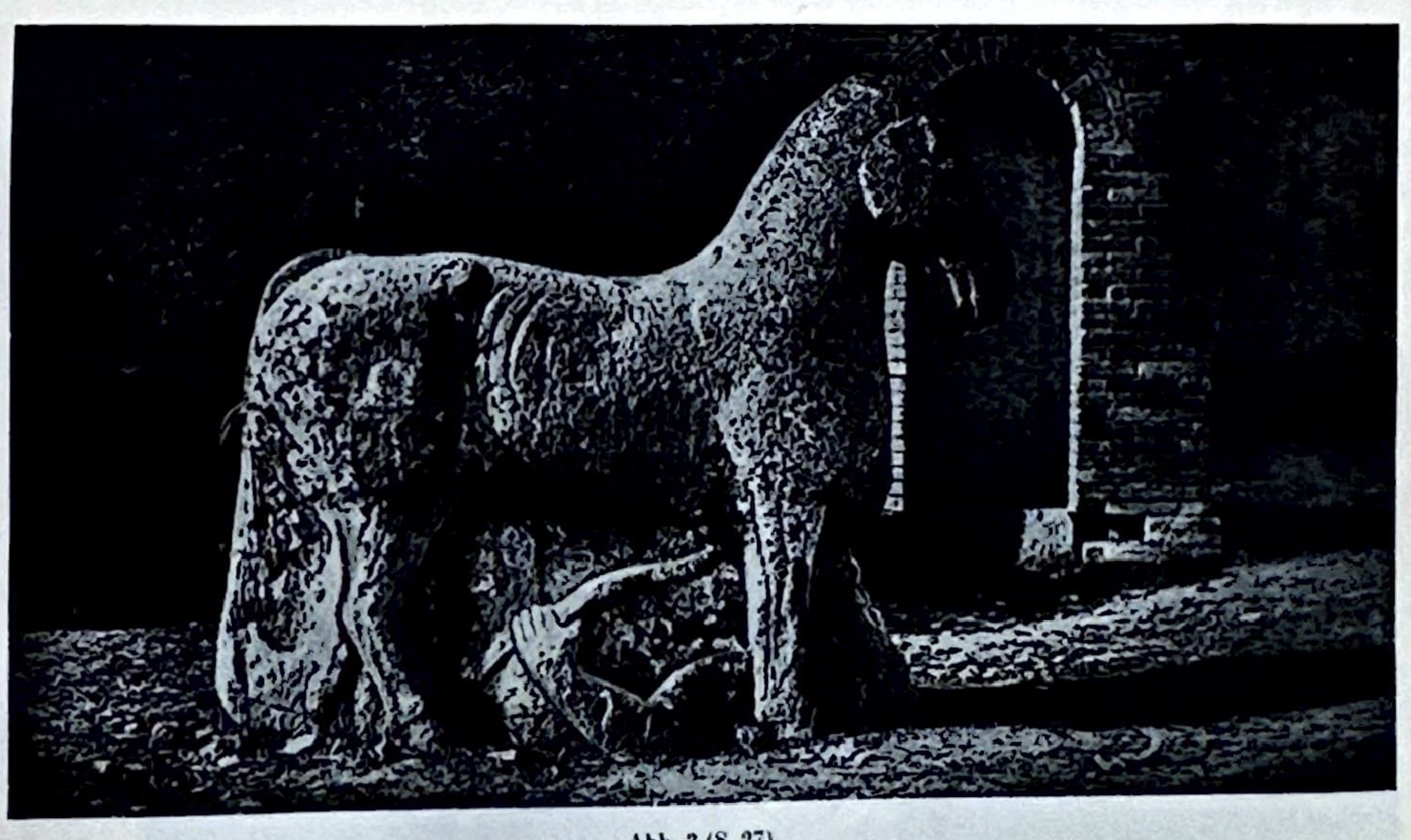


Abb. 3 (S. 27)

GRAB DES HO-TSCHÜ-BING

Nordwestlich von Hien-jang, Schensi



Abb. 4 (S. 25 f.)

PFERDEKOPF

Terrakotta. Han. Sammlung O. Sirén

schränktsein. In der Steppe herrscht ein anderes Gesetz. Es fehlen Begrenzung und Maß, die dort bestimmend waren. Maßlos ist der Winter in seiner Kälte und im Eishauch seiner Stürme; maßlos der Sommer in Dürre und Hitze, der Frühling in seinem Blühen, aber auch mit den Fluten seiner Schmelzwasser, die sich über das Land ergießen und die den Löß in einen gelbgrauen oder schwarzen Brei verwandeln. Maßlos ist die Gleichförmigkeit der Steppe, mag sie erstarrt unter Schneewehen liegen oder sich, soweit das Auge reicht, mit Grün und einem Blumenmeer bedecken. Alle Begrenzung ist aufgehoben: Wald und Baum ebensosehr wie die Hänge der Berge, die bäuerliche Gemarkung, die Siedlung. Der Mensch ist gezwungen, sich dem Gesetz der Steppe zu unterwerfen; es bemächtigt sich seiner und überwältigt ihn. Ihre Einförmigkeit nimmt ihm die Heimat, ihre Unendlichkeit zwingt ihm ein schweifendes Leben auf.

Hier begann gotisches Dasein einzumünden in das der neuen Nachbarn, der Alanen. Sie waren der stärkste und damals der leitende Stamm der Sarmaten. Der Name der Alanen besagt, daß es sich um Arier (altpersisch *aryānām*) handelt; er besagt dasselbe wie der Name Irans. Sprachlich gehörten sie zu einer Gruppe, die das Soghdische und Sakische im Osten, von den heute noch lebenden Mundarten des Pamir das Jaghnobi umfaßte. Die Osseten im Kaukasus gehören der gleichen Gruppe an; sie stellen den Überrest eines alanischen[11] oder sarmatischen Dialektes dar[12]. Wie sich Alanen und Sarmaten miteinander und wie beide sich mit den Goten vertrugen, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Kämpfe können bis zuletzt nicht gefehlt haben. Die nordische Hervarasaga, die vom Kampf der Goten und Hunnen berichtet, läßt den Gegner zur Dylgia auf der Dunheide unter den Jassarbergen entboten werden, wo die Goten schon oft Siege erstritten haben. Darin ist echte Erinnerung bewahrt. Denn die Dunheide ist am Don zu suchen. Die Dylgia wäre dann die heutige Kossa Dolgjana, gegenüber Mariupol, und in den Jassarbergen hat man die Alanenberge erkannt[13]. Hier lief die Grenze gegen die Hunnen, früher gegen die Alanen. Ist es zu kühn, in den Gotensiegen von einst solche über die iranischen Nachbarn zu vermuten? Wenn die Alanen dann im 6. Jahrhundert ohne Umschweif als gotischer Stamm[14] erscheinen, waren sie mit den Germanen in engste Verbindung getreten, ganz oder zu einem Teil germanisiert worden[15]. Dazu stimmt, daß alanische Lehnwörter im Gotischen sich nicht, wohl aber gotische im Ossetischen sich nachweisen lassen.

Auf der anderen Seite haben die Goten den Iraniern eine Reihe wichtiger Kulturgüter zu verdanken.

Im Gegensatz zu den Goten, die Bauern waren[16], und dem gotischen Adel, der vermutlich gleich den bosporanischen Gutsbesitzern seine Herrschaft über die seit alters bestehende Schicht bäuerlicher Hintersassen begründete[17], traten die Alanen als Nomaden auf.

»Die Alanen«, heißt es bei einem Historiker des späten 4. Jahrhunderts[18], »besitzen weder Hütten noch bedienen sie sich des Pflugs. Sondern sie nähren sich von Fleisch und reichlicher Milch, hausen auf ihren Wagen, die sie mit einem gewölbten Dach aus Rinde versehen; auf ihnen durchwandern sie die endlos sich dehnende Steppe. Gelangen sie an einen Weideplatz, so fahren sie die Karren in einen Kreis zusammen und nähren sich nach Art der wilden Tiere; ist das Gras abgeweidet, so zieht das Gemeinwesen auf Wagen weiter. Auf dem Wagen vereinigen sich Mann und Weib, wird die Nachkommenschaft geboren und aufgezogen. Er ist ihr ständiger Wohnsitz, und in welcher Gegend sie auch wandern, immer bedeutet er den Alanen die Heimat. Das Vieh treiben sie vor sich her, mit den Herden suchen sie sich ihre Nahrung. Sorgfalt widmen sie der Pferdezucht. In ihrem Land trägt der Boden stets frischen Wuchs, und von Zeit zu Zeit kommt man an Orte, da Bäume ihnen Früchte spenden. So können sie überallhin weiterziehen, denn an Nahrung und Futter besteht kein Mangel. Beide lassen die Feuchtigkeit des Bodens und die häufigen Flußläufe in ausreichender Menge wachsen.«

Zweierlei tritt in dieser Beschreibung nach seiner Bedeutung hervor: das Pferd und der Wagen. Beides hat auf die Goten nachhaltig gewirkt.

Auf der Suche nach neuem Ackerland waren sie von den Baltischen Gestaden aufgebrochen[19]. Doch hielt es sie nicht lange auf der eroberten Scholle. Auch nachdem sie ans Schwarze Meer gelangt und dort eine vorläufige Stätte gefunden hatten, trennten sie sich von dem Planwagen nicht. Selbst die Götterbilder wurden auf Wagen mitgefahren[20]; von dem christlich gewordenen Volk kündet Ambrosius, der Wagen diene ihnen nunmehr als Kirche, wie er ihnen einst als Wohnung gedient habe[21]. Nach Art ihrer iranischen Nachbarn wurden die Goten zu einem Volk, dem Karren und Wagenburg die Heimat bedeutete; das sich in ständigem Aufbruch befand. Bis in die Kriegführung wirkte sich dies aus. In den Kämpfen mit Gallienus (253—268) rettete die Wagenburg Goten und Heruler vor der Vernichtung[22]. Eine ähnliche Verschanzung aus zusammengefahrenen Wanderkarren[23] bildete in den Kämpfen mit Claudius (268—270) den Rückhalt des Gotenheeres, ebenso noch in der Schlacht bei Adrianopel (378)[24]. Die Römer selbst, die sich der Kunst des Lagerbaues längst entschlagen hatten, begannen den Wert solcher Wagenburgen zu schätzen[25].

In Südrußland wurden die Goten zu den großen Beweglichen, als die sie in der Geschichte fortleben. Ihre Unruhe und Wanderlust bildeten den Schrecken der römischen Nachbarn. Die Bedeutung von Aurelians Gotensiegen zu preisen, wußte Ammianus Marcellinus[26] kein besseres Wort, als daß der furchtbare Gegner während eines vollen Jahrhunderts unbeweglich geblieben sei — *siluerunt immobiles*.

Neben dem Wanderwagen stand bei den Alanen das Pferd. Die alanische Rasse war berühmt. In einer von ihm gesetzten Grabinschrift pries Kaiser Hadrian sein verstorbenes Lieblingspferd, den Borysthenes Alanus Caesareus Veredus: über die Hügel und Sümpfe der Toscana sei er mit ihm dahin»geflogen«[27]. Die Goten kannten das Reiten, als sie nach Südrußland kamen[28]. Aber erst in Berührung mit den nomadischen Nachbarn gewann es eine neue, alles Bisherige übertreffende Bedeutung.

Sarmaten[29] und Alanen galten im Fußkampf als feige, aber ihr Angriff in geschlossenem Geschwader war unwiderstehlich. Die Reiter staken in Rüstungen aus Eisenplatten oder dickem Leder[30]; ihre langen Lanzen, die Hiebschwerter handhabten sie beidhändig vom Sattel herab, wenn sie sich unter dem Ruf: Marha, Marha! auf den Feind warfen[31]. Reliefs aus den Griechenstädten Südrußlands, von der Trajanssäule und vom Galeriusbogen von Saloniki[32], dazu die Felsbilder vom oberen Jenissei[33] vermitteln ein Bild dieser Reisigen. Sie tragen einen Schuppenpanzer[34] oder ein bis zu den Füßen gehendes Panzerhemd, den konischen Helm[35] und die lange Reiterlanze; Hose und Reitstiefel sind üblich[36]. Seltsamerweise fehlt der Steigbügel. Und doch war es diese ausdrücklich den Sarmaten[37] zugewiesene Erfindung, die beim Anprall mit der Lanze festen Sitz gab; die dem Bogenschützen den freien Schuß nach allen Seiten gestattete[38].

Auch die Goten führten jetzt die Reiterlanze[39], trugen den Kettenpanzer und den konischen Helm. Durch sie gelangte das Kettenhemd mit eiserner Stabversteifung[40] nach dem Norden; die Gräber von Valsgärde in und bei Uppsala haben solche Stücke erbracht[41]. Das spätere westgotische Gesetzbuch weiß, als südrussisches Erbstück, von dem iranischen Wort *zaba* »Panzer«[42]. An den Goten des Weichselgebietes hob noch Tacitus das kurze Schwert hervor[43]: in Südrußland führten sie das sarmatisch-alanische[44] Langschwert. Auch eine andere gefürchtete Waffe der Reitervölker, den Lasso, haben die Goten von ihren Nachbarn übernommen[45].

Reiter gab es in den germanischen Heeren schon längst. Sie fochten zusammen mit Fußkämpfern in gemischter Ordnung. Jetzt wurde die Reiterei, insonderheit die schwerbewaffnete, zum Kern des Heeres.

Gotische Bogenschützen wurden gefürchtet wegen ihrer Masse und ihrer Treffsicherheit[46]. Aber sie traten nur zu Fuß auf: die Waffen der Reiter waren Lanze und Schwert[47]. Schon bei Claudius' Gotenkämpfen lag das Schwergewicht der Goten in der berittenen Truppe; ohne eigne Reiterei vermochte das römische Fußvolk des Gegners nicht Herr zu werden[48]. Man nahm Alanen, später auch Hunnen[49] in den gotischen Reihen auf. Derart verstärkt, sollte die geschlossene Masse der ostgotischen[50] Berittenen die Schlacht bei Adrianopel (378) entscheiden. »Wie ein Blitz«, sagt ein Zeitgenosse[51], »fuhr sie unter die Feinde; alles was ihr bei dem Ansturm in den Weg trat, wurde niedergeritten.« Wie ein Blitz hatte über hundert Jahre zuvor schon der Gotenkönig Kniva das römische Heer des Decius zersprengt[52]. Auch da wurde der Schlag vermutlich von der Reiterei geführt[53]. Fortan gaben, neben Alanen und Hunnen, die gotischen Reiter das Vorbild für die des römischen Heeres ab[54].

Mit der Vorstellung des Königs war jetzt das Auftreten zu Pferd untrennbar verbunden. Im Reiterspiel mit der Lanze, glänzend gewappnet und mit den Abzeichen seiner Würde, zeigte König Totila vor der Schlacht bei Taginä seine Gewandtheit[55]. Es war der Dscherid, das Speerreiten iranischen Ursprungs[56], darin er sich sehen ließ. Zu Pferd, mit Schild und Lanze, war Theoderich, auf seinem ehernen Standbild in Ravenna dargestellt[57]. Von ihm kündet noch der Runenstein von Rök[58]:

»Jetzt sitzt er gewappnet
auf gotischem Roß,
den Schild auf der Schulter,
der Fürst der Märinge.«

Die Bedeutung des Pferdes blieb ein Kennzeichen der Goten, der Ostgermanen überhaupt. Im Westen war es anders. Als die Alamannen in der Schlacht bei Straßburg (357) sich zum entscheidenden Ansturm ordneten, zwang die Forderung der Gemeinen den Adel, vom Pferd zu steigen und ins Glied zu treten[59]. Noch im 6. Jahrhundert setzte sich ein fränkisches Heer vornehmlich aus Fußkämpfern zusammen; nur wenige Berittene scharten sich um den Anführer[60].

Überhaupt waren die Goten in Südrußland einem Kulturkreis nahegekommen, darin das Tier von jeher geherrscht hat.

An sich fehlte den Germanen das Tiererlebnis nicht. Die Masken germanischer Krieger ließen diese als Stier oder Eber, Bär oder Wolf erscheinen[61]. Bei den nordgermanischen Stämmen war der Hund Symbol kämpferischer

Besessenheit[62]. Der Schmuck von Helm[63] und Schild konnte auf solche Tiere Bezug nehmen. Auch der nordische Berserker vermag in tierische Formen einzugehen[64]. Mit dem Ungestüm wütender Raubtiere verglichen die Römer die zermalmenden Angriffe ihrer germanischen Gegner[65]. Mit drohenden Gebärden, mit Zähneknirschen und Wutschreien stürzte man sich auf den Feind[66].

Auch die Reiterstämme wollten Tiere darstellen: Wölfe, Bären, Vielfraße und anderes blutgieriges Raubzeug. Hierin trafen sie sich mit den Germanen; sie trafen sich, um sich gleichwohl zu scheiden. Denn für den Germanen machten Angriff, Nahkampf und dem Gegner Ins-Auge-Blicken den Helden aus, während dem Nomaden in Täuschung, in Überfall und Überraschung, in der verstellten Flucht, der Erledigung aus der Ferne sich kriegerisches Tun darstellte. Nicht so sehr das Bild der angriffslustigen Bestie, sondern tierische Flucht und Verfolgung, Schnelligkeit und List standen ihnen vor Augen. Dabei verändern beide Kämpfer dauernd ihre Gestalt: wenn der eine als Taube entkommen will, packt ihn der Verfolger als Adler; wenn er als Fisch entflieht, holt ihn der andere als Hecht ein[67].

Ausdruck der nomadischen Vorstellungswelt war der Tierstil. Er war so alt wie das Auftreten der Reiterstämme im südrussischen Bereich; er kam mit den iranischen Skythen[68] und ihren Vorläufern, den Kimmeriern[69], aus den asiatischen Steppengebieten. Die Sarmaten brachten eine neue Welle mit[70]: eine kräftige und doch höchst verfeinerte Art, die sich von den älteren Stilstufen durch ihre Farbigkeit unterschied. Waffen und Gerät, silberne und goldene Platten waren mit aufgesetzten bunten Steinen verziert. Stangenenden[71] und Standarten mit Tierbekrönungen standen neben Darstellungen kämpfender und verfolgender Tiere. Diese Tiersymbolik begegnet auf den Gürtelschließen und Riemenzungen, den Filzapplikationen und Wollstickereien von der Donaumündung bis hin zur Äußeren Mongolei[72].

In Südrußland gerieten die Goten rasch unter den Einfluß der dort herrschenden Metallkunst. Die Fibel mit umgeschlagenem Fuß begann seit Beginn des 3. Jahrhunderts ihren Siegeszug von der neuen Heimat der Goten aus[73]. Filigran und Granulierung, die aufgesetzten Steine wurden vom bosporanischen Handwerk, die farbigen Einlagen von den sarmatischen Goldschmieden übernommen. Mit weinroten Almandinen überzogen die Goten das Gold ihrer Schnallen und Fibeln[74]. Die Kunst, solche Steine auf einer Goldfolie zu montieren, stammte, wie Philostrats Beschreibung von Taxila zeigt[75], aus Indien; dort findet sich auch der Almandin. Durch alanische Vermittlung, aber auch durch direkte Berührung haben die Ger-

manen diese Art übernommen. Darstellungen von Goten (am Haarknoten kenntlich) finden sich unter den gräko-buddhistischen Bildwerken des afghanischen Hadda[76], inschriftliche Erwähnungen auf mittelindischen Weihungen in einem buddhistischen Höhlentempel bei Dschannar im Punadistrikt[77].

Mit dem 4. Jahrhundert war der entscheidende Umschwung da: in der Farbigkeit, der Durchbruchsarbeit und in den Formen der Fibel haben die Goten ihre Ausdrucksformen gefunden[78]. Bald traten die ersten Tierdarstellungen hinzu. Allerdings, jene pathetischen Kampfszenen, darin der Vielfraß den Elch, Tiger und Greifen die Stute überfallen und reißen, fehlten auf gotischer Seite und mußten fehlen. Aber die Tierköpfe der Schnallen[79] lassen sich mit chinesischen Gürtelhaken der Han-Zeit[80] oder mit ähnlichen Schöpfungen der sibirischen[81] Metallkunst vergleichen; hier wie dort war es die Kunst der Reiternomaden, die dahinter stand. Rasch breitete sich der neue Stil aus, vor allem nach dem skandinavischen Norden, wohin die Verbindungen niemals abgebrochen waren[82] (noch im 13. Jahrhundert wußte man in Gotland, daß ein Teil der Vorfahren sich nach Südosten gewandt hatte)[83]. Germanische Neigung für das Spiel verschlungener Linien verband sich mit der Kunst der iranischen Nomaden[84] zu neuer zukunftsträchtiger Schöpfung: zur germanischen Tierornamentik.

2.

An den Münzfunden läßt sich das erste Erscheinen der Goten in Südrußland verfolgen. Prägungen römischer Kaiser sind in den Ländern um die Ostsee keine Seltenheit[85]. Aus Gotland stammt die größte Zahl: sie umfaßt allein zwei Drittel des Gefundenen. In langem Abstand folgen die benachbarten Inseln, das schwedische und norwegische Festland. Die großen Münzhorte, zuweilen über 1000 Denare enthaltend, beginnen mit dem Kaiser Marcus, also in dem Augenblick, da der Druck der Gotenbewegung furchtbar wurde, diese in den weiteren Bannkreis des Römerreiches eintraten. Die Nachbargegenden: Ostpreußen, Polen, Schlesien und Südwestrußland bestätigen mit ihren Münzfunden das Ergebnis. Die gotische Runeninschrift der Lanzenspitze von Kowel beweist, daß gotische Teile um 200 südlich des Pripet saßen; die Verwandtschaft ihrer Sinnbilder mit pontischen Zeichen, daß man gleichzeitig an der Nordküste des Schwarzen Meeres Fuß gefaßt hatte[86].

Mit Caracalla brechen die römischen Münzfunde in Südschweden und im östlichen Europa plötzlich ab. Das ist ebensowenig Zufall wie ihr Beginn

unter Marcus. In den letzten Jahren des Septimius Severus wurde die dakische Nord- und Nordostgrenze stark befestigt. Verfallene Anlagen wurden hergestellt[87], die Erdlager in steinerne verwandelt. Wie die gleichen Maßnahmen an Rhein und Main, wie der Bau der rätischen Mauer mit Caracallas Alamannenkrieg und der persönlichen Anwesenheit des Kaisers zusammenfiel, so auch dort. Er erschien in vorderster Linie: 213 war er in Porolissum, dem Hauptbollwerk des oberen Dakien[88].

Nach der Überlieferung hat Caracalla als erster mit den Goten Krieg geführt. Von Siegen über diesen germanischen Stamm berichtet allein der Biograph des Kaisers[89]. Die kritischen Einwände, die man dagegen erhoben hat, sind schwerlich stichhaltig[90]. Caracalla hat auch mit den Carpen gekämpft[91]. Das bedeutet aber nicht, daß jene Goten Carpen gewesen seien. Der Kaiser konnte durchaus mit beiden Krieg geführt haben. Auch mit Wandalen, Markomannen und Quaden ist er damals in Berührung gekommen[92].

Das Bild, das die Münzfunde bieten, entspricht durchaus der Überlieferung, die von Gotenkämpfen Caracallas spricht. Eine Bestätigung zeigt sich in der Moldau, also an der Ostgrenze Dakiens. In Bacau haben sich zwei Horte gefunden, deren Kaisermünzen wiederum mit Caracalla abbrechen[93]. Im benachbarten Sascut hob man fast 1000 Denare, die diesmal nur bis Commodus reichen[94].

Caracalla hat im Jahre 214 gegen die Carpen gekämpft. Ihre Sitze lagen im Osten und Nordosten der Karpaten, die wie ein Wall Dakien gegen die Moldau und die bessarabische Tiefebene abschlossen. Das Land war nicht bis zum Gebirgsrand besetzt. Die römischen Kastelle lagen inner- und unterhalb des Kammes[95], mit Ausnahme der Befestigungen, die den Oitoschpaß schützten[96]. In diesem von römischer Besatzung freien Gebiet befand sich ein carpisches Widerstandszentrum. Nordwestlich von jenem Paß und nördlich des Beckens von Háromazék, im Judiciat Ciuc, ist eine Anzahl von Burgen festgestellt[97]. Diese Carpen waren die gegebenen Bundesgenossen der Goten. Später haben sie gemeinsam die römische Grenze überrannt.

3.

Seit den Gotenkämpfen des Caracalla, so ergab es sich, trat das gotische Volk als Gegner des Römischen Reiches auf. Aber durch die Siege der illyrischen Soldatenkaiser des 3. Jahrhunderts, vor allem des Claudius und

Aurelian, waren seine Vorstöße, obwohl die dakischen Provinzen geräumt werden mußten, zum Scheitern verurteilt. Dem Ausdehnungsdrang nach Süden und Südwesten war eine Schranke gesetzt. Seitdem verlagerte sich die Tätigkeit der Goten nach anderer Richtung. Sie gingen daran, sich im südlichen und mittleren Rußland ein Reich zu gründen. Wann die Vorstöße erfolgten, in welchen Etappen man vorwärtsdrang, läßt sich im einzelnen nicht mehr ermitteln[98]. Aber um die Mitte des 4. Jahrhunderts steht das innerrussische Gotenreich des Ermanarich vor uns.

Unter den Völkern, die zu Ermanarichs Herrschaftsgebiet gehörten, erscheinen die slawischen Anten[99]. Es erscheinen weiterhin Namen, die auf das heutige Ossetien hinweisen[100]. Aber es werden auch *Merens* und *Mordens*, Tscheremissen[101] und Mordwinen[102], also ugrofinnische Stämme genannt. Die Hinweise, so sparsam sie sind, erlauben, sich diese Reichsschöpfung vorzustellen.

Den Begründer (oder Vollender) des gotischen Reiches verglichen seine Zeitgenossen mit Alexander dem Großen. Und doch hat Ermanarich bei seinen Volksgenossen ein wenig günstiges Bild hinterlassen. Schon in der Sage tritt dies hervor: er wurde zum grausamen Tyrannen, der gegen sein eignes Haus wütete[103]. Jordanes spricht von der Knechtschaft, in der er die bezwungenen Völker hielt[104]. Auch Cassiodor vermeidet es sichtlich, bei der Aufzählung von Amalasunthas berühmtesten Vorfahren den Namen Ermanarichs zu nennen[105]. Die Vermutung darf gewagt werden, daß das Regiment über sein großes Reich ein härteres und herrischeres Auftreten verlangte, als es die Goten sonst von ihren Königen gewohnt waren. Mit dieser neuen Form der Herrschaft, mit ihrer despotischeren und mehr östlichen Art[106] muß die Annahme des gotischen Königsornates zusammenhängen[107].

Dieser Ornat, der von den Goten aus Südrußland mitgebracht wurde, war iranischen Ursprungs[108]. Der Chiton mit senkrecht verlaufender Mittelborte, der vorn offene Mantel mit Perlenbesatz am Rand und am Schulterstück, die Mütze *(pilos, kamelaukion)* mit den übers Kreuz verlaufenden, mit Edelsteinen besetzten Bändern und dem großen, kugelförmigen Edelstein auf dem Scheitel — alles dies läßt sich als Bestandteil der arsakidischen, teilweise auch der frühsasanidischen Königstracht nachweisen. Daß die Alanen irgendwie Vermittler waren, läßt sich vermuten. Aber damit ist das Entscheidende nicht gesagt. Denn den Alanen selbst war eine solche Tracht nach allem, was man weiß, nicht zu eigen. Das Vorwiegen arsakidischer Bestandteile im gotischen Ornat zu einer Zeit, da die Sasaniden die parthische Herr-

schaft in Iran längst beseitigt hatten, führt auf jenen Bereich, da die Arsakiden sich hielten: auf Armenien. Und mit Armenien sind die zugleich nördlich angrenzenden Königtümer des Kaukasus gegeben. Agathias[109] beschreibt die Königstracht der Lazen: sie gleicht der gotischen[110]. Daneben ist der Iberer, der Vorläufer der heutigen Gruziner, zu gedenken. Ihre griechischen und Pählāwi-Inschriften, vor allem die neugefundene Bilinguis von Mzcheta, zeigen den starken iranischen Einfluß gerade innerhalb des Königshauses. Anderes weist auf Verbindungen zu den iranischen Stämmen des Kaukasus und Südrußlands.

Hier sind die Vermittler zu suchen, die den Goten die arsakidische Königstracht gebracht haben. Es ist schwerlich ein Zufall, daß Ermanarichs Herrschaft sich bis nach Ossetien erstreckte. Gotische Fibeln hat man in den Gräbern Daghestans gefunden[111]. Überhaupt muß die Durchdringung gotischer und iranischer Elemente sich weiterhin verstärkt haben. Als der jüngere Zeitgenosse Ermanarichs, als Ulfilas seine Goten dem Christentum gewann, vollzog er eine Wendung, deren Bedeutung man erst jetzt zu ermessen vermag[112]. In der Tätigkeit des Mannes, der neben seiner Muttersprache Griechisch und Lateinisch beherrschte, verkörperte sich zugleich die Wendung zur Antike. Sie war eine solche zum Abendland und Europa, eine entscheidende Tat in der Geschichte des Ostgermanentums. Die Goten wurden dadurch der zunehmenden Verbindung und Verstrickung mit der iranischen Welt entrissen, ein Vorgang, der gerade unter Ermanarich seinen Höhepunkt erreicht hatte.

Das tritt gegenüber den unterworfenen ugro-finnischen Stämmen hervor. Das Wort für den Hengst ist bei einer Anzahl von ihnen, darunter den Finnen und Tscheremissen, ein ossetisches Lehnwort[113]. Im Wogulischen und Ostjakischen gilt dasselbe für die Bezeichnung des Panzerhemdes[114]; im Wogulischen allein für die des Schwertes[115]; im Mordwinischen für die der Pferdepeitsche[116]. Das »Wort« kann ohne die »Sache« den Ugrofinnen nicht zugekommen sein. Den gepanzerten Reiter, dessen Last nur ein kräftiger Pferdetyp und ein Hengst zu tragen vermochten, haben die Ugrofinnen von den Alanen erhalten. Zugleich übernahmen sie die Namen, die Pferd, Panzer und Peitsche in einem alanischen Dialekt trugen[117].

Die Bodenfunde bestätigen, was die Sprache erkennen ließ. Die Fundstätten der »Charinschen« Kultur in Perm, dann andere an der Desna, Oka und in der Wolga-Kama-Gegend zeigen das reichliche Vorkommen gotisch-alanischer Ware. Die Hauptmasse des Eingeführten bestand aus Kettenhemden, langen Hiebschwertern und dreikantigen Pfeilspitzen. Sodann aus

Goldschmuck mit Filigran, inkrustierten farbigen Steinen und Granulation verziert, schließlich den Bestandteilen des Pferdegeschirrs, Gürtel- und Stiefelschnallen. Es war das typische Inventar eines Reitervolkes. Aus den zeitlichen Gegebenheiten ergibt sich der Schluß: diese Einfuhr kam aus dem gotischen Reich, das durch den Hunnensturm mit dem 4. Jahrhundert zu Ende ging[118].

Auf zweierlei Wegen ging die Einfuhrware nach Norden. Zur Kama brachen sich die Händler durch das Steppengebiet zwischen Wolga und Ural Bahn[119], während der Weg zur Oka durch die Wälder des mittleren Rußland führte[120]. Umgekehrt gelangte von der Kama, im Austausch gegen die aufgezählten Waren, das gesuchte Pelzwerk nach Süden[121]. Pelzkappen und Pelzvermummung waren bei den Goten bis in späteste Zeit im Gebrauch[122]. Wieder erbringen die Lehnwörter die Bestätigung. Der Name der Fischotter im Syrjänischen geht auf das Ossetische zurück[123]. Man erkennt die Nachfrage nach den kostbaren Otterfellen von seiten der Alanen.

Das gotische Reich bildete also einen mächtigen Beschützer des wirtschaftlichen und kulturellen Austausches im Inneren Rußlands[124]. Mit der wirtschaftlichen Macht ging die Ausdehnung der politischen Hand in Hand. Daß Mordwinen und Tscheremissen zu Ermanarichs Untertanen zählten, wurde gesagt; noch heute sitzen die letzteren im Perm, dem Bereich der charinschen Kultur[125].

Auch die Zusammensetzung der Einfuhr gibt einen Hinweis[126]. Von Sarmaten und Alanen hatten die Goten bereits im 3. Jahrhundert die reiterliche Kampfweise übernommen[127]. Aber die volle Umwandlung und Auswirkung der taktischen Umwälzung muß erst mit der Eroberung des mittel- und ostrussischen Gebietes erfolgt sein. Nicht mit Fußtruppen, sondern allein mit schnellbeweglichen und weitreichenden Reiterheeren konnte ein solches Gebiet gewonnen, konnte es behauptet werden. Damals entstand jene vornehmlich aus Alanen und Ostgoten[128] sich rekrutierende Reiterei, deren furchtbare Schlagkraft die Römer in der Schlacht bei Adrianopel kennenlernen sollten.

Mittels der von den iranischen Reitervolkstämmen Südrußlands übernommenen Taktik bauten die Goten ihr innerrussisches Reich auf. Folgerichtig mußten, als im Gefolge dieser Ausbreitung die wirtschaftliche Durchdringung des gewaltigen Raumes einsetzte, auch die Erzeugnisse der gotisch-alanischen Mischkultur bei den unterworfenen und anliegenden Völkern, also auch bei Finnen und Obugriern, Aufnahme finden. Reiten, reiterliche Tracht und Waffen eroberten sich damals die Mitte und den Norden Rußlands.

Hinter alledem stand ein herrenmäßiger und ritterlicher Lebensstil gotisch-alanischer Prägung. Wieder sind es die Lehnwörter, die den Weg weisen. Wie die Ostseefinnen das Wort für den König dem Germanischen entlehnt haben[129], so taten es die permischen Sprachen mit dem der alanisch-ossetischen Bezeichnung für den Herrn oder Herrscher[130]. In bescheidenerem Maßstab wiederholt sich, was zuvor am gotischen Königsornat festgestellt wurde. Klappenrock, Chiton mit Mittelborte und Pilos, die Bestandteile der Tracht des adeligen und ritterlichen Alanen, haben sich nicht nur bei Mordwinen und Tscheremissen, sondern bis an die Ostsee durchgesetzt[131]. Schwerlich war es ein Zufall, daß gleichzeitig im Westen der Kaiser Gratian in alanischer Tracht auftrat[132].

Bis in die Lieder des dereinstigen Kalewala hinein läßt sich die Umwälzung verfolgen. Die finnische »Rune« trägt möglicherweise einen gotischen Namen[133]. In der sechsten Rune wird erzählt, wie Wäinämöinen sich zum Aufbruch nach »der grimmig kalten Gegend«, nach Pohjola rüstet[134]. Sein Pferd wird von Joukahainen, dem »magren Lappenjüngling«, mit drei Schüssen getötet:

»Gerade ging der Pfeile dritter
In die Milz des blauen Elens,
Traf des alten Wäinämöinen
Roß mit strohhalmfarbenem Körper.«

Wäinämöinen fällt herab:

»Von des blauen Elen Rücken,
Von dem ranken Rosse stürzend.«

Das Pferd wird demnach als »blaues Elen« bezeichnet, und die Wiederholung zeigt, daß es sich um eines der festen Beiwörter handelt, die der finnischen Dichtung ebensowenig fehlen wie der homerischen, germanischen und indischen. Verständlich wird es dadurch, daß das Reiten des Elchs durch das des Pferdes ersetzt wurde[135]. Das Nacheinander beider Formen spiegelt sich nicht nur in der Dichtung: es begegnet auch in den Funden aus dem Kurgan von Pazyryk im östlichen Altai[136]. Der Nomadenfürst, der hier sich hatte beisetzen lassen, hatte eines der ihm beigegebenen Pferde mittels Leder, Filz, Pelz und Blattgold als Elch ausstaffiert. Dort ein Pferd, das als Elch bezeichnet ist; hier ein solches als Elch maskiert. Man erkennt die umwälzende Bedeutung, die die Einführung des gerittenen Pferdes, der reiterlichen Kampfesweise für diese Völker bedeutet hat (Abb. 13).

4.

Bei den Jugravölkern des nordwestlichen Sibirien, den Ostjaken und Wogulen, hat sich unter verschiedenen Formen eine Sage erhalten, die sich auf die Besitznahme eines neuen Landes bezieht. Zwei Jäger, der geflügelte Vielfraßmensch und der zu Fuß gehende, verfolgen einen Elch. Wie die Verfolger von besonderer Art sind, so auch das Jagdtier: in manchen Fassungen ist es als sechsbeinig und dementsprechend von großer Schnelligkeit vorgestellt. Die Jäger folgen ihm über eine weite Strecke. Der geflügelte Vielfraßmensch, in anderen Fällen ein Held von besonderen Kräften erlegen den Wunderelch. Durch diese Tat findet das Geschlecht oder das Volk des Jägers eine neue Heimat[137].

Der Elch trägt im Wogulischen einen Namen, der dem Altindischen entstammt. Die späteren Inder und Iranier sind — das zeigen die Bodenfunde — aus Transkaukasien über Armenien und Nordwestiran in ihre spätere Heimat gelangt[138]. Ausgangspunkt dieser Wanderung war die untere, vielleicht auch die mittlere Wolga. Die große Anzahl arischer Lehnwörter, die in den ugrofinnischen Sprachen vorliegt, zeugt von der einstigen Nachbarschaft mit den Indoariern. In diese Reihe gehört das wogulische *šuorp, sōrp* »Elentier«, das Laut für Laut dem altindischen *śarabha* entspricht[139]. Es bezeichnet ein Fabeltier mit acht Beinen, das dem Hirschgeschlecht angehört[140].

Nicht nur der Name des Elchs, sondern die Sage als Ganzes wurzelt im Altindischen. Ein Zweig der Inder, die Mitanni, war nach Süden gezogen und hatte, kurz vor der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., im nördlichen Syrien und Mesopotamien eine Herrschaft über die dortigen Churriter gegründet[141]. In ihren Bereich gehört ein Relief aus dem Tell Halaf[142]. Auf ihm ist dargestellt, wie ein Cervide, vermutlich ein Stangenelch, von einem Vielfraß gerissen wird. Es ist dies derselbe Vorgang, der in den Sagen der Jugravölker begegnet war. Der kleine, aber äußerst blutgierige Räuber, dessen deutsche Bezeichnung einem mißverstandenen nordischen Wort für die »Felsenkatze« sein Dasein verdankt, gehört zu den gefährlichsten Feinden von Elch und Ren[143]. Wie diese beiden, so bewohnt auch der Vielfraß ausschließlich die nördliche Zone. Nur von dort können ihn die indischen Mitanni zum Tell Halaf gebracht haben.

Während die Inder in ihrer späteren Heimat die Sage von der Jagd des Elchs durch den Vielfraß verloren haben, blieb sie im Bereich der Jugravölker erhalten. Von ihnen wanderte sie nach Osten[144].

Als die Hunnen 375 sich zum Angriff gegen Alanen und Goten anschickten, erscheint die Sage zum letzten Male, diesmal in hunnischem Munde. Man höre den Bericht des Jordanes[15], darin geschildert wird, wie »das Volk der Hunnen, greulicher noch als der Gipfel der Roheit«, gegen seine Nachbarn losbrach:

»Von ihrer Herkunft berichtet eine alte Kunde das Folgende: Filimer, der König der Goten und Sohn des großen Gadarich, der nach der Auswanderung aus der Insel Scandza (= Skandinavien) bereits als fünfter die Herrschaft über die Goten führte, der, wie erzählt, auch in die skythischen Länder mit seinem Volk eingedrungen war, fand unter seinem Volk gewisse Zauberinnen, die in heimischer Sprache Heilrunen (*haliurunnae*, Alraunen) hießen. Da sie ihm verdächtig waren, jagte er sie von dannen und nötigte sie, weit von seinem Heer verscheucht in der Einsamkeit umherzuirren. Als diese Zauberinnen unreine Geister auf ihrem Schweifen in der Steppe erblickt und sich mit ihnen gepaart hatten, brachten sie dieses wilde Volk hervor. Anfangs in Sümpfen lebend, waren sie als Menschen betrachtet klein, greulich und schmächtig und durch keinen anderen Laut kenntlich, als daß es ein Schattenbild menschlicher Rede andeutete. Aus solchem Stamm waren die Hunnen entsprossen, die nun zum Reich der Goten kamen.

Ihr wüstes Volk, das, wie der Geschichtsschreiber Priskos berichtet, am jenseitigen Ufer des Maiotissees wohnte, kannte nur die Jagd, aber keine andere Arbeit, nur daß es, als es unter den Völkern herangewachsen war, durch Frevel und Raubzüge die Ruhe der benachbarten Völker störte. Jäger dieses Volkes bemerkten, als sie am Ufer der inneren Maiotis der Jagd oblagen, wie sich ihren Blicken unversehens eine Hirschkuh darbot, die in den See hineinging und ihnen, bald vorwärtsschreitend, bald stehenbleibend, den Weg wies. Ihr folgten die Jäger und gingen über den See, den sie als Meer für ungangbar gehalten hatten, zu Fuß hinüber. Sobald ihnen das unbekannte skythische Land zu Gesicht kam, verschwand die Hirschkuh. Offenbar haben dies die Geister, von denen die Hunnen abstammten, zum Schaden der Skythen ins Werk gesetzt. Die hunnischen Jäger aber, die keine Ahnung davon hatten, daß es außer der Maiotis noch eine andere Welt gäbe, kehrten voll Bewunderung des skythischen Landes und — schlau, wie sie sind — in der Überzeugung, jener Pfad, der bis dahin keinem anderen Zeitalter bekannt war, sei durch göttliche Fügung gezeigt, zu ihren Landsleuten zurück, berichteten von dem Erlebten, rühmten das Skythenland und eilten, nachdem sie ihr Volk überredet, auf dem Weg, den sie durch die Hirschkuh kennengelernt hatten, nach Skythien und opferten alle, die

sie bei Eindringen in das Land antrafen, dem Sieg. Die anderen bezwangen und unterwarfen sie.

Denn sobald sie jenen gewaltigen Sumpf überschritten hatten, rissen sie wie ein Völkersturm Alpidzuren, Alkidzuren, Itimaren, Tunkarsen und Boisker, die am Ufer jenes Skythenlandes wohnten, mit sich fort. Auch die Alanen, die ihnen im Kampf gewachsen, aber an Gesittung, Lebensweise und Gestalt ungleich waren, unterwarfen sie, indem sie sie durch häufige Kämpfe zermürbten. Denn mochten sie sie auch im Kampf keineswegs bezwingen, so flößten sie ihnen doch durch ihren scheußlichen Anblick übermäßige Furcht ein und jagten sie durch ihre schreckliche Erscheinung in die Flucht. Hatten sie doch ein fürchterliches, schwärzliches Aussehen und sozusagen kein menschliches Antlitz, sondern nur einen unförmlichen Klumpen und vielmehr Punkte als Augen im Kopf.«

In der Mitte dieses Berichtes steht die alte Sage von der Landnahme. An die Stelle des Elches ist die Hinde, an die der beiden Vielfraßjäger die menschlichen Jäger getreten[146]. Das war Angleichung an die anthropomorphe Vorstellungswelt der Antike, der das Übergehen von Tier zu Mensch und umgekehrt, wie es die schamanistische Welt kennzeichnete, fremd war. Sonst aber ist die Sage in allen Zügen erhalten und lebendige Wirklichkeit. Nicht zuletzt darin, daß es wiederum eine Landnahme ist, die sich in mythischer Form ausdrückt.

Der Schluß schildert mit drastischen Worten die Erscheinung eines mittelasiatischen Volkes, die den Westlichen fremd war[147]. Ammianus Marcellinus hat das wiederholt. Er vergleicht die Hunnen mit zweibeinigen Tieren, mit den grobgeschnitzten Holzpfeilern, die man beiderseits von Brücken anbringt. Wie diese Pfeiler die menschliche Gestalt, so darf man deuten, nur roh, unvollkommen wiedergeben, so ist auch der Hunne von seinem Schöpfer irgendwie plump und unfertig gelassen worden ... Beide Autoren heben das Fehlen des Bartes hervor, den auch sonst die Türken sich auszureißen pflegten[148]. Schlitzaugen und wenig geprägte Züge treten als weitere Merkmale hinzu. Man erkennt den Brachykephalen mit großem Kopf, mächtigem Rumpf und kurzem Beinwerk — den typischen Reiter und Reiterkrieger.

Durch göttliche Fügung, wie sie selbst glaubten, oder von Dämonen getrieben, wie unser Autor annimmt[149], brachen die Hunnen in Südrußland ein. Damit spielt er auf die Abstammung des Volkes an, die er zu Anfang, auf eine alte Kunde sich berufend, mitteilt. Zauberinnen (*magae mulieres*, wie Jordanes sagt) und Wüstendämonen seien die Hunnen entsprossen. Die Erzählung gibt in mythischer Form, was daneben als Beschreibung

mitgeteilt war: das ungewohnte, fremdartige Aussehen der Eindringlinge. Auch in der Sage spiegelt sich das Entsetzen, das den Hunnen voraufging.

5.

Dieser erste Zusammenstoß zwischen Osten und Westen endete für den Angegriffenen mit völligem Zusammenbruch[150]. Die Alanen waren nur die ersten, die das Unheil traf. Kurz nach 370 begannen die Hunnen, bereits von ihren neugewonnenen Untertanen unterstützt, mit Einfällen in das gotische Reich. Zunächst waren es kleinere Streifscharen, aber der entscheidende Ansturm ließ nicht auf sich warten. Ermanarich, hochbetagt und an einer Wunde leidend, war in gefährlicher Lage, um so mehr, als der westliche Teil seines Volkes, die Visigoten oder Tervingen, infolge eines Zwistes sich von ihm getrennt hatte. Als Ermanarich im 110. Jahre starb oder Hand an sich legte, war der Kampf bereits entschieden. Zwar folgte ihm sein Großneffe Vithimeris, aber er vermochte dem Kampf keine günstige Wendung mehr zu geben. Hunnische Scharen, die er in eigne Dienste nahm, gestatteten ihm, eine Zeitlang den Alanen zu widerstehen. Schließlich verlor er am Flusse Erac, zwischen Dnjepr und Dnjestr, Schlacht und Leben. Sein Sohn Viderichus war noch ein Kind, und was sich von den Ostgoten dem Hunnenkönig Balamber nicht unterwarf, zog sich unter der Führung von Alatheus und Safrax hinter den Dnjestr zurück.

Hier begann das Gebiet der Westgoten oder Terwingen. Sie waren sich keinen Augenblick darüber im unklaren, daß der nächste Stoß ihnen galt. Athanarich, der »Richter« seines Volkes, stellte dessen Heerbann am Westufer des Dnjestr, Alatheus und Safrax zur Seite, auf. Beider befestigte Lager waren durch geringen Abstand getrennt. Um die Aufstellung in Ruhe vorzubereiten, hatte Athanarich einen Heeresteil unter Munderich auf das Ostufer des Flusses gesandt. Er sollte die Bewegungen des Feindes im Auge behalten. Die Hunnen, kriegserfahren wie sie waren, ließen sich durch das Manöver nicht aufhalten. Man umging den nächsten Gegner und stürzte sich auf den entfernteren, in dem man richtig die Hauptmacht erkannte. Begünstigt durch eine mondhelle Nacht, überschritten die Hunnen den Dnjestr und erschienen in Flanke und Rücken der völlig Überraschten. An Widerstand war nicht zu denken. Athanarich mußte froh sein, sein Heer ins bergige Gelände, wohin ihm die feindlichen Reiter nicht folgen konnten, gerettet zu haben.

Der knappe Bericht, der von den Ereignissen erhalten ist[151], erweist sich noch in anderer Richtung als wertvoll. Das Unternehmen erfolgte, wie gesagt, in mondheller Nacht. »Soll eine Sache in Angriff genommen werden«, berichtet von den Hiung-nu das Schi-gi, »dann beobachtet man die Sterne und den Mond. Bei Vollmond oder bei zunehmendem Mond wird angegriffen.« Und dann geht es fort: »In der Anwendung von Täuschungstruppen zur Umfassung von Feinden ist man sehr erfahren. Man sucht, sobald Feinde gesichtet werden, diese abzufangen und stürzt dazu wie eine Schar Krähen zusammen auf sie los.«[152] Man sieht: es war eine ererbte Taktik, die die Hunnen den Westgoten gegenüber anwandten.

Athanarich gab den Kampf nicht auf. Er suchte sich in einer neuen Widerstandslinie zu setzen. Zwischen Pruth und Donau wurde in aller Eile ein Wall aufgeworfen, höher als der bisherige: er sollte dem furchtbaren Feind Einhalt gebieten[153]. Aber auch hier ließen ihn die nachdrängenden Hunnen nicht zur Ruhe kommen. Nur das Übermaß der Beute, die die Sieger mit sich schleppten, rettete die Westgoten vor der Vernichtung.

Ein weiterer Kampf war nicht möglich. Die Westgoten verließen Athanarich und wandten sich mit ihren Angehörigen und ihrer Habe der Donau zu. Auf den fruchtbaren Fluren Thrakiens, gedeckt durch den Fluß und die römischen Garnisonen, hoffte man von dem Schrecken, der vor dem hunnischen Namen einherging, geschützt zu sein. Im Herbst 376 wurde den Flüchtlingen, angeblich 200000 an der Zahl, gestattet, die Donau zu überschreiten.

Das sind die nüchternen Tatsachen, die die zeitgenössischen Geschichtsschreiber überliefern. Eine ferne Kunde hat sich in dem Lied von der Hunnenschlacht erhalten (Hervarsaga), wohl dem ältesten der gotischen Heldenlieder. Zwar siegen hier die Goten über die Hunnen, wie denn manches aus späteren Ereignissen, besonders aus der katalaunischen Schlacht, eingeflossen ist. Aber daß die Dunheide am Don liegt, daß die Dylgja des Liedes die heutige Kossa Dolgjana gegenüber Mariupol und daß die Jassarberge die Alanenberge sind, hat sich bereits erwiesen. Wenigstens die Örtlichkeit der ersten Hunnenkämpfe scheint sich in diesem Lied erhalten zu haben.

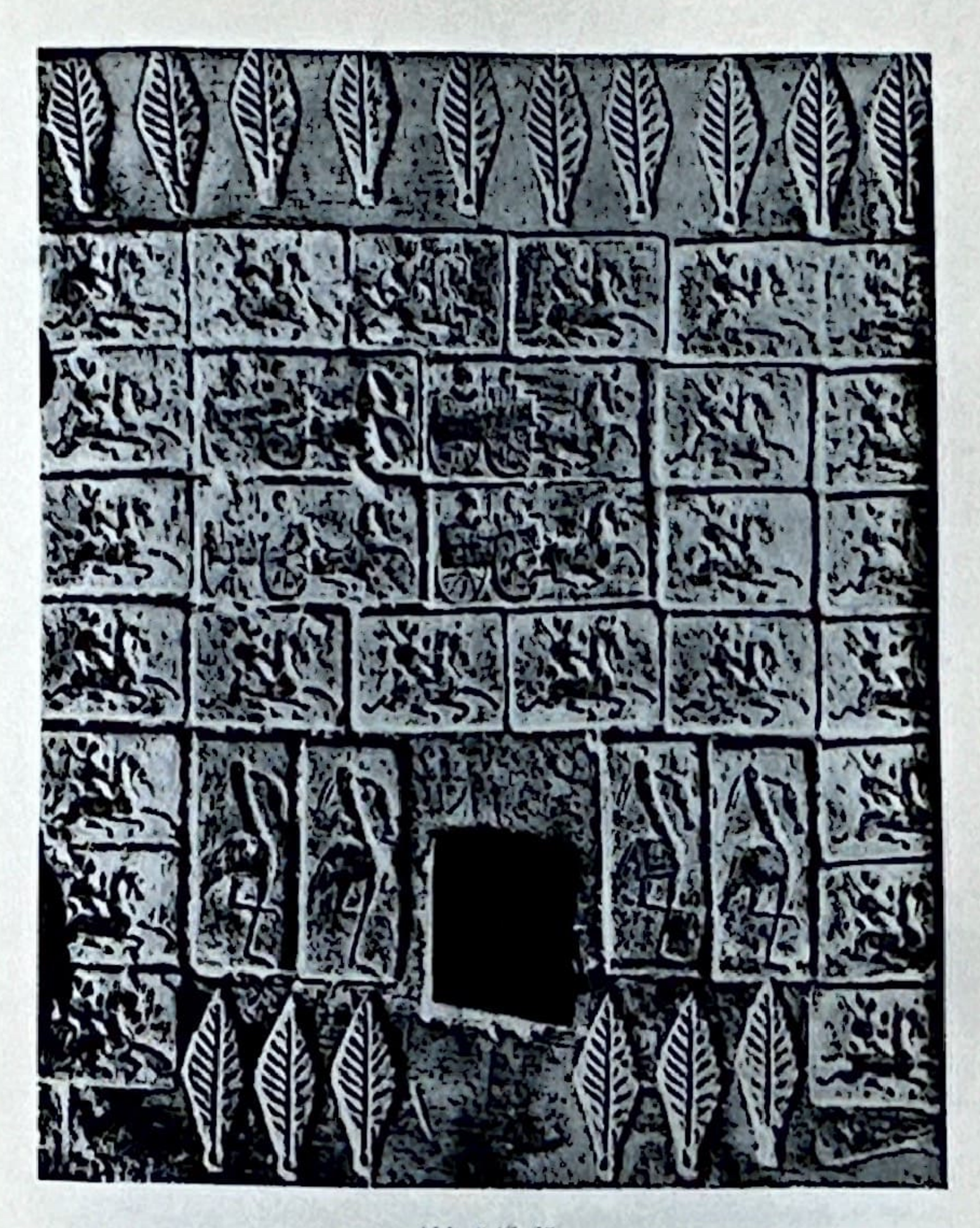


Abb. 5 (S. 27)

REITER UND STREITWAGEN

Preßziegel. Han. Stockholm, Museum of Far Eastern Antiquities

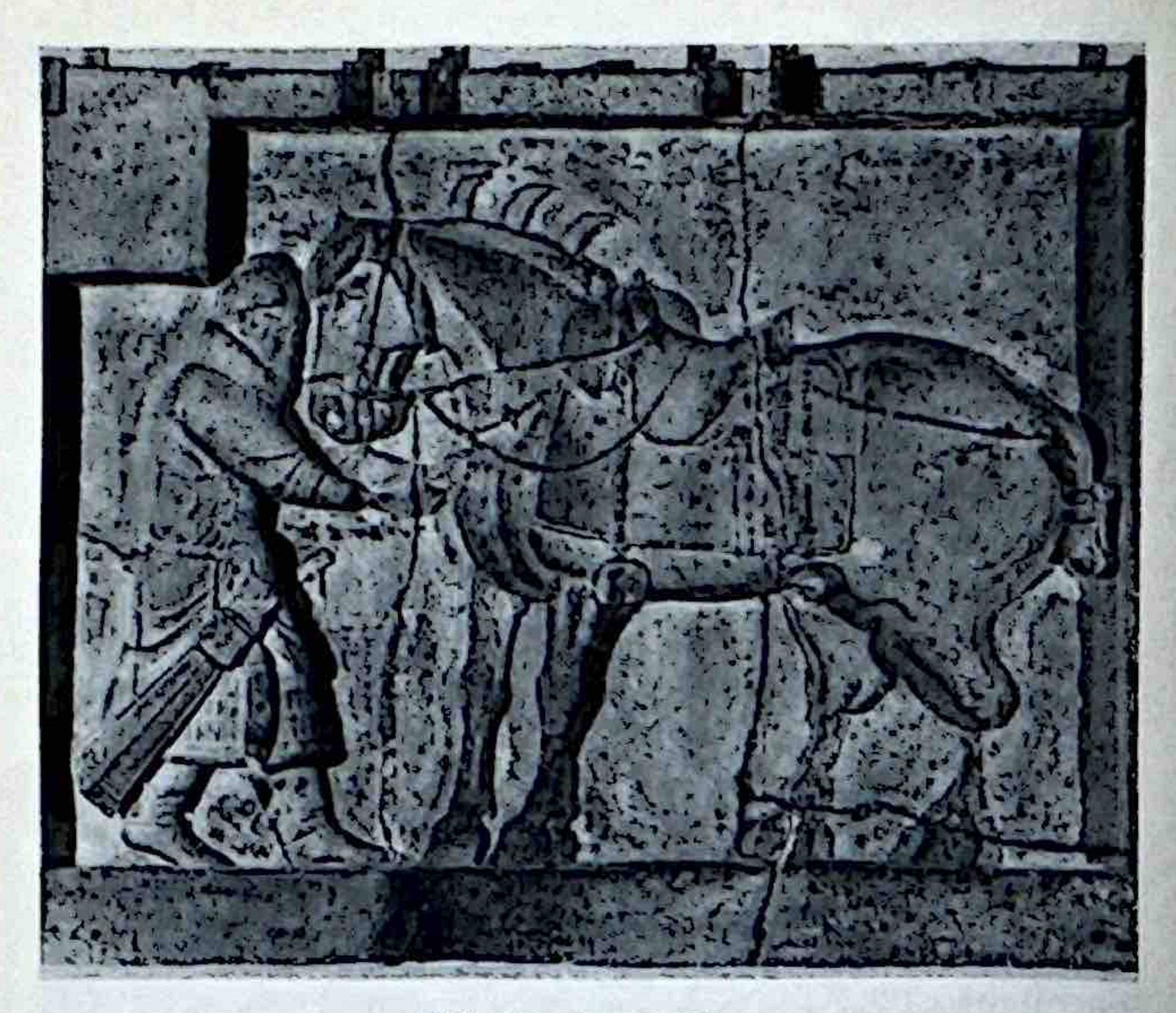


Abb. 6 (S. 32, vgl. 26)

GRABMAL DES KAISERS TAI-DSONG (627—649)

London, Exhibition of Chinese Art 1935–6

VIERTES KAPITEL

DIE BURGUNDEN

1.

Die große Wanderung der Hunnen war am Nordrand von Iran entlang gegangen. Von Osten her traf ihr Stoß Alanen und Goten und nach Westen ging er weiter. Der Balkan südlich der Donau, also das Kerngebiet des oströmischen Reiches mitsamt der Hauptstadt, lag zunächst im toten Winkel. Das besagt nicht, daß es völlig unbehelligt geblieben wäre. Aber die dortigen Ereignisse waren von minderer Bedeutung: sie bleiben im Bereich des Zufälligen und werden darum beiseite gelassen. Um so folgenreicher war der Druck nach Westen. War der Sturz des Gotenreiches schon von unabsehbarer Bedeutung, so setzte, was folgte, eine Lawine in Bewegung.

Man beobachtet die Ereignisse bereits in Dazien. Die drei dazischen Provinzen, die nördlich der Donau einen römischen Brückenkopf bildeten, hatte Aurelian geräumt. Die Besatzungen und ein Teil der Bewohner waren über die Donau abgezogen. Ein anderer Teil hatte sich, besonders im Gebiet der Munţii Apuseni, den westlichen Bergen Siebenbürgens, und dann an der unteren Donau gehalten; er bildete die Voraussetzung für die Bewahrung der romanischen Sprache auf diesem ihrem fernsten Außenposten. Goten, Viktualen, Gepiden und Wandalen drangen in die freigewordenen Räume; den Germanen folgten Karpen und Dazier nach. Als die Hunnen erschienen, zogen die Wandalen und die westlichen Goten (Tervingen) ab; ihnen schlossen sich die gleichfalls germanischen Taifalen an. Die Gepiden unterwarfen sich den Siegern und breiteten sich, ohne von diesen gehindert zu werden, bis in

den Süden Siebenbürgens aus. Nach Attilas Tod wurden sie zu Herren des Landes[1].

Weiter im Westen wirkte sich der Stoß ungleich heftiger aus. Ende 405 brach Radagaisus mit gewaltigen Scharen in Italien ein, die von den Hunnen aufgeschreckt, nach Süden strebten. Zeitgenossen bezifferten sie auf mehrere Hunderttausende. Um der Sturmflut zu begegnen, mußte man die Rheingrenze von allen entbehrlichen Truppen entblößen. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Noch in der Neujahrsnacht desselben Jahres überschritten Wandalen, Sueben und Alanen den Fluß und setzten sich in Gallien fest. Auch sie wichen dem Druck der Hunnen in ihrem Rücken. Furchtbare Kämpfe waren vorausgegangen, wobei zwei gotische Gruppen, Alanen und Hunnen sich wechselseitig blutige Schlachten lieferten. Damit nicht genug, brachen 408 Hunnen und Skiren unter Führung des Uldis über die untere Donau in Mösien ein; dauernder Erfolg blieb ihnen freilich versagt.

Der germanischen Gefahr gegenüber wußte man sich auf weströmischer Seite keinen anderen Rat als Hunnen in eignen Sold zu nehmen. Man besitzt ein eigentümliches Zeugnis für diese erste Anwesenheit hunnischer Söldner in römischen Diensten.

Das Heeres- und Staatshandbuch des ausgehenden 4. und des beginnenden 5. Jahrhunderts, die Notitia dignitatum, dessen letzte Redaktion in das Jahr 429/30 fällt[2], gibt auf 22 Seiten in farbiger Ausführung die Schildzeichen von 283 spätrömischen Truppenteilen. Sie sind aufschlußreich für die Geschichte des Heeres seit dem späten 3. Jahrhundert. Ein Bestandteil hebt sich heraus, der in erster Linie Sonnenzeichen und Symbole ähnlicher Art enthält. Sie gehen auf die Zeit Aurelians und seiner unmittelbaren Nachfolger zurück, da der Sonnengott zum himmlischen Herrn des Reiches erhoben war[3]. Daneben treten germanische Runen hervor[4] und einmal scheint gar Wodan auf einem der Schilde dargestellt zu sein[5]. Auch die Hunnen haben ihre Spuren hinterlassen.

Zwei Truppenteile, beide im Westen des Reiches stationiert[6] besaßen ein und dasselbe Schildzeichen[7]. Es stimmt genau zu dem Symbol des Jang-Jin, des dem Dao innewohnenden dialektischen Prozesses[8]. Ein Überblick seiner und verwandter Formen[9] zeigt, daß das Schildzeichen sich streng an die Form hält, die allein in China, Japan und Korea verbreitet ist. Das Symbol des Jang-Jin kann also allein aus dem fernen Osten ins römische Westreich gelangt sein. Und nur die Hunnen können die Vermittler gebildet haben[10] (Abb. 14).

Kolle

In der Tat hatten sich die Hunnen zur Abfassungszeit der Notitia dignitatum bereits in kaiserlichen Diensten bewährt. Theodosius I.[11] hatte 388 seinen Sieg über das Heer des Usurpators Maximus mit Hilfe hunnischer Reiter errungen; an den flachen Ufern der Save konnte sich ihre Kampfkraft voll entfalten. Unter Valentinian II. wurden durch hunnische Scharen die Juthungen aus Rätien herausgeschlagen. Uldis hatte mit seinen Hunnen den Rebellen Gainas, der über die Donau bereits entkommen war, gestellt und getötet. Gainas' abgeschnittener Kopf, von Uldis mit der Bitte um »Geschenke« nach Konstantinopel gesandt, wurde dort am 3. Januar 401 öffentlich zur Schau gestellt. Jetzt griffen die beiden Rivalen in Ost und West zu. Sowohl Rufinus, der Prätorianerpräfekt des oströmischen Kaisers Arcadius, wie Stilicho im Westen umgaben sich mit hunnischen Leibwachen und Privatheeren. Die Hunnen des Stilicho bewährten sich in der Schlacht bei Faesulae gegenüber den Scharen des Radagaisus (Anfang 406). Sie schnitten dem Feind die Verpflegung ab, und im Schlußkampf bewirkten sie durch kühne Flankenbewegung seine Umzingelung und völlige Vernichtung. Der Hunnenkönig Huldin erlöste nach dem Siege für jeden Gefangenen nur einen Goldsolidus[12]; so groß war das Angebot an menschlicher Ware.

Auch nach Stilichos Ermordung wußte man sich der hunnischen Hilfe zu bedienen. An der Spitze einer Schar von 300 Hunnen begegnete der Minister des Kaisers Honorius, Olympius, Alarichs Schwager Athaulf im Jahre 409 mit Erfolg. Das Erscheinen von 10000 Hunnen genügte im gleichen Jahr, um Alarich von seinem geplanten Marsch auf Rom vorerst abzuhalten.

Als Stilicho den Vertrag abschloß, der ihm die militärische Hilfe der Hunnen sicherte, befand sich unter den Geiseln, die von römischer Seite gegeben wurden, der junge Aëtius. Die Kenntnis hunnischen Wesens, der inneren Verhältnisse und zweifellos auch wichtiger Persönlichkeiten hat sein Leben entscheidend bestimmt. Seine größten Erfolge hat er zunächst mit Hilfe der Hunnen, zuletzt gegen sie errungen.

Im Jahre 425 erschien Aëtius erstmalig an der Spitze einer hunnischen Streitmacht in Italien: 60000 Mann soll er damals zusammengebracht haben. Er bewies seine Fähigkeiten nicht nur in Werbung und Bezahlung dieses gewaltigen Haufens: er übertraf diese Leistung durch das Geschick, mit dem er danach die gefährlichen Gäste ohne größeren Schaden wieder aus dem Land brachte... Sieben Jahre später erwies hunnische Hilfe erneut ihren Wert. Aëtius war von Bonifacius, Comes von Africa und Heermeister, in einer Schlacht am fünften Meilenstein südlich von Ariminum geschlagen worden. Er hatte sich zunächst auf seine Güter zurückgezogen.

Aber nach einem Mordversuch, den gegen ihn Bonifacius' Schwiegersohn Sebastianus unternahm, war er über Dalmatien zu den Hunnen geflohen. Mit ihrer Unterstützung gewann er rasch seine einstige Stellung zurück. Aëtius wurde Patricius, und Sebastianus mußte nach Konstantinopel fliehen.

Der hunnische Herrscher, mit dem Aëtius jetzt verhandelte, hieß Rua. Huldin oder Uldis war inzwischen gestorben. Rua gewährte seine Hilfe nicht umsonst. Anschließend an den Vertrag, den Aëtius und er miteinander eingingen, überließ die weströmische Regierung dem neuen Bundesgenossen die Provinzen Valeria und Pannonia Prima[13]. Die Valeria war bereits prekärer Besitz des Reiches, der Verlust der Pannonia Prima eine Frage der Zeit. Erst die Pannonia Secunda mit ihren Festungen, vor allem mit Sirmium als Mittelpunkt, bot einen Rückhalt; aber sie war damals im Besitz des Ostreiches. Der Abschluß des Vertrages, der den Verlust beider Provinzen besiegelte, zeigt, daß die Hunnen schon seit einiger Zeit ihr Hauptlager in der Theißebene hatten[14]. Sie waren also weiter vorgedrungen. Aber das Abkommen bewirkte, daß der römische Westen für anderthalb Jahrzehnte von ihren Scharen verschont blieb. Hunnische Reiter standen dagegen als Soldtruppen zur Verfügung, und mit ihrer Hilfe gelang es Aëtius und den mit ihm verbündeten gallischen Großgrundbesitzern, das Land westlich des Rheines gegen innere und äußere Gegner zu behaupten.

2.

Noch in der Friedensperiode, die von Trajan bis zu Septimius Severus verlief, hatte das römische Reich, zumindest formell, aus einem Konglomerat von Stadtstaaten bestanden, die weitgehend munizipale Freiheit genossen[15]. Überall hatte das städtische Element geführt; wirtschaftlich und politisch, gesellschaftlich und geistig. Die Einfälle und Prätendentenkämpfe des 3. Jahrhunderts hatten der städtischen Zivilisation schweren Schaden zugefügt. Die einst offenen und unbehindert sich ausbreitenden Städte waren jetzt mit Mauern umgeben. Diese setzten dem Wachstum Schranken; man war, schon um der besseren Verteidigung willen, genötigt, sich auf engstem Raum zusammenzudrängen. So entstand der Stadttypus, den man in Histria am Schwarzen Meer ebenso beobachten kann wie im spätrömischen Straßburg. Die mittelalterliche Stadt, eng, dumpf und ungesund, so hat man gesagt, war damit geboren. Aber auch die Freiheiten von einst waren vorüber.

Die Zentralregierung und ihre Bürokratie begannen sich in die inneren Angelegenheiten einzumischen. Sie spannen das Netz ihrer Kontrolle enger und enger, und unaufhörlich nahm ihre Einflußnahme zu.

Auch die wirtschaftlichen Grundlagen fingen an, zu schwinden. Der Einnahmen, die den Städten aus ihrem Landgebiet zuflossen, mußten sie sich zugunsten des Staates entäußern. Handwerk und Handel, Grundlagen jeder städtischen Entwicklung, hatten unter den Schlägen des 3. Jahrhunderts schwer gelitten. Eine blühende und auf ihre (wenn auch begrenzte) Autonomie stolze Bürgerschaft war wirtschaftlich aufs schwerste getroffen. Langsam, aber unaufhaltsam begann sich der Schwerpunkt des Lebens aus der Stadt auf das Land zu verlegen[16].

Auch da hatte die Reichskrise tiefe Veränderungen gezeitigt. Kleinere bäuerliche Existenzen waren verschwunden oder hatten sich in Abhängigkeit begeben. So war es zu gewaltigen Zusammenballungen gekommen. Auf dem Land herrschte nicht der kleine und mittlere Besitz, sondern Latifundien von erheblicher Ausdehnung, zuweilen von der Größe einer Provinz, bestimmten das Bild. Die Landsitze, auf denen die großen Eigentümer lebten, wurden zu Kristallisationspunkten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Die geschlossene Gutsherrschaft begann sich herauszubilden. Sie stellte, was sie brauchte, mit geringen Ausnahmen selbst her und machte sich von der städtischen Manufaktur unabhängig. Alsbald verlor das Geld (unabhängig von seiner noch zu besprechenden Entwertung) seine Bedeutung auch als Austauschfaktor: der Tauschhandel trat an seine Stelle. Die großen Grundherren saßen auf befestigten Schlössern, darin das Mittelalter vorwegnehmend. Aller Luxus und alle Kultur, die das Zeitalter noch zu bieten hatte, fanden auf diesen Herrensitzen ihre Pflege. Vor allem war es die Dichtung, die sich hierher zurückzog, und der Dichtung verbunden waren die Erinnerungen an die Größe Roms und seiner Kultur.

Mit der städtischen Wirtschafts- und Lebensform trat auch ihre Grundlage, die Sklavenschaft, zurück. Ihre Zahl und wirtschaftliche Bedeutung nahm ab. Dafür gerieten Schichten, die bislang als frei gelten durften, in einen Zustand wirtschaftlicher Abhängigkeit. Der neue Stand der *coloni*, obwohl formell frei, bearbeitete den Boden unter Bedingungen, die von denen der Versklavung sich wenig unterschieden. Diese Kolonen durften ihre Gutsherrschaft nicht wechseln; sie waren fest an ihre Scholle gebunden. Kaiserliche Edikte bemühten sich, diesen Zustand rechtlich festzulegen und, wenn möglich, zu verschärfen — mit dem Erfolg, daß der Unterschied zwischen Kolonen und Sklaven fast ganz aufhörte. Der große Grundbesitz

zerfiel jetzt in die *terra indominicata* mit dem Herrensitz und die *mansiones* der Kolonen. Diese hatten von ihren Parzellen einen Teil der Ernte abzuliefern und überdies auf der *terra indominicata* an einer bestimmten Zahl von Tagen Roboten zu leisten.

An dem Fortbestehen und an weiterer Festigung dieses Zustandes war, neben den Grundbesitzern selbst, die kaiserliche Fiskusverwaltung interessiert. Ihr gegenüber hafteten die großen Landeigentümer mit einem Steueraufkommen, dessen Höhe sich nach Ausdehnung und Ertragfähigkeit des Bodens bemaß. Um den Eingang des Steuerfixums zu gewährleisten, mußten die Liegenschaften bebaut, die Kolonen an ihren Arbeitsplatz gefesselt werden. Die Schwere der Lasten veranlaßte die Kolonen nur zu leicht, sich durch Flucht ihrer Verpflichtung zu entziehen. Aber Fiskus und Großbesitzer waren sich darin einig, dem einen Riegel vorzuschieben. Zur persönlichen Bindung an die Scholle trat die erbliche. Sie ging vom Vater auf den Sohn über, und jede eheliche Verbindung mit einer Person, die nicht seinem Stande angehörte, wurde dem Kolonen untersagt.

Die Zahlungen, die der Staat seinen Soldaten und seinen Beamten zu leisten hatte, waren einst in monetärer Form erfolgt. Aber schon unter Mark Aurel und Commodus hatte sich der Gehalt der Silbermünze verschlechtert, und seitdem war es bald langsamer, bald rascher bergab gegangen. Von der Mitte des 3. Jahrhunderts ab war die völlige Geldentwertung da. Unter Gallienus kamen die Prägungen auf, deren Kupfer oder Blei nur mit einem dünnen Silberabsud überzogen wurden. Beamte und Soldaten weigerten sich, diese Münzen als Zahlung anzunehmen. Sie verlangten, was in ihren Augen Wert besaß: Getreide, Fleisch, Öl, Wein, Kleidung. Die Folge war, daß der Staat, um die verlangten Lieferungen leisten zu können, seinerseits darauf bedacht sein mußte, das Steueraufkommen zumindest zu einem Teil in Naturalien zu erhalten. So kam es unter Diokletian zu dem neuen System: der *iugatio-capitatio*, die eine Abgabe vom Bodenertrag mit einer personalen, auf der bäuerlichen Arbeitskraft lastenden verknüpfte[17]. Die Steuer war nach allem, was wir wissen, hoch. Aber der Staat in seiner finanziellen Zwangslage konnte auf nichts, auf den Ertrag keines einzigen *iugum* verzichten. Er hielt an der Bindung des Kolonen an seinen Herrn und an die Scholle unerbittlich fest.

Das spätrömische Gallien gehörte zu den Reichsländern, bei denen sich die neuen Verhältnisse am stärksten ausgewirkt hatten. Vom Leben und Treiben der gallischen Grundbesitzer, von ihren literarischen und überhaupt künstlerischen Interessen haben Ausonius und Sidonius Apollinaris ein

lebendiges Bild gezeichnet. Auf der anderen Seite hatten die Großgüter einen gewaltigen Umfang angenommen, und von dem Ausmaß des Steuerdruckes macht man sich eine Vorstellung, wenn man hört, daß allein die *civitas Haeduorum* jährlich 7000000 Hektoliter Getreide, daß ganz Gallien deren 210000000 aufzubringen hatte[18]. Wo der Druck der Lasten derart gesteigert war, mußte die Gegenwirkung nicht ausbleiben. Seit dem Ende des 3. Jahrhunderts war Gallien zum klassischen Land nicht nur des Grundbesitzes, sondern in gleichem Maß auch der Bauernaufstände geworden. Oft unterdrückt, erhoben sich die *Bagaudae* stets von neuem. Sie waren zu einem festen Bestandteil gallischen Wesens und gallischer Geschichte geworden.

Vor allem der Nordwesten machte sich zu Aëtius' Zeiten bemerkbar. Im Jahre 435 hatten die Bagauden des *tractus Armoricanus* ihre Selbständigkeit erklärt. Das besagte, daß weit über die heutige Bretagne hinaus das ganze Land zwischen den Mündungen der Garonne und der Seine bis hin nach Tours, Orleans und Auxerre sich im Aufstand befand. Es war nicht nur den Grundbesitzern, sondern zusammen mit ihnen der Reichsoberhoheit und, was am schwersten wog, dem kaiserlichen Fiskus verlorengegangen.

Die Führung der Bagauden hatte ein gewisser Tibatto übernommen. Zwei Jahre gelang es ihm, sich zu halten. Dann erlag er 437 den hunnischen Soldtruppen unter Führung des Litorius[19]. Das zeigt, daß Aëtius keinen Augenblick zögerte, auf wessen Seite er sich zu stellen hatte. Seit 433 bestand sein Vertrag mit Rua; vier Jahre danach zeigte sich seine Wirksamkeit. In begeisterten Worten gedenkt der Hofdichter Merobaudes[20] der Befriedung der *Aremorici saltus*.

3.

Offenkundig war die hunnische Reiterei allen anderen Truppenteilen, auch germanischen, überlegen. Es sollte noch einige Zeit dauern, bis man es wagte, ihr in offener Schlacht entgegenzutreten. Der Schrecken, der den Hunnen vorausging, schlug dem Feind gleichsam die Waffen aus der Hand. Ein altarabischer Dichter[21] behauptet von den Abessyniern, sie vertrieben ihre Gegner in der Schlacht schon durch ihren Geruch ... Ähnlich stand es mit den Hunnen. Alle heben hervor, der scheußliche und unmenschliche Anblick des Steppenvolkes habe sich nicht ertragen lassen. Aber darauf allein konnte die hunnische Überlegenheit nicht beruhen. Der Schnelligkeit des Ansturms, den überraschenden Rückzügen, der Kunst des Täuschens

und Überlistens, der Wendigkeit dieser Reiterscharen waren die abendländischen Gegner nicht gewachsen. Ein iranisches Reiterheer, das selbst diese Taktik übte, ließ sich bezeichnenderweise von den Hunnen weit weniger beeindrucken ..[22]

Während ihrer Westwanderung hatten die Hunnen die Kampfesweise bewahrt, die sie bereits den Chinesen furchtbar gemacht hatte. Die Pferde waren klein und unansehnlich, und ihre Weidefütterung brachte sie in Nachteil gegenüber der bei den Römern geübten Stallfütterung. Noch ein byzantinischer Taktiker riet, die Hunnen im Februar oder März anzugreifen, wenn ihre Reittiere durch die Härte des Winters und die mangelnde Nahrung erschöpft seien. Aber bald übernahm man Pferde römischer Zucht, glich den Unterschied aus.

Die Hauptmasse der Berittenen bestand auch jetzt aus Bogenschützen. Sie waren gefürchtet ob ihrer unfehlbaren Sicherheit und der Stärke ihrer fast mannshohen[23] Kompositbögen. Aber es wäre verkehrt, sich die Hunnen lediglich als leichte Reiterei vorzustellen. Helme, Panzer, Schilde und ein lederner Schenkelschutz werden ausdrücklich genannt. Die Reiterei des Alatheus und Safrax, deren Ansturm die Schlacht bei Adrianopel entschied, kann nicht aus leichtbewaffneten Bogenschützen bestanden haben. Nur mit gepanzerten Reisigen konnte das Fußvolk der Römer angegriffen, konnten seine dichtgeschlossenen Reihen niedergeritten und zersprengt werden. »Mit gegenseitigen Beilhieben zerschmetterte man sich Helme und Panzer«, sagt Ammianus in seiner Schilderung dieses Kampfes, und sagt damit, daß auch die Reiter gepanzert waren, daß sie die Streitaxt führten. Sie setzten sich nicht nur aus Alanen[24] und Ostgoten, sondern, wie ausdrücklich gesagt wird, auch aus Hunnen[25] zusammen. Das Nebeneinander von leichter und schwerer Reiterei, das Nebeneinander zugleich von Bogenschuß und Nahkampf war bereits bei den Hiung-nu beobachtet worden. Als die Hunnen in Europa auftraten, hatte sich auch daran nichts geändert.

Es lag nahe, die hunnischen Soldscharen auch gegen die Germanen einzusetzen, die auf gallischem Boden Aëtius schwer zu schaffen machten. In unmittelbarem Anschluß an den Bagaudensieg ging Litorius gegen die Westgoten in Gallien vor. Auch da schien der Sieg an seine Fahnen geknüpft. Die Westgoten wurden gezwungen, die Belagerung von Narbonne aufzuheben, und nach zwei Jahren stetiger Erfolge stand man 439 vor der Hauptstadt des Feindes, Toulouse. Aber die Westgoten waren ein Gegner, der militärisch mehr wog als die Bagauden des Nordwestens. Es kam hinzu, daß die Stadt inmitten eines Gebietes lag, darin die germanische Siedlung

am dichtesten und geschlossensten war[26]. Vor Toulouse schlug das Kriegsglück um. Litorius geriet in der entscheidenden Schlacht in die Gewalt des Gegners, und nach Verlust seines Führers löste sich das hunnische Heer auf. Erst Aëtius' persönliches Erscheinen stellte die Lage wieder her und führte zum Friedensschluß.

Mit dem Namen der Hunnen verknüpft ist noch ein drittes Ereignis in der Geschichte des damaligen Gallien: die Vernichtung der Burgunden. Zeitlich fällt sie noch vor die Kämpfe mit den Bagauden und Westgoten.

Die Burgunden waren Ende 406 zusammen mit Wandalen, Alamannen und Sueben über den Rhein gegangen. Wo das geschah, wird nicht gesagt. Im Jahre 411 erfolgte die Erhebung des Gegenkaisers Iovinus, die mit Hilfe der Alanen unter Goar und des Burgundenfürsten Guntiarius bewerkstelligt wurde. Als Ort dieser Erhebung wird Mundiacum in der Provinz Germania Secunda, also am Niederrhein, genannt[27]. Zwei Jahre später machten die Burgunden Frieden mit der rechtmäßigen Regierung des Constantinus; sie erhielten daraufhin ein Gebiet am linken Rheinufer zugewiesen[28]. Wo es im einzelnen anzusetzen ist, wird nicht deutlich; daß es um Mainz lag, läßt sich nicht beweisen[29]. Jedenfalls blieben die Burgunden in den ihnen zugewiesenen Sitzen über zwei Jahre ruhig. Erst danach gerieten sie mit Aëtius in Streitigkeiten, weil sie auf eine oder beide Provinzen, die den Namen Belgica trugen, übergriffen[30]. Auf burgundische Bitten gewährte Aëtius 435 Frieden. Trotzdem wurden im Folgejahr die Burgunden durch eine hunnische Streitmacht überfallen[31]. In dem furchtbaren Kampf fand der König Gundicharius mit 20000 seines Volkes den Tod.

Wo die Katastrophe stattfand, wird nicht gesagt. Vom Nibelungenlied her ist es eine vertraute Vorstellung, daß Worms der Sitz der Burgundenkönige gewesen sei. Diese Vorstellung war so fest, daß man sie ohne weiteres von der Welt der Sage auf die Geschichte übertrug. Das Herrschaftsgebiet des Gundicharius und den Ort seiner Niederlage setzte man in der Umgebung von Worms an. Demgegenüber muß man feststellen, daß Mundiacum in der Germania Secunda die einzige Angabe darstellt: sie führt weit von Worms weg. Und das, was Sidonius Apollinaris[32] über Aëtius' Burgundensieg von 435 sagt, läßt erkennen, daß der Römer einen Bund der Alanen, Westheruler, Franken und Salier zusammenbrachte und seinen Gegner dadurch zum Frieden nötigte. Alle diese Stämme sind am Niederrhein bezeugt, und an ihm lag Mundiacum, müssen also die Burgunder gewohnt haben.

Damit hat sich das Bild wesentlich verschoben. Nach Worms versetzt Gunthern erst das Waltharilied. Aber bezeichnenderweise sieht es in ihm

keinen Burgundenkönig, sondern einen solchen der Franken[33]. Das beweist für das Ursprüngliche nichts. In der Edda wissen weder das Bruchstück des älteren Brünhild-Sigurdliedes noch das alte Lied von Atli etwas von Worms. Und der angelsächsische Widsith kennt noch Gudhere und die Burgunden in Nachbarschaft der Franken, also am Niederrhein. Erst das mittelhochdeutsche Nibelungenlied verlegt den Sitz der Burgundenkönige endgültig nach Worms.

Der Untergang der Burgunden hat den Stoff zu einer der größten germanischen Dichtungen geliefert. In ihrem Rahmen hat Aëtius keinen Platz erhalten, und das kann nicht wundernehmen. Denn ob die Hunnen, die die Katastrophe von 436 herbeiführten, in Aëtius' Sold standen, bleibt ungewiß. Auf der anderen Seite hatten die Hunnen eine alte Rechnung mit den Burgunden zu begleichen. Ein rechts des Rheines verbliebener burgundischer Volksteil war in schwere und unaufhörliche Kämpfe mit den Hunnen verwickelt. In äußerster Not, so erzählt der Kirchenhistoriker Sokrates[34], nahmen die Burgunden das Christentum an, und Gott brachte ihnen Hilfe. In einer Nacht barst dem Hunnenkönig Uptar der Leib infolge unmäßiger Völlerei . . ., seine führerlosen Männer, 10000 an der Zahl, wurden von nur 3000 ihrer Gegner geschlagen. »So kam es«, endet Sokrates' Bericht, »daß das Volk der Burgunden zu glühenden Christen wurde«.

4.

Im 5. und 6. Jahrhundert formten nach allgemeiner Auffassung fränkische Sänger die beiden Dichtungen, die die Vorgeschichte des Nibelungenliedes[35] entscheidend bestimmt haben: die Sage von Brünhild und Siegfrieds Tod einerseits, das Lied vom Untergang der Burgundenkönige am Hunnenhof und von Attilas Tod andererseits[36]. Form und Inhalt erschließt man durch altnordische Nachdichtungen, die in der Lieder-Edda aufgenommen wurden: das altertümliche »alte Sigurdlied« und das ältere, kürzere Atlilied. Beide Lieder und die in ihnen gestaltete Sage gingen als dichterische Einheiten getrennt durch die Jahrhunderte, bevor sie in ein Werk mündeten.

In die Brünhildsage spielt Geschichtliches nur in geringem Maß hinein: die Sitze der Franken und Burgunden am Rhein, die Namen der burgundischen Könige, eine Episode aus der Geschichte der Ostgoten in Italien[37], kaum die fränkische Königin des Namens . . .[38]. Mythisches wie die Gestalten Siegfrieds und der Walküre Brünhild erwuchs zu heldischem Schicksal,

wurde umgedeutet zum Ausdruck unbeugsamer Leidenschaften. Der Gehalt der Brünhildsage war ein Seelenkampf und als solcher rein menschlich und überzeitlich. In der Burgundendichtung fehlt weder das Heldische noch das große Geschick. Aber der Burgunden Untergang und Attilas Tod waren Geschehnisse, die sich vor den Augen der germanischen Welt vollzogen hatten. Es waren geschichtliche Ereignisse[39], nicht Gestalten eines überzeitlichen Mythos wie Siegfried und Brünhild.

Dem Gegensatz zwischen Überzeitlichem und Zeitgebundenem, zwischen Mythos und Geschichte tritt ein Zweites zur Seite: der Gegensatz zweier Stämme. Siegfried ist von allem Anfang an Franke[40]. In der Brünhilddichtung fällt alles Licht auf Brünhild und ihn: er ist der Helle, Hochgemute und Unbekümmerte, sie die Starke und Rächende. Die Burgunden spielen die zweite Rolle als die Getriebenen, die Hintergründigen. Sie lassen sich zur Tat anstiften. Gunther bricht die Treue gegenüber Schwager und Schwurbruder: die Lockung des Nibelungenhortes, die Eifersucht gegenüber Siegfried drängen zum Mord[41]. Hagen, der Dunkle, vollzieht ihn.

Dieses Lied schuf kein Burgunder, sondern ein Franke. Siegfried war ihm der Held fränkischen Stammes, die Burgunden Verräter, durch deren Hand er den Tod fand. Aber konnte die Burgundensage von einem Franken gedichtet sein? Es könnte für einheitlichen Ursprung sprechen, daß Brünhild- und Burgundendichtung sich von Anfang an aufeinander bezogen[42]. Aber diese Bande waren von anderer Art als jene, die die geschlossene, in dramatischer Wucht sich vollziehende Handlung des Nibelungenliedes knüpften. Sie blieben äußerlich. Der Hort der Burgundenkönige, dessen Etzel begehrte, fiel mit dem sagenhaften Nibelungenschatz zusammen, der einst Siegfried gehört hatte. Auch Hagen war aus der Brünhildsage in die Burgundendichtung herübergenommen. Aber er blieb der Zweite neben Gunther, blieb bloßer Gefolgsmann. Grimhild, die Mörderin Attilas, war Siegfrieds Gattin. Aber sie war noch nicht seine Rächerin: sie warnte ihre Brüder vor hunnischer Hinterlist...

Im Burgundenlied liegt alles Licht auf den Burgunden. Sie sind die Helden, Träger eines großen Geschicks. Grimhild und ihre Brüder sind Glieder einer Sippe und von gleicher Gesinnung. Hagen ist Grimhilds Halbbruder, und sie ist ihm, nicht nur Gunther rachepflichtig[43]. Dagegen bilden jetzt die Hunnen die dunkle Seite. Sie sind noch nicht die fast ebenbürtigen Helden, Atli noch nicht der väterlich-gütige Herrscher der späteren Dichtung. Über ihnen liegt noch der Hauch einer fremden, unheimlichen Art.

Hagens ausgeschnittenes Herz, der Schlangenkerker, darin Gunther endet, waren Ausdruck hunnischer, asiatischer Wildheit[44].

Alles spricht dafür, daß die Burgundensage in burgundischer Umgebung gestaltet wurde[45]. Burgundisch sind die geschichtlichen Ereignisse und die Einstellung des Dichters selbst. Es war das Schicksal des eignen Volkes, das er gestaltete und das nur ein Burgunde so gestalten konnte. Ein Schicksal, das lange in der burgundischen Geschichte nachklang.

Seitdem man weiß, daß die alten Sitze der Burgunden nicht in Worms und Umgebung, sondern am Niederrhein lagen, erklären sich die Fäden, die zwischen Brünhild- und Burgundendichtung hin und herliefen[46]. Franken und Burgunden waren unmittelbare Nachbarn. Der Burgundensage entnahmen die Franken die geschichtlichen Namen der Könige[47]; der fränkischen Brünhildsage die Burgunden mythische Gestalten wie Siegfried und Hagen oder den Nibelungenhort[48]. Freilich, die ersten Dichtungen entstanden auf beiden Seiten später. Wesentliche Teile der Siegfried-Brünhilddichtung sind der Geschichte des Goten Uraja nachgebildet, der 540/1 durch Meuchelmord fiel. Die Burgundendichtung ist älter. Aber sie setzt Attilas Tod voraus: auch sie kann erst nach 453 entstanden sein.

Damals saßen die Burgunden nicht mehr am Niederrhein, sondern in der Sapaudia. Aëtius hatte dem Teil, der der Katastrophe entging, dort eine neue Stätte angewiesen. In dem »Tannenland« Sapaudia[49], also nördlich des Genfer Sees muß man sich demnach die Dichtung geschaffen und vorgetragen denken. Die dortige Überlieferung hat in Personen- und Ortsnamen die Heldennamen der Sage bewahrt. Gibika und Gundiharjis, Gundrihamns und Gislaharjis, Hagen und der Nibelungenname lebten dort in mannigfacher Bezeugung und Brechung fort[50].

Das neue Burgundenreich unterschied sich von anderen Germanenreichen auf gallischem Boden durch seine Aufgeschlossenheit gegenüber den Romanen und ihrer Kultur[51]. Ehen zwischen Burgunden und Romanen waren erlaubt[52]. Volksmäßig war man nach den furchtbaren Verlusten, die die Katastrophe von 436 und die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern gebracht hatten, in starker Minderzahl. Eine dichte burgundische Bevölkerung saß nur unmittelbar nördlich des Genfer Sees[53]. Römische Villen und Gutshöfe bestanden fort; die Städte, vor allem Lyon, blieben romanisch, mochte auch der Burgunderkönig dort Hof halten. Adel und Königshaus wurden rasch romanisiert; nur unter den Gemeinfreien hielt sich die heimische Sprache eine Weile[54]. Das um 490 verfaßte Gesetzbuch war bereits lateinisch geschrieben.

Sicherlich ist die Burgundendichtung nicht erst in der Zeit entstanden, da die germanische Kraft im Schwinden war[55]. Aber schon vorher trafen in diesem Raum Germanisches und Römisches aufeinander. Den Römern galten die Burgunden als die kulturell am weitesten vorgeschrittenen Germanen[56]. Der Presbyter Salvianus spricht von der Wildheit der Sachsen, der Untreue der Franken, der Unmenschlichkeit der Gepiden, der Schamlosigkeit der Hunnen[57]; von den Burgunden wird nichts dergleichen gesagt. Feine seelische Empfänglichkeit hat diese immer ausgezeichnet; ihr Namensschatz und die burgundischen Lehnwörter im Südostfranzösischen bezeugen es. So öffneten sie sich bald der bunten Fabelwelt, die die antike Sage ihnen darbot: sie fühlten die Kraft, sie aus eignem Wesen heraus um- und neuzuschaffen. Die Schlachtung der eignen Kinder durch die Mutter Grimhild, das Verzehren ihrer Herzen durch den eignen Vater Atli könnte auf die Sagen von Atreus und Thyestes, Tereus und Prokne zurückgehen[58].

Unter Gundeok oder Chilperich sind die Hendekasyllaben des Sidonius Apollinaris entstanden, die das Auftreten des germanischen Skop am Königshof und während des Gelages schildern[59]. Damals mag auch das Lied von der Burgunden Untergang seine erste Fassung erhalten haben. Burgund und die Sapaudia sahen sich in einer Rolle, die sie später wieder und wieder spielen mußten: die von Vermittlern zwischen Ost und West, zwischen Germanentum und Romania. Nicht in reingermanischem Raum ist die Dichtung entstanden, ebensowenig wie ein Sieg des eignen Volkstums in ihr besungen wurde. Sondern eine Katastrophe, die die Burgunden der Auslöschung nahebrachte, hat den Sinn für tragische und heldische Größe angerührt: es war ein Stück eigner und schmerzlicher Vergangenheit. Dieses bis dahin unbekannte Geschichtsbewußtsein und der Wille, es dichterisch zu gestalten, entzündete sich an der Berührung mit fremdem Volkstum.

Eigne geistige Form ist keinem Volk als fertiges Geschenk in die Wiege gelegt. Sie muß erkämpft werden. Erst in der Auseinandersetzung mit fremdem Volkstum, mit fremden Kulturen wird man der eignen Möglichkeiten inne. Zuweilen in Nachahmung, immer aber im Wetteifer mit dem Andersartigen ringt man sich zur Fähigkeit selbständigen Gestaltens durch.

FÜNFTES KAPITEL

ATTILA UND OSTROM

1.

Von dem Ahnherrn der Hiung-nu bis zum Vater Mao-duns, des Begründers ihrer Größe, rechneten die Chinesen tausend Jahre. Se-ma-tschieng berichtet, daß während dieses Zeitraumes das Reich der Hiung-nu bald größer, bald kleiner, aber durchweg zerteilt und zerstückelt war. »Dynastische Berichte aus diesen Zeiten hat man nicht aufzufinden und zu ordnen vermocht. Wohl aber hat man dynastische Berichte und Titel der Dynastie und Beamtenschaft auffinden und niederschreiben können, nachdem Hiung-nu unter Mao-dun den Gipfel seiner Herrschaft und Größe erreichte und die Barbaren im Norden vollständig unterworfen hatte und im Süden mit dem Reich der Mitte auf feindlichem Fuße stand.«

Damit hebt der Bericht an, den das Schi-gi von dem staatlichen Aufbau der Hiung-nu gibt.

An der Spitze stand der Schan-jü[1]. Man nannte ihn *ting-li go-to*. In *ting-li* erkennt man alttürkisches *tängri* »Himmel, Gott, Majestät«; *go-to* soll »Sohn« heißen, und in der Tat entspricht dem im Tungusischen nach Form und Bedeutung das Wort für »Sohn«[2]. Die Hiung-nu hatten demnach die chinesische Bezeichnung als »Himmelssohn« für ihren Herrscher übernommen. Der Schan-jü nannte sich »vom Himmel und der Erde erzeugt, von Sonne und Mond eingesetzt«; ähnliche Wendungen begegnen bei Uiguren und Proto-Bulgaren. Von dem Schan-jü werden linke und rechte Könige, linke und rechte Heerführer, linke und rechte Generäle und andere Befehlsstellen mehr ernannt.

Auffällig ist die Zweiteilung, wobei die linke Seite als vornehmer gilt. Jeder besitzt ein ihm zuerteiltes Gebiet, darin man Wasser und Pflanzenwuchs suchend umherzieht. Dabei regieren die linken und rechten Könige die größten Reiche. Darunter stehen Anführer von Tausendschaften, Hundertschaften und Zehnerschaften.

Um mit dem letzten zu beginnen: alle Stämme hatten demnach ihr bestimmtes und gegeneinander abgegrenztes Weideland. Sie erhielten eine Winterweide in den Ebenen und eine Sommerweide in den Bergen (Jaila) zugewiesen. Auch die Aufteilung nach dem Dezimalsystem ist aufschlußreich. Die alte Stammesorganisation wurde demnach zerbrochen und durch einen Aufbau nach Heereseinheiten mit einem Befehlshaber an der Spitze ersetzt. An die Stelle des Häuptlings ist die militärische Charge, an die Stelle des Nomadenstammes der nomadische Staat getreten. Der Sinn dieser Staatsorganisation war, ein schlagfertiges Heer zu schaffen. Staat und Wehrordnung gehören hier wie überall zusammen.

Wir kommen zum Königtum. Wie überall, so besaß auch bei den Türkvölkern diese höchste Würde ihre ausgeprägten Sonderformen.

Bei den Hiung-nu[3] hieß der König, der dem Oberherrn im Rang am nächsten stand, *to-ki*[4], was mit »weise« erklärt wird. In der Tat kehrt *bilgä* als Bezeichnung der alttürkischen und uigurischen Qaghane ständig wieder. Sie waren »weise«, wie der *to-ki* der Hiung-nu. Das erinnert an den Ahnherrn der ostiranischen Kavya-Dynastie, den Schmied Kavi. Auch das awestische Wort *kavay-* bedeutet »weise«[5]. Es ist nun bedeutsam, daß der einheimisch-türkische Titel für den obersten Herrscher, den Qaghan, von diesem Wort *kavay-* sich herleitet. Er ist iranischen Ursprungs, wie *šad* und *bäg*.

Die Byzantiner geben Qaghan zuweilen mit *χαύχανος* wieder, und ihm entspricht in den alttürkischen Inschriften *qapγan*[6]. Beides führt auf ein älteres **qavγan* oder **qavxan*. Darin erkennt man *kav*, das »γίγας«, früher »König« bedeutet und die Form darstellt, die im mitteliranischen Nordwestdialekt (im Parthischen) awest. *kavay-* angenommen hat (hingegen im persischen Südwestdialekt *kay*)[7]. Vorbild des alttürkischen Titels war also **kav kavān*, ähnlich gebildet wie *šāh šahān* »König der Könige«; einen *bäglär bäg* »Gott der Götter« hatten wir zuvor kennengelernt. Der zweite Bestandteil **kavān* wurde lautgesetzlich zu **kān* kontrahiert, so daß **kavkān* oder *qavγan* herauskam[8]. Zur parthischen Lautform paßt, daß die Arsakiden sich von den alten Kajaniern ableiteten[9].

Der iranische Titel *qavγan* schloß sich also an die türkische Vorstellung des »weisen« Königs an. Aber auch die Tatsache, daß der älteste Träger des



Abb. 7 (S. 33)

ZWEI GEGENSTÄNDIGE KAMELE

Ordosbronze, Paris, C. T. Loo.



Abb. 8 (S. 32)

KATAPHRAKTEN AUS LHASA, TIBET

Namens Kavi ein Schmied war, ist von Bedeutung. »Er hat ein gescheites Gesicht wie ein Schmied«, sagt ein Sprichwort der Tschuktschen[10]. Schmied und »Weiser« gehören demnach zusammen. Awestisches *kavay-*, parthisches *kav* ist ins Alttürkische ein zweites Mal als *qam* übernommen worden, und da bedeutet es den Schamanen[11]. »Schmiede und Schamanen stammen aus dem gleichen Nest«, sagt ein jakutischer Spruch[12]. Schmiede (Verkäufer von Eisen) und Schamanen begrüßten den Zemarchos zusammen an der türkischen Grenze[13]. Der Schmied Kavi hatte einst seinen Lederschurz an einen Lanzenschaft gesteckt und so die Fahne des Aufruhrs gegen den Drachenkönig erhoben. Aus dem einfachen Schurzfell wurde das Reichsbanner von Iran, *diraf-i kaviyān*.

»Darauf jeder, der gelangte zum Thron ...
Jenes wertlose Schmiedefell
Behing neu um mit Perl und Juwel,
Mit seidenen Stoffen, stets herrlicheren;
So ward es der *kaviyānī*-Stern,
Der in der Nacht eine Sonne war,
Die Hoffnung der Welt und Wonne war[14]«

Man kennt den angeblichen oder wirklichen Schmiedeberuf der Westtürken[15], die Nachrichten, wonach Tschinggischan ursprünglich ein einfacher Schmied gewesen sei[16], und die Stammessage der Mongolen, die wiederum das Schmiedehandwerk mit dem Herrscherhaus verbindet[17]. Bei den Türken[18], den Chioniten[19] und in den protobulgarischen Inschriften stößt man auf den Titel ταρχανος, ταρκανος: auch er bedeutet nichts als den Schmied[20].

Es ist bezeichnend, daß die neue Organisation, die unter Mao-dun geschaffen wurde, von diesen mythischen Vorstellungen absah. Sie standen zu dem vorwiegend rationalen Charakter, der sich im Zahlenmäßigen äußerte, im Widerspruch. So fehlen Titel, die auf ein Schmiedekönigtum verweisen könnten. Es fehlt auch die Würde des Qaghan, die erst bei den Nachbarn der Hunnen im Kaukasus im Jahre 293[21], dann bei den ostasiatischen Awaren und ihren türkischen Nachfolgern auftaucht[22]. Man zog es vor, an seine Stelle den von den Chinesen entlehnten »Himmelssohn« treten zu lassen. Daneben griff man auf etwas anderes zurück, das gleichfalls Gemeingut aller Türkvölker war und sich dem rationalen Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung fügte: die Zweiteilung des Gesamtvolkes und der königlichen Gewalt[23].

Von zwei Qaghanen, die nach Erschaffung der Welt die Menschheit regierten, leiteten die Türken sich her. Fortan blieb diese Teilung gewahrt, wobei der eine Qaghan über den Osten, der andere über den Westen gebot. Zuweilen waren sie nach ihrer Macht abgestuft: man spricht dann von einem großen und einem kleinen Qaghan. In den alttürkischen Orchoninschriften ist es so geordnet, daß unter dem Qaghan zwei *šad* stehen. Der für den Osten heißt *töliš*, der für den Westen *tarduš*. Die Wu-sun, ein Nachbar- und Untertanenstamm der Hiung-nu, schieden einen großen von dem kleinen *kun-bi*.

Auch die Zweiteilung des Gesamtvolkes begegnet überall im türkischen Bereich. Wiederum gab es »linke« und »rechte«[34], »große« und »kleine« Stämme; Rohfleischesser und solche, die das Fleisch gekocht verzehrten. Oft waren sie durch einen Fluß, an dessen beiden Ufern ihre Weideplätze sich erstreckten, getrennt. Und getrennt erschienen sie zu Beratungen und Versammlungen, getrennt stellten sie sich zur Schlacht auf. Die Uiguren schieden sich in Onoguren und Toquzuguren, nach der Zahl von zehn und neun Stammeseinheiten, aus denen sie sich zusammensetzten.

Die Hunnen stehen ganz in dieser Überlieferung. Die Zweiteilung ist bei ihnen durchgeführt. Zwei Jäger verfolgen die Hinde, die den Weg durch den maiotischen Sumpf weist. Die älteste Sagenform stuft zwischen beiden ab: der geflügelte Vielfraß oder Vielfraßmensch steht neben dem, der zu Fuß geht. Die Sage von der Landnahme spiegelt wieder, was man am hunnischen Staatsaufbau selbst beobachtet. Utigur und Kutigur sind bei Prokop[35] die Söhne des Hunnenkönigs, und nach ihnen benennen sich die beiden Stammeshälften. In welche Zeit Basich und Kursich, die einen Zug nach Nordiran unternahmen, gehören, läßt sich nur vermuten; vielleicht sind sie noch in die Mitte des 4. Jahrhunderts zu setzen, also vor den Einbruch nach Südrußland. Charaton und Huldin sind das erste Königspaar, von dem man Genaueres weiß: ausdrücklich heißt es, daß Charaton die erste Stelle einnahm[36]. Ihnen folgte Rua, aber ihm zur Seite standen seine jüngeren Brüder Mundiuch und Oktar. Waren es dort ein großer und kleiner Qaghan, so war es jetzt ein Qaghan mit zwei *šad*'s. In seinen letzten Jahren regierte, nach dem Tod seiner Brüder, Rua allein. Aber nach seinem Ableben kehrte man zur Zweiteilung zurück. Es kamen seine beiden Neffen, Söhne des Mundiuch, zur Herrschaft: Bleda der ältere und Attila der jüngere.

Daneben läßt sich das Fortleben der alten Titulatur beobachten. Den von Gott oder dem Himmel *(tängri)* eingesetzten Qaghan oder Qan kennt noch, in griechischer Übersetzung[37], die Titulatur der proto-bulgarischen

Herrscher. Auf ihren türkischen Inschriften scheiden diese den *bad* von seinem Oberherrn, und als »Protobulgarias« oder in anderer Form kehrt dieser auf den griechisch abgefaßten wieder[28].

Der Unterschied von links und rechts war gleichfalls gewahrt. Onegesios saß zu Attilas Rechten und Berichos zu seiner Linken; Attilas Onkel war ähnlich geehrt. Aber während einst nach chinesischem Vorbild der Linken der Vorrang gebührte, hatte sich die Bewertung der beiden Seiten vertauscht; an Attilas Hofe saßen die Ehrengäste zu seiner Rechten.

Auch die auf Zehner, Hunderter und Tausender gegründete Ordnung hat bei den Hunnen eine Spur hinterlassen. Der Name des von Priskos mehrfach erwähnten Onegesios muß, unter Zugrundelegung itazistischer Aussprache, *on-ijiz* gelautet haben. Das besagt nichts anderes als den, der »zehn zum Gefolge hat«[29]. Aber was einst ein militärisches Kommando bezeichnete, war dieser Bedeutung entkleidet und zum bloßen Eigennamen geworden. Der nach dem Dezimalsystem normierte Heeresaufbau war demnach in der Zwischenzeit verfallen, und an seine Stelle war eine feudale Gliederung getreten. Die Hunnen waren in Stämme und Geschlechter eingeteilt, und jeder Gruppe stand ein Oberhaupt an der Spitze, das eifersüchtig auf seinen Rang hielt. So berichtet Priskos aus Attilas Zeit, und ein Name wie Edekon, alttürkisch *ädgü* (»gut«), bestätigt es. Man kennt einen Mann des Namens aus der Umgebung Attilas, aber auch Odoakars Vater hieß Idico oder Aedico, und wieder liegt darin die alttürkische Bezeichnung des Edelings *ädgü*. Der Mann, der dem weströmischen Reich 476 ein Ende bereitete, galt als Skire; aber dieser germanische Stamm Südrußlands war von Anfang mit den Hunnen vereint[30]. Man faßt hier eine adelige Schicht: es sind die *primates*, von denen Ammianus Marcellinus spricht.

Beide, Königtum und *primates*, sollten sich fortan in entscheidenden Punkten ändern. Anlaß dazu bot hier wie dort derselbe Vorgang: die Errichtung eines umfassenden hunnischen Reiches mit gesteigerten Ansprüchen.

Noch Ammianus Marcellinus meinte, die Hunnen wüßten nichts von der Strenge des königlichen Regiments. Jetzt trat ein Umschwung ein. Ruas jüngere Brüder und Mitregenten starben vor ihm: er selbst war also in seinen letzten Jahren Alleinherrscher. Sofort machte sich ein Anziehen der Zügel bemerkbar. Als die oströmischen Truppen 434 im Kampf um Nordafrika gegen die Wandalen eingesetzt waren, benutzte Rua die Entblößung der Balkanfront, um durch seinen Unterhändler Esla in Konstantinopel einige Forderungen vorbringen zu lassen. Die Oströmer sollten seiner

Herrschaft gewisse Stämme wieder zustellen, die zu ihnen geflohen seien. Als solche Stämme machte Esla die Amilzuren, Itimaren, Tunsuren und Boisker namhaft. Bei Nichterfüllung seiner Forderung drohte man mit Krieg.

Alle diese Stämme tragen türkische Namen. Die Amilzuren sind die »Ruhelosen« *(amyl-syr)*, die Tonsuren die »Geräuschlosen« *(tyng-syr)*, die Boisker die »Freunde« oder »Verschwägerten« *(böschük, büschük)* und der Name der Itimaren muß so etwas wie »Gemeinschaft, Haufe« bedeutet haben (zu *idi-, iti-* »sammeln« mit dem deverbalen Nominalsuffix *-mär*). Sie waren also Hunnen. Daß sie »geflohen« waren, besagt, daß sie sich der Herrschaft Ruas entziehen wollten und in oströmische Dienste getreten waren. Dort, wo man stets nach kriegstüchtiger Mannschaft Ausschau hielt, hatte man sie mit offenen Armen aufgenommen. Auf der anderen Seite ergibt sich, daß Rua entschlossen war, alle hunnischen Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinen. Er forderte also die vor ihm ausgewichenen Stämme als Untertanen und Entlaufene zurück.

Angesichts dieser schwierigen Lage sandte man von Konstantinopel zwei Heermeister, den Goten Plintha und den Konsul des Jahres 427 Dionysios, zu Verhandlungen ab. Sie erreichten Rua nicht mehr: im Frühling 434 war er plötzlich gestorben. Die Erleichterung in der Hauptstadt war groß; man schrieb den Tod des Gegners Gottes Einwirkung zu. Noch einmal traten zwei Könige das Erbe an: Ruas Neffen Bleda und Attila.

Beide waren von verschiedenster Wesensart. Was man von Bleda weiß, spricht nicht für ihn. Liebster Besitz war ihm ein maurischer Zwerg namens Zerkon, an dessen stammelnder Sprache und verkrüppeltem Gang der Hunne seine unbändige Freude hatte. Zerkon wurde alles verziehen und gewährt: was immer er tat oder wünschte, bildete den Anlaß zu nicht endenwollendem Gelächter. Mochte Zerkon entfliehen und in Ketten zurückgebracht werden, mochte er sich ein Weib wünschen oder mit einer Rüstung beschenkt werden, immer war er beliebter Gegenstand roher Späße, barbarischen Übermuts.

Attila hingegen vermochte den Anblick Zerkons kaum zu ertragen ... Er besaß eine Vorstellung von herrscherlicher Würde, als erster der hunnischen Könige (die nicht nur einen Bleda, sondern auch den Völler Uptar zu den ihren zählten). Einzelheiten werden sich noch ergeben. Hier mag es genügen, Priskos' Gesamturteil anzuführen: »Stolz schritt er einher und ließ seine Augen hier- und dorthin schweifen, wobei sein Machtgefühl sich in einem gestrafften Körper ausprägte; den Krieg liebte er, aber er vermochte seiner Hand Einhalt zu gebieten; gewaltig war er im Rat und im Planen, aber den Bittenden schenkte er Gehör und wen er einmal unter die Seinen auf-

genommen, dem blieb er ein gütiger Herr: von kurzer Statur, breiter Brust, mächtigen Hauptes, schlitzäugig, spärlichem und grauem Barthaar, plattnäsig und dunkelhäutig besaß er alle Merkmale hunnischer Herkunft.« Aber er plante Großes und getraute sich's zu, fährt der Bericht fort. Anlaß dazu bildete das Schwert des Kriegsgottes, das ein Hirte gefunden und Attila gebracht hatte. Jetzt glaubte er sich zum Herrn der Welt berufen: das Recht zum Kriege und die Macht dazu sei ihm durch jenes Schwert gegeben.

Derart ungleiche Herrscher konnten nicht lange nebeneinander bestehen. Das Gewicht des Jüngeren mußte ihm die überragende Stellung sichern, mußte über kurz oder lang zur Alleinherrschaft führen. Immerhin fiel Bleda erst nach Jahren von der Mörder Waffe (wahrscheinlich 445); seine Untertanen kamen unter Attilas Herrschaft, und dieser stand ohne Nebenbuhler da. Aber schon zu Lebzeiten Bledas waren sich die Brüder dem auswärtigen Feind gegenüber einig gewesen. Oströmische Unterhändler konnten nicht damit rechnen, den einen gegen den anderen auszuspielen. Das zeigt der Vertrag, der vor den Mauern der Stadt Margos mit Attila und Bleda 435 abgeschlossen wurde.

Als Plintha mit dem Rhetor Epigenes, von dessen Fähigkeiten (*ut opifex suadendi*, hätte sich Ammianus Marcellinus ausgedrückt[31]) man sich daheim Großes versprach[32], die beiden Hunnenherrscher traf, fand man sich neuen Forderungen gegenüber. Nicht nur wurde man zu dem Versprechen genötigt, keine weiteren hunnischen Flüchtlinge aufzunehmen und die bisherigen zurückzusenden: auch aus hunnischer Gefangenschaft entlaufene Kriegsgefangene, die zu den römischen Grenzen zurückgefunden hatten, mußte man ausliefern oder den enormen Preis von acht Goldstücken für jeden einzelnen erlegen. Mit keinem Volk, das sich im Kriegszustand mit den Hunnen befand, durfte Ostrom ein Bündnis schließen. Damit nicht genug, ward ein alter Vertrag hervorgesucht, der den Hunnen Handelsrechte in bestimmten römischen Marktplätzen zusicherte. Er wurde jetzt erneuert, wobei die Hunnen Gleichberechtigung mit den römischen Kaufleuten und Handelssicherheit erhielten. Die jährlichen Zahlungen seitens des Reiches, die an Rua 350 Goldpfunde betragen hatten, wurden verdoppelt ...

Genug: dieser Vertrag vom Jahre 435 zeigte die gesteigerten Ansprüche eines Reiches und Volkes, das sich seiner Macht bewußt geworden war. Nicht mehr ging es nur darum, ein national geeinigtes Hunnenreich zu schaffen: dieses Reich erhob Forderungen gegenüber seinem Nachbarn, die mit dessen Anspruch, den ersten Rang einzunehmen, kaum noch vereinbar

waren. Die Politik, die Attila als künftiger Alleinherrscher betreiben sollte, zeichnete sich bereits ab.

2.

Noch einmal muß auf den Vertrag von 435 eingegangen werden. Die Unterhändler hatten sich in Margos, einer Stadt Obermösiens, an der Mündung der Morawa in die Donau gelegen, zusammengefunden. Man traf sich außerhalb der Stadtmauern, und die beiden Hunnenkönige bestanden für sich darauf, die Verhandlungen zu Pferd zu führen. Die oströmischen Beauftragten hatten sich dem wohl oder übel anpassen müssen, so ungewohnt ihnen die Sitte auch sein mochte. Es war die Weise eines Reitervolkes, und sie ist nicht nur für die Hunnen bezeugt. »The begs or landowners were usually fine men with dignified bearing. They invariably rode, regarding pedestrians with contempt«, bemerkt Sir Percy Sikes aus Kaschgar[33].

Von den Parthern wird ähnliches berichtet. »Immer sind sie zu Pferde«, kündet Apollodoros von Artemita[34] in seiner parthischen Archäologie, »auf ihm ziehen sie in den Krieg, reiten sie zu ihren Gastereien, erledigen sie ihre öffentlichen und privaten Verpflichtungen. Zu Pferde gehen und stehen sie, handeln sie und besprechen sie sich miteinander. Und endlich unterscheidet Diener und Herren dies, daß die einen zu Fuß gehen, die anderen stets zu Pferd erscheinen.« Von den Parthern[35] wie von den Hunnen[36] heißt es, daß sie nur im Sattel sich fanden; daß sie zu Fuß unbehilflich und wehrlos waren. Wiederum begegnet die Vorstellung, daß der adelige und hochgestellte Mann sich etwas vergebe, wenn er zu Verhandlungen nicht zu Pferd erscheine. Als nach der Schlacht bei Karrhai Crassus nach römischer Sitte zu den Besprechungen mit Surenas zu Fuß einherschritt, rief der Parther aus: »Wie! Der Römer-Imperator zu Fuß und wir im Sattel!« Alsbald ließ er ein goldgeschirrtes Pferd herbeibringen und nötigte Crassus, es zu besteigen[37]. Umgekehrt drohte Sandilch, der Häuptling der hunnischen Utiguren, er werde seinen kutrigurischen Vettern zum Zeichen der Unterwerfung die Rosse nehmen[38]. Noch der gefangene Bajazet mußte vor dem siegreichen Timur vom Pferde steigen[39].

In der Folgezeit gewann hunnische Diplomatie einen Zuschnitt, der den neuen Anforderungen besser entsprach. Nicht mehr der Lebensstil reiterlichen Gepräges bestimmte die Zusammenkünfte. Hatte man sich schon bequemt, von den iranischen oder iberischen Nachbarn die Schrift zu übernehmen, so zeigen sich unter Attila die Anfänge eines Schreiberstandes und

einer königlichen Kanzlei[40]. Gestützt auf ihre Unentbehrlichkeit und auf ihre Kenntnisse, traten diese königlichen Schreiber neben die ritterlichen Herren, die bisher allein die Umgebung des Herrschers gebildet hatten.

Man kann die Hunnen darin mit ihren mittelasiatischen Vettern, den Osttürken des beginnenden 8. Jahrhunderts, vergleichen. Bei den Osttürken konnte ein solcher Schreiber vornehmen Standes sein. Für die beiden großen Inschriften des Bilgä Qaghan nennt sich Jolyg-tegin als Schreiber, ein Verwandter der beiden Herrscher[41]. Von vornherein mußte der Betrieb auf Mehrsprachigkeit eingestellt sein. Das brachten die politischen Beziehungen, insbesondere zum Reich der Tang, mit sich. Im übrigen zeigt die Übernahme eines iranischen Alphabets, der chinesischen Schriftführung und eines chinesischen Lehnwortes für »Schreiben«, wie es damit stand.

Ein Schreiberstand und die Mehrsprachigkeit seines Betriebes tritt unter Attila auch bei den Hunnen hervor[42]. Die Sprachmischung im Hunnenreich war groß, und Priskos, unsere hauptsächliche Quelle, belegt sie mit Beispielen[43]. Er nennt Hunnisch, Gotisch und Lateinisch (soweit man mit den Weströmern zu tun hatte). Neben den hunnischen Schreibern, die Attila aus ihren Aufzeichnungen in einheimischer Schrift vorlesen[44], steht Orestes, der der Gesandtschaft nach Konstantinopel beigegeben wird[45]. Der Name zeigt, daß er zumindest von der Mutter her griechisches Blut in den Adern hatte (sein Vater hieß Tatulos)[46]. Daneben wird Rustikios genannt: aus dem Oberen Mösien gebürtig und durch die Hunnen von dort verschleppt. Er hatte sich durch Gewandtheit in Wort und Schrift seinem Herrn unentbehrlich gemacht und ward bei der Abfassung von Schreiben verwandt, die man an den oströmischen Kaiser sandte[47]. Aber auch mit dem Westreich stand Attila in schriftlicher Verbindung. Aëtius hatte einen Mann aus Italien, Constantius, zur Abfassung solcher Briefe eigens zur Verfügung gestellt[48].

Man ersieht daraus, daß die Römer keine ständigen Schreiber besaßen, um den diplomatischen Notenaustausch in fremden Sprachen zu führen. Sie zogen es vor, selbst Attila geeignete Kräfte, die auch das Lateinische beherrschten, zur Verfügung zu stellen. Dagegen weiß man von den Sasaniden, daß es an ihrem Hofe ein festes Schreiberamt gab, dessen jeweiliger Inhaber (meist war es ein vornehmer Araber aus Hira) den königlichen Briefwechsel mit den Arabern zu besorgen hatte[49]. Wieder einmal stößt man auf die Übernahme einer iranischen Einrichtung durch die Hunnen, so scheint es, und in der Tat wird sich die Bestätigung dafür noch ergeben.

Der neue Schreiberstand bedeutete den Beginn eines Beamtenstaates. Er war, wie die angeführten Beispiele zeigen, teilweise nichthunnischen

Ursprungs. An Vornehmheit konnte er sich mit Mitgliedern der Kriegeraristokratie oder gar des Herrscherhauses (der »königlichen Skythen«, wie Priskos[50] mit herodoteischer Wendung sagt) nicht messen. Ein Fall, wie der zuvor genannte des Jolyg-tegin, war bei den Hunnen nicht denkbar. Und doch standen neben dem Adel jetzt die Schreiber des Königs, und sie begannen ihre Ansprüche zu stellen. Das zeigt die Begebenheit zwischen Edekon und Orestes, von der Priskos[51] erzählt. Gegenüber einem echtbürtigen und adeligen Hunnen (der Name Edekon bezeugt es) wagte es der halbgriechische Schreiber, den Anspruch auf Gleichberechtigung zu erheben.

Aber auch die Struktur des hunnischen Adels selbst hatte begonnen, sich zu ändern. Die einstigen Stammes- und Familienhäupter waren schon unter Mao-dun in ihrer Bedeutung zurückgetreten; in der Folgezeit hatten sie sich gegenüber der von diesem neugeschaffenen militärischen Organisation neu durchgesetzt. Schon vor Attila aber hob sich ein neuer geschlossener Stand ab, den Priskos als λογάδες bezeichnet[52]. Ihre besondere Stellung empfingen diese durch ihr Verhältnis zum Herrscher. Gleich den königlichen Schreibern waren sie Mitglieder des Hofes und handelten, wo sie verwandt wurden, als Beauftragte ihres Herrn. In Kriegsführung, Steuereintreibung und diplomatischen Missionen jeder Art fanden sie Verwendung. Dem erstarkenden Herrschertum mußte daran gelegen sein, statt der eigenwilligen und oft unzuverlässigen Stammeshäupter auf unbedingt ergebene und persönlich verpflichtete Männer zählen zu können. Auf der anderen Seite ist deutlich, daß Attila bestrebt war, den λογάδες den königlichen Dienst anziehend zu machen; daß sie durch entsprechenden Anteil an der Beute, an Tributgeldern und den reichen Gaben, die Gesandtschaften jeder Art mit sich brachten, entschädigt werden mußten.

Solche Vorteile konnten indessen nur gewährt werden, solange die Quellen, aus denen die Einnahmen sich speisten, reichlich flossen. Sobald die feindlichen Grenzgebiete ausgesaugt und verwüstet waren und mehr noch: sobald Attilas Politik der weitreichenden Eroberungs-, Plünderungs- und Beutezüge auf erfolgreichen Widerstand stieß, mußten sie versiegen. Es wird sich zeigen, daß dieser Zustand in den späteren Jahren seiner Herrschaft eintrat; die Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden sollte darin den weithin sichtbaren Wendepunkt bilden. Trat er einmal ein, so mußten die λογάδες aus neuen Mitteln befriedigt, mußte ihnen die zu erwartende und geforderte Entschädigung anderswie beschafft werden. Die Rolle der Zahlenden, Ausgebeuteten, in Gefangenschaft und Sklaverei Gehaltenen, die bisher der besiegte Feind übernommen hatte, mußte von anderen be-

stritten werden. Es konnte kein Zweifel bestehen, wo der Ersatz zu suchen war: die bisherigen Untertanenstämme wurden, sobald außerhalb Gewinn nicht mehr zu holen war, zum bevorzugten Ausbeutungsobjekt im Innern. Waren einst bei siegreichem Ausgang der Feldzüge diese Untertanen immer noch, wenn auch in fühlbarem Abstand, an der Beute beteiligt worden, so bekamen sie als erste deren Verknappung, dann ihr Fehlen zu spüren. Im gleichen Maße, wie beides eintrat, wurden sie der nächsten Umgebung des Herrschers, seinen λογάδες, als Eigentum zugewiesen. Sie sanken von Untertanen des Hunnenherrschers zu Hörigen und Sklaven eines Grundherrn herab.

Drei Besonderheiten kamen zusammen, um das Bild der neuen Gesellschaftsordnung zu bestimmen. Vorangegangen war das Auftreten eines besonderen, dem Herrscher in persönlicher Treue ergebenen Kriegerstandes. Das war, wie Priskos ausdrücklich sagt, die Stellung von Attilas λογάδες[52]. Jetzt trat zum militärischen ein wirtschaftliches Moment. Dem Angehörigen jenes Standes wurde eine bäuerliche Grundherrschaft zugewiesen, die ein arbeitsfreies Renteneinkommen gewährte. Mehr noch: diese Grundherrschaft sonderte ihn rein örtlich von dem Hof ab, in der jener Stand bisher gelebt hatte, und führte mit innerer Folgerichtigkeit auch politisch zu einer Sonderstellung gegenüber der Zentralgewalt.

Alle drei Merkmale machen das Wesen des Feudalismus aus[54]. Oder, um es genauer zu fassen: das des Frühfeudalismus, innerhalb dessen die militärische Seite gegenüber der politischen und wirtschaftlichen im Vordergrund steht. Je nach der Betonung der einen oder anderen spricht man von Hoch- oder Spätfeudalismus[55]; beide kommen hier nicht in Frage. Vom Frühfeudalismus hingegen hat man gesagt, er sei das Zwischenstadium bei dem Übergang jugendlich-roher kriegerischer Stämme von einer lockeren Stammes- und Sippenverfassung zu einer festeren Stammes- und Gesellschaftsordnung, wie sie bei völliger und endgültiger Seßhaftigkeit mit einer gewissen Regelmäßigkeit einzutreten pflege[56]. Das trifft genau auf den hier behandelten Fall zu.

Die Verwandlung eines Standes kriegerischer Gefolgsmannen, der sich aus einer zunächst unerschöpflich erscheinenden Beute genährt hatte, in einen feudalen Stand, der Hörige und Sklaven mitsamt einer Grundherrschaft zugewiesen erhielt, bedeutete mithin eine neue strukturelle Änderung. Zuteilung von Beutegütern und selbst von Sklaven konnte die Stellung und Vermögen der Empfänger noch so sehr erhöhen: sie blieben Kostgänger des Herrschers, blieben von ihm abhängig. Er allein gewährleistete, daß der

Strom der Vorteile und Zuwendungen nicht abbrach, und behielt dadurch die Beschenkten unter seiner Kontrolle. Zuweisung bestimmter Untertanenstämme mitsamt ihrem Gebiet aber besagte, daß der Herrscher sich dauernd wichtiger Rechte begab. Auch das schärfste Zentralregiment konnte nicht verhindern, daß die derart Übereigneten aus unmittelbaren Untergebenen zu mittelbaren wurden. Und auch bei dem treuesten Gefolgsmann konnte es einmal dazu kommen, daß er die Interessen seiner eignen Feudalherrschaft denen seines Königs voransetzte. So mußte der Herrscher es sich überlegen, wem er solche Sklaven und Hörige, solche Herrschaft und Untertanenschaft verlieh.

Man hat den Weg beschritten, den beispielsweise auch die Sasaniden gegangen sind[57]: die Schaffung von Sekundogenituren, die zunächst an Mitglieder des königlichen Hauses vergeben wurden. Auch bei den Osttürken begegnet man den Söhnen der Qaghane, die als *tegin* oder *tigin* bezeichnet werden[58], in dieser Stellung[59]. Die λογάδες hingegen erhielten eine mehr beigeordnete Rolle zugewiesen. Es war deutlich, daß ihre Zeit vorüber war. Sie sind denn auch, soweit man sieht[60], nach dem Untergang des hunnischen Großreiches eigne Wege gegangen.

Die Anfänge lassen sich noch unter Attila beobachten. Ein Jahr, nachdem die Akatziren unterworfen worden waren, reiste Onegesios, der mächtigste Mann nach Attila, zusammen mit dessen Sohn Ellac zu dem Stamm, um den Prinzen dort als zukünftigen Herrn zu installieren. Also ein Unterkönigtum des eignen Sohnes, und dies bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß der Weg zur feudalen Organisation des Reiches beschritten war. Noch ist nicht Ellac allein, sondern einer der λογάδες neben ihm damit befaßt. Nach Attilas Tode war es dann so, wie unsere Quelle sagt, daß unter seinen Söhnen kriegserfahrene Könige mit ihren Völkern verteilt wurden, als sei es um die Dienerschaft eines Hauses gegangen; daß diese Söhne und ihre Hunnen von unbotmäßigen Untertanenstämmen als entlaufenen Sklaven sprachen. Gegen die neue »feudale« Herrschaftsform, die die davon Betroffenen schonungslos degradierte, erhob sich eine Erbitterung, die das Ende des hunnischen Reiches heraufführte. Damals taten die Ostgoten unter sich den Schwur, daß keine Abmachung mit ihren Unterdrückern gelten sollte: ihnen, die die gotischen Lande gleich Wölfen heimgesucht und deren Bewohner zu Arbeit und harter Fron genötigt hatten[61].

Doch damit ist dem Gang der Ereignisse vorweggegriffen. Hier nur soviel: neben den Anfängen der Bürokratie treten die des Feudalismus entgegen. Beide, Bürokratie und Feudalismus, bestimmen die Geschichte aller östlichen

Reiche, hat man gesagt[62]. Man mag das Aufkommen der aramäischen Schreiberkaste im Achaimenidenreich vergleichen, die neben den iranischen Lehnsadel, die »Häuser«, trat[63]. Auch bei den Hunnen standen sich diese beiden entgegengesetzten[64] Prinzipien gegenüber. Sie werden bei ihren Nachfolgern, den türkischen Donaubulgaren, erneut begegnen.

3.

Für die Zeit des Attila bis herab zu dem Untergang seines Reiches steht eine Quelle zur Verfügung, an die keine andere heranreicht: die »Byzantinische Geschichte« des Priskos von Panion. Bruchstücke und Auszüge, die allein erhalten sind, umfassen die Zeit von 433—468. Sie betreffen vornehmlich das Gebiet, darin Priskos Autorität war: die Geschichte Attilas und der Hunnen. Auch die späteren Geschichtschreiber, wo immer sie auf das Volk zu sprechen kommen, entnahmen ihre Kenntnis dem Werk, das nun einmal maßgebend war. Cassiodor hat seiner Gotengeschichte große Teile aus Priskos einverleibt, und sie sind noch im Auszug des Iordanes kenntlich. Alles, was dieser von Attila weiß, geht auf Priskos zurück. Zwei geschlossene Bestandteile heben sich heraus: Attilas Feldzug nach Gallien, von einer kurzen Schilderung seines Wesens eingeleitet; dann die Geschichte seines Todes, der Auflösung des Hunnenreiches.

Priskos hat sich nicht entschließen können, von der leidigen Gewohnheit der spätantiken Geschichtsschreibung zu lassen, die die Barbaren ihrer Zeit mit längstvergangenen, aber durch klassische Muster geheiligten Namen bezeichnete. Er spricht nebeneinander von »Hunnen« und »Skythen«; sogar die herodoteische Wendung von den »königlichen Skythen« konnte er sich, wie schon vor ihm Zosimos, nicht versagen. Vielleicht hat er geschieden, und den Namen der Hunnen dem Herrenvolk, den der Skythen der Masse der unter sich recht verschiedenen Untertanen vorbehalten (sicher ist es keineswegs). Mißverständnisse der Neueren waren die Folge, und oft bedurfte es eines Neufundes, um Aufklärung zu verschaffen. Aber dergleichen wiegt wenig gegenüber den Vorzügen des Mannes.

Kein Zweifel. Priskos hat über ausgezeichnete Unterrichtung verfügt. An einer Reihe von Begebenheiten hat er selbst Anteil genommen. Hier gewinnt seine Schilderung eine Genauigkeit und Anschaulichkeit, die zuweilen erreicht, aber nie übertroffen wurde. Darin darf man ihn getrost den Meisterwerken hellenistischer Geschichts- und Völkerbeschreibung zur Seite

stellen. Nur ein Vorurteil, das die Spätwerke griechischer Literatur in Bausch und Bogen einschätzte, hat verursacht, daß ihm der Platz unter den Großen, auf den er Anspruch hat, vorenthalten wurde[65]. Aber auch von Vorgängen, bei denen er nicht zugegen war, hat er sich Kunde aus erster Hand zu verschaffen gewußt. Das erweist sich bei der Erzählung der katalaunischen Schlacht oder der von Attilas Tod durch alle Auszüge und Verwässerungen hindurch. Was Priskos hier gab, blieb unverwüstlich und einmalig, und selbst die Hand eines Stümpers, wie Iordanes es war, konnte dem keinen Eintrag tun. Aus Barbarei kehre man zur Kultur zurück und statt des kindlichen Gestammels eines mösischen Mönches höre man einen Menschen reden, hat Mommsen von den Teilen der »Getica« gesagt, denen Priskos zugrunde liegt.

Man soll bei einem solchen Autor nicht zuviel nach literarischen Quellen fragen. Akten und Geschäftspapiere mögen ihm, der an den Geschehnissen beteiligt war[66], durch die Hände gegangen sein. Aber er war kein Geschichtsschreiber, der nach Vorlagen und noch nicht einmal einer, der nach Urkunden schrieb (mag dies auch den Heutigen ein Vorzug dünken). Das lebendige Miterleben; der ständige Austausch mit anderen, die gleichfalls zu den Beteiligten gehörten; die Fülle der Erfahrungen, menschlicher und sachlicher Art, die sich in den Kreisen der mit den Geschäften Befaßten ansammelte und als mündliche, darum aber nicht minder unverlierbare Überlieferung vererbte; das Wissen, wie man in verzweifelter Lage dem überlegenen und diese Überlegenheit schamlos ausnützenden Barbaren dennoch beizukommen vermöge; das Fingerspitzengefühl eines Unterhändlers, der mancherlei gesehen und mit mancher Lage fertig geworden ist; überhaupt der physiognomische Blick des wirklichen Menschenkenners — dies und nichts anderes hat Priskos zum Geschichtsschreiber gemacht. Damit steht er an der Spitze einer langen Reihe ähnlicher, die das Bild byzantinischer Politik und Geschichtsschreibung prägen. Jener skeptischen und scharfblickenden, klugen und überklugen, in keinen Schwierigkeiten sich selbst aufgebenden Köpfe, die das Reich wieder und wieder aus den Fluten eines allseitig umbrandenden Meeres von Barbaren gerettet haben. Männern, die meist Erfolg hatten und doch den Schrecken nicht bannen konnten; die um Mittel nie verlegen waren und doch wußten, daß eine dauernde Heilung sich nicht finden ließ; die die Verachtung des feinempfindenden Kulturmenschen gegenüber dem Graus, darein sie das Schicksal gestellt hatte, nie verloren und doch Unerhörtes gelitten haben müssen; die fest an die Ewigkeit von Reich, Hauptstadt, Kaisertum und Kirche glaubten und die doch, auf die Dauer gesehen, sich nicht verhehlen konnten, daß alles Bemühen vergeblich war.

Ich weiß nicht, ob Priskos (falls ihm die Wahl freigestanden) sich für das Zeitalter entschieden hätte, in das ein unerforschliches Geschick ihn stellte. Aber dieser Mann entschloß sich, dem ins Auge zu sehen, was die Gegenwart ihm darbot. Dafür ward ihm das Geschenk zuteil, daß er dem Gewaltigen, den seine Zeitgenossen als Gottesgeißel empfanden, gegenübertreten und ihn in fast täglichem Zusammentreffen beobachten durfte. Nichts führt darauf, daß er sich zu dergleichen Diensten gedrängt habe. Aber er hat, als die Gelegenheit sich ergab, zugegriffen, und er hat mit allen Poren in sich aufgenommen, was ihm sich darbot. Klug, erfahren und skeptisch, wie alle seinesgleichen, hat er sich nie Hoffnungen hingegeben, zu denen kein Anlaß war. Er hat dann erlebt, daß man das Unheil überstand. Aber er war abwägend und gerecht genug, um auch im Gegner und Barbaren das Große, wo es ihm sich zeigte, anzuerkennen.

Marco Polo fiel nach acht Jahrhunderten eine ähnliche Aufgabe zu. Ja, er hat vielfältiger noch gesehen, und was Weite der Länder angeht, die er durchmaß, so kann Priskos den Vergleich nicht aushalten. Als Italiener gehörte Marco einem Volke an, das seine große Zeit vor sich hatte und sich erst anschickte, seine geschichtliche Rolle zu spielen. Als Venezianer war er jener besonderen Gattung Mensch zugeordnet, die unter dem Schutz von Byzanz aufgewachsen, jetzt dessen Erbe an sich riß, wo immer es Gewinn verhieß. Auch der »Miglione« besitzt Anschaulichkeit, Kenntnis aus erster Hand, Freude am Geschehen und am Miterleben; er zeigt physiognomischen Blick, menschliches Wissen, Unverzagtheit, wenn man will. Aber wieviel zupackender, derber, jungenhafter, unverwüstlicher, buntfarbiger ist das alles gehalten, und wie nahe wohnt diese Tatsachenfülle und Tatsachenfreudigkeit der geistigen Einfalt. Was Marco Polo fehlt, schimmert bei Priskos überall durch: dieses Wissen, daß man aus der Hoffnungslosigkeit Hoffnung, aus der Ohnmacht Kraft schöpfen müsse — dieses Tragische, das auch ein Ammianus kennt und das die Großen der byzantinischen Geschichtsschreibung nicht mehr verlassen sollte.

4.

Die folgende Darstellung wird sich nicht mit der Aufzählung der politischen und militärischen Geschehnisse befassen, die die Jahre 435—450 erfüllen. Wie schon früher, steht das Grundsätzliche im Vordergrund. Einzelheiten werden nur gebracht, insoweit sie das Gegenüber und Gegeneinander der

beiden Welten, des Hunnenreichs und des römischen Ostens, verdeutlichen.

Um was es den Hunnen ging, hatte der Vertrag von Margos 435 gezeigt. In erster Linie verlangten sie Auslieferung der Stammesgenossen, die übergelaufen und in oströmische Dienste getreten waren. Die Römer sträubten sich, solange es ging, denn diese Männer gehörten zu den besten Soldaten, über die man verfügte. Die Überläufer selbst waren alles andere als gewillt, in eigner Person Attilas Forderung nachzukommen. Sie wußten, was ihnen jenseits der römischen Grenze bevorstand. Mama und Atakam, aus Attilas Verwandtschaft, hatten die Römer lange in der Festung Carsum, unfern von Troesmis in der Dobrudscha, in Haft gehalten und dann ausgeliefert: sie wurden alsbald gekreuzigt. Andere, die in Attilas Hand fielen, wurden gepfählt. Es kam so weit, daß die Römer die Hunnen in ihren Reihen, die fest entschlossen waren, nicht zu den Ihren heimzukehren, lieber umbrachten als sie auslieferten. Im übrigen vergalt man Gleiches mit Gleichem. Die Bürgerschaft von Asemos tötete sämtliche Hunnen, die in ihre Hand fielen, um sie nicht dem Feind zu neuer Verwendung zurückgeben zu müssen.

Eine zweite Frage betraf den Rückkauf der Kriegsgefangenen. Der Vertrag von Margos hatte bestimmt, daß nicht weniger als acht Goldstücke für den Kopf erlegt werden mußten. Acht Jahre später war der Preis auf zwölf gestiegen. Entsprechend stand es mit den jährlichen Zahlungen. Schon 435 hatte man sie aufs Doppelte erhöht. Rückstände wurden erbarmungslos eingetrieben: 443 berechnete man diese auf nicht weniger als 6000 Pfund Gold. Zugleich wurde die jährliche Rate aufs Dreifache, diesmal auf 2100 Pfund, gesteigert. Die Aufbringung war äußerst schwierig. Vermögende Männer verloren über Nacht ihren Besitz und damit ihre Stellung; manche, die es nicht überleben mochten, machten durch den Strick ihrem Leben ein Ende. Es blieb dabei keineswegs. Die hunnischen Gesandten, die in Attilas Auftrag an den Hof in Konstantinopel gingen, erhielten persönlich neue und außerordentliche Summen. Es schien der einzige Weg, um gegenüber den ständigen und ständig wachsenden Forderungen des Hunnenkönigs einen Aufschub zu erwirken. Doch statt der erhofften Erleichterung sah man sich neuen Gläubigern gegenüber, und Jahr für Jahr kamen und gingen die Abgesandten, um sich an byzantinischem Gold, an kostbaren Geschenken zu mästen.

Unberufene wirkten auf beiden Seiten mit, um die Lage zu verschärfen. Wenn sie die Gelegenheit für günstig hielten, konnte es geschehen, daß die Hunnen die ihnen eingeräumten Märkte kurzerhand überfielen und die

Waren raubten. Aber sie standen nicht allein. Der Bischof von Margos hielt es mit seinen Amtspflichten für vereinbar, daß er die nördlich der Donau gelegenen Gräber der hunnischen Könige plündern, vor allem nach Gold durchsuchen ließ. Als man in Konstantinopel der berechtigten Auslieferungsforderung der Hunnen nicht nachkam, entbrannte um dieses Ehrenmannes willen der Krieg. Schließlich sah sich die Regierung genötigt, nun doch dem Gedanken der Auslieferung näher zu treten. Denn es schien unerhört, daß um der Schandtat eines Einzigen willen ein ganzes Volk leiden müsse. Aber der Bischof wußte sich dem drohenden Schicksal zu entziehen. Von den Hunnen ließ er sich Sicherheit zusagen und öffnete ihnen dafür die Tore der eignen Stadt. Sie traf das Schicksal aller derer, die in hunnische Hand fielen. Ausgeraubt und niedergebrannt ward sie nie wieder aufgebaut, die Bevölkerung mußte den Weg in die Sklaverei antreten.

Es war verständlich, daß man sich in Konstantinopel durch jede sich bietende Gelegenheit dazu verführen ließ, die Zahlungen zu verzögern oder einzustellen. Erfolg hatte man nicht, denn von der anderen Seite wurden die aufgelaufenen Summen ohne Verzug eingefordert, sobald die Lage es gestattete. Denn auch die Hunnen benutzten jede Schwierigkeit, darein Byzanz geriet, um alte Forderungen in Erinnerung zu bringen und neue hinzuzufügen. Und Byzanz hatte mit Schwierigkeiten auf allen Seiten zu kämpfen. Der Fall Karthagos, die Festsetzung der Wandalen und die Schaffung einer Seemacht durch Geiserich mußte die oströmische Politik ebenso auf den Plan rufen wie die ständige Bedrohung der Ostgrenze durch die Perser. Hier setzte die hunnische Politik ein. Die wandalische Flotte konnte Rhodos wegnehmen und damit die ägyptische Getreidezufuhr der Hauptstadt unterbrechen; Einfälle der Isaurier oder Blemmyer mochten bevorstehen; Erdbeben das Reich und insonderheit seine Städte heimsuchen, Hungersnot oder ein schwerer Winter auf der Landbevölkerung lasten: immer war der Feind an der Nordgrenze unterrichtet. Er zögerte keinen Augenblick, seinen Forderungen durch Drohung mit sofortiger Kriegseröffnung Nachdruck zu verleihen, und seufzend mußte man sich in Konstantinopel zu neuen Zahlungen, zur Begleichung alter Schulden verstehen.

Letzter Ausweg blieb, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Aber die Lage wurde dadurch nur verschlechtert. Die Hunnen hatten den Zeitpunkt der Kriegsdrohung meist so gewählt, daß die kaiserlichen Heere auf anderen Schauplätzen gebunden waren. So konnte es geschehen, daß den einbrechenden Horden keine Truppe in offenem Feld entgegentrat. Man war auf die Grenzbefestigungen oder auf den Schutz, den die neugeschaffene Donauflotte

gewährte, angewiesen. Aber die Flotte konnte ohne Basis nicht operieren und die Festungen waren mangelhaft oder gar nicht bemannt; sie lagen isoliert und wurden genommen, ohne daß man einander zu Hilfe eilen konnte. Keine Sperrkette war dicht genug, den wendigen und überraschend auftretenden Reiterheeren der Hunnen den Weg zu verlegen.

Die Folgen waren furchtbar. Von den Hunnen überrumpelt, sanken nacheinander blühende Städte wie Viminacium, Singidunum und Margos in Asche; erst nach einem Jahrhundert (und oft gar nicht) sollten sie wiedererstehen. Selbst Sirmium, die Schlüsselfestung der nordwestlichen Balkanfront, hielt dem Gegner nicht stand. Mit Ratiaria fiel die Basis der Donauflotte und der Sitz einer der kaiserlichen Waffenfabriken. Das furchtbare Bild, das eine von den Hunnen genommene Stadt darbot, hat Priskos aus eigner Anschauung geschildert. In Naissos war sechs Jahre danach noch alles menschenleer; nur in den heiligen Stätten lagen einige Kranke. Das Ufer des Flusses war derart mit den Gebeinen der Erschlagenen bedeckt, daß es schwer hielt, einen Platz für das Aufschlagen des Zeltes zu finden... Auch auf dem Lande wütete man mit gleicher Unbarmherzigkeit; der Geistlichen und Nonnen wurde nicht geschont und sie wie alle Überlebenden in die Sklaverei verschleppt. Es gelang nicht einmal, die Städte des Binnenlandes zu schützen. Philippopolis, Arkadiopolis und Markianopolis fielen, und oft schweifte der Feind bis vor die Mauern der Hauptstadt. Attilas Absehen ging auf nicht mehr und nicht weniger, als eine Ödzone von fünf Tagesmärschen Breite südlich der Donau zu legen. Sie sollte seinen Herrschaftsbereich von dem oströmischen nach der bei den germanischen Stämmen üblichen Art scheiden.

Daneben fehlte es nicht an Beispielen heldenhaften Mutes. Das kleine Asemos, an der Grenze zwischen Oiskos und Novae gelegen, leistete einem überlegenen Hunnenheer unerschütterlichen Widerstand. Die Bürger selbst legten Hand mit an und verstärkten die Befestigungen. Sie überfielen den durch Beute und Gefangenenzüge behinderten Feind, nahmen ihm das Gewonnene ab und fügten ihm schweren Verlust zu. Durch die Bestimmungen des Friedensvertrages genötigt, die hunnischen Gefangenen freizulassen und die befreiten Römer entweder auszuliefern oder um hohen Preis loszukaufen, töteten die Männer von Asemos die ersteren und stellten den anderen frei, sich in ihre Heimat zu begeben. Für alle, die gleichwohl bei ihnen blieben, leisteten sie einen feierlichen Eid, nichts von ihnen zu wissen. Denn sie rechneten es sich nicht zur Schande, um der Rettung der eignen Volksgenossen willen einen Meineid geschworen zu haben.

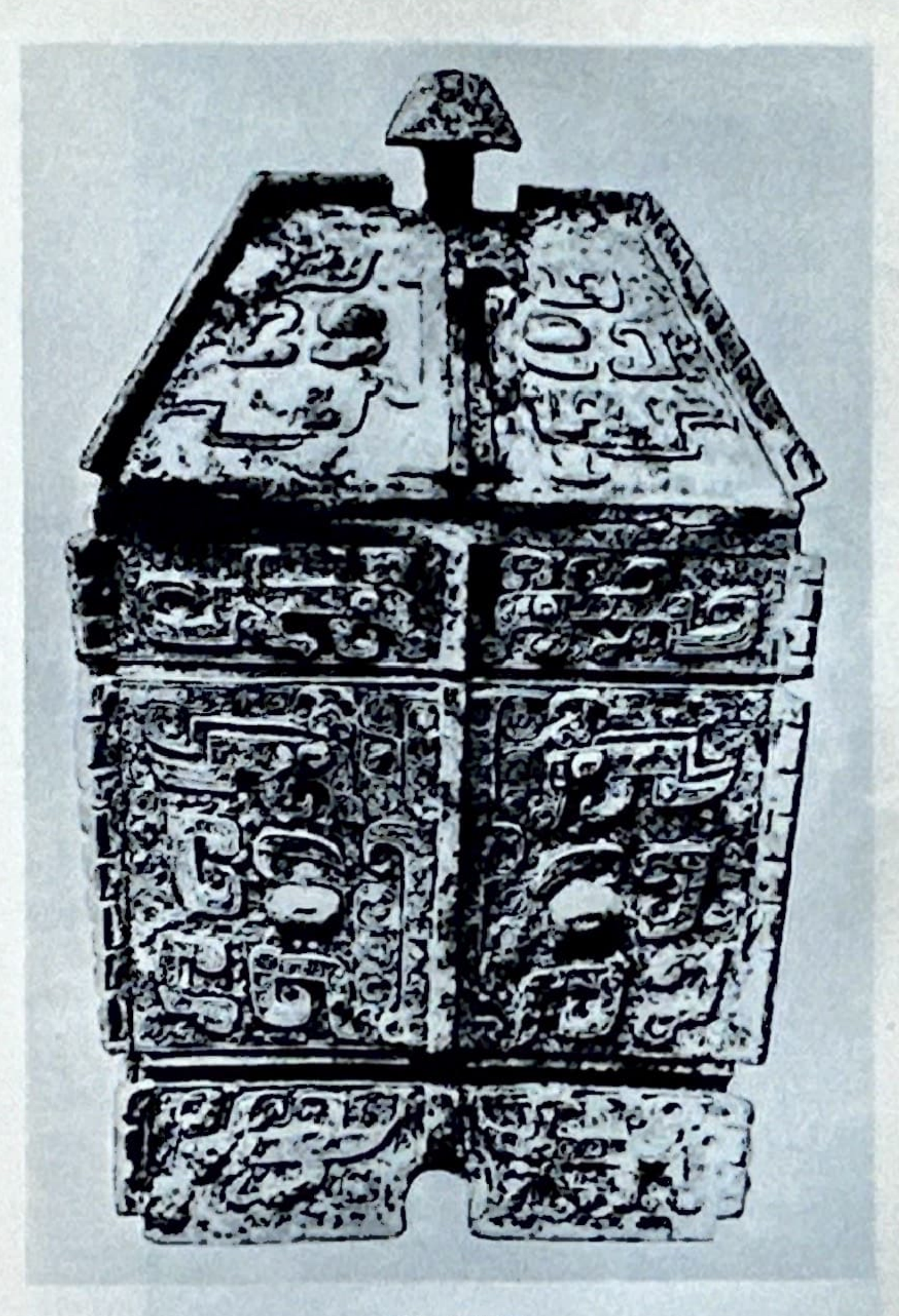


Abb. 9 (S. 35)

I. SCHANG

Sammlung P. C. Huang



Abb. 10 (S. 35f.)

TIERKAMPF

Wollteppich aus Noin Ula, Äußere Mongolei

In der Hauptstadt selbst ging man mit gutem Beispiel voran. Als 447 ein Erdbeben Konstantinopel verwüstete, die Gebäude niederwarf und die Einwohner unter den Trümmern begrub, wurden auch die Mauern in Mitleidenschaft gezogen. Aber unter der tatkräftigen Führung des Prätorianerpräfekten Flavius Constantinus erbauten die Mannschaften der Zirkusparteien, während Attilas Horden bereits die Stadt bedrohten, in sechzig Tagen das Zerstörte wieder auf. Sie begnügten sich nicht damit, sondern legten eine neue Verteidigungslinie an, so daß die Stadt jetzt von einem dreifachen Gürtel beschirmt wurde. Epigramme in griechischer und lateinischer Sprache, an den wiedererrichteten Mauern angebracht, kündeten von dem Geschehenen.

Schwieriger war die Lage im offenen Gelände. Auch wenn die Umstände es fügten, daß ein kaiserliches Heer zur Hand war, focht man nicht glücklich. Die germanische Generalsclique, die an der Spitze stand, war unter sich uneins. Es konnte geschehen, daß ein Wandale von einem Goten, vermutlich unter stillschweigender Billigung seiner Stammesgenossen im Amt, beseitigt wurde. Drei gotische Heerführer — Aspar, Areobindus und Arnegisclus — versuchten vereint und einzeln ihr Glück gegen die Hunnen: sie erlitten mehr oder weniger schwere Niederlagen. Aber mit der Zeit gewann man auch da an Widerstandskraft. Arnegisclus, der Attilas Scharen am Ufer des Vid (Utus) in der Dacia Ripensis 447 entgegentrat, gelang es wenigstens die Waffenehre zu retten. Er selbst kämpfte mit vorbildlicher Tapferkeit; das Pferd ward ihm unterm Leibe getötet, bevor er fiel. Auch die Hunnen erlitten schwere Verluste; sie sahen sich gezwungen, von weiterem Kampf abzustehen. Es war nicht nur ein blutiger Sieg: es war der letzte, den sie in freiem Feld gegen ein römisches Heer erringen sollten.

5.

Als auch dieser Waffengang mit Attila erfolglos geendet hatte, blieb Ostrom auf das Mittel angewiesen, das ihm noch zur Verfügung stand: die Diplomatie.

Zunächst mußte Friede geschlossen werden. Was der Sieger an Zahlungen auferlegte, ist nicht bekannt. Der Nachdruck lag auf der Forderung einer Ödzone, die sich zwischen beiden Reichen erstrecken sollte. Die mit viel Kosten und Arbeit erbauten Befestigungen an der Donau hatten sich als nutzlos erwiesen. Die meisten Stützpunkte waren in Feindeshand gefallen; die Grenzstädte waren zerstört und von ihren Bewohnern verlassen, und

andere, die im Binnenland lagen, hatten von den Hunnen Furchtbares erlitten. So mußte man in Attilas Forderung willigen. Die zu räumende Zone reichte von Singidunum im Westen bis nach Novae im Osten. Landeinwärts erstreckte sie sich in einer Tiefe von fünf Tagemärschen. Das besagte, daß die neue Grenze bei Naissos (Nisch) begann: die Verteidigung der Donaufront mußte auf die Vorhöhen des Balkan zurückverlegt werden.

Aber damit waren die Verhandlungen nicht beendet. Neue Forderungen und Beschwerden des Siegers schlossen sich an. Man verweigere nach wie vor die Auslieferung der hunnischen Überläufer, man räume die Ödzone nicht rasch und vollständig genug, hieß es jetzt, persönliche Wünsche des Hunnenherrschers oder seiner Gefolgsleute traten hinzu. Bei diesen Verhandlungen entfalteten sich Verschlagenheit und Brutalität; alle Künste des Zauderns und der Verschleppung, der Menschenbehandlung und der Bestechung; hohe und niedrige Beweggründe . . . Priskos, der selbst an einer Gesandtschaft beteiligt war, hat davon das anschaulichste Bild hinterlassen.

Ammianus[67] sagt von den Hunnen, sie hielten sich an Verträge nicht für gebunden und wendeten sich jeder neu auftauchenden Möglichkeit sofort mit Leidenschaft zu. Was ehrenhaft sei oder nicht, wüßten sie nicht; ihre Rede sei undurchsichtig und verschiedener Ausdeutung fähig; keine Religion, nicht einmal ein Aberglaube lege ihnen Bindungen auf, und ihre Gier nach Gold sei unermeßlich. Ihre Gesinnung sei so schwankend, daß sie ihre Freunde, ohne daß diese ihnen Anlaß dazu gegeben hätten, verrieten und am gleichen Tage, ohne daß man sich darum bemüht habe, zu ihnen zurückkehrten. Jeder Satz des Priskos bestätigt, daß diese Zeichnung zutrifft.

Da sind die hunnischen Unterhändler, die nach Konstantinopel reisen, um den Forderungen ihres Herrn Nachdruck zu geben. Edekon wird von dem kaiserlichen Eunuchen Chrysaphios insgeheim ein Plan unterbreitet, der auf Attilas Ermordung abzielt. Der Hunne geht darauf ein, zumal ihm Geld und anderes mehr versprochen wird. Er schwört Geheimhaltung, er scheint geneigt, das Vorhaben auszuführen, aber er ist nicht allein. Neben Edekon ist Orestes in Attilas Auftrag nach Konstantinopel gegangen, und die Stimmung zwischen beiden ist gespannt. So hält es Edekon für geraten, Orestes Mitteilung von seinen Geheimverhandlungen mit Chrysaphios zu machen; daheim angekommen, enthüllt er Attila selbst das Komplott. Einmal im Zuge, teilt er auch den Inhalt der Instruktionen mit, die die oströmischen Gesandten mitbekommen hatten und deren Wortlaut bei den Geheimverhandlungen zu Edekons Kenntnis gelangt sein muß. Doch das hindert ihn nicht, den Oströmern und insbesondere dem in den Mordplan

eingeweihten Bigilas gegenüber den Biedermann und Zuverlässigen zu spielen. Denn es geht darum, trotz dieses Verrats die ausbedungene Mordsumme in die Hand zu bekommen, und in der Tat gelingt, durch Bigilas' Unfähigkeit, der Plan vollkommen.

Überhaupt hat man den Eindruck, als seien Zahlungen und Geschenke die Argumente, denen die Hunnen das größte Gewicht beimaßen. Sind Mittel zur Hand, so lassen sich auf diesem Wege auch schwierige Lagen meistern. Edekon ist über einen Vergleich, der zwischen dem oströmischen Kaiser und seinem Herrn daheim gezogen wird, beleidigt: chinesische Seide und Perlen genügen, um diese Wolken zu verscheuchen. Die oströmischen Gesandten sollen, so lautet Attilas Geheiß, umkehren, ohne bei Hof vorgelassen zu werden: auch da genügt das Versprechen von Geschenken, damit der Hunne Skotta eine Audienz bei seinem Herrn erwirkt. Weitere Gaben sichern, daß Onegesios sich im Interesse der Gesandtschaft verwendet. Man ziert sich ein wenig, spricht von Treue, aber nur, um den Preis zu erhöhen. Der Herr selbst ist in diesem Punkt nicht empfindungslos. So kommt es dazu, daß er zuletzt dem Paar Chrysaphios und Bigilas, von denen der eine den Mord geplant, der andere sich zur Mithilfe bereit erklärt hat, volle Verzeihung gewährt.

Darüber hinaus verfügte man auf hunnischer Seite über eine reiche Abstufung an Umgangsformen. »Dunkle Rede«, von der Ammianus spricht, wurde gern geübt. Orestes, obwohl selbst Römer und Vater eines kommenden weströmischen Kaisers (es sollte der letzte sein . . .), hatte sich hunnischer Sitte gut angepaßt, wenn er in Form einer Beglückwünschung andeutete, daß der Mordplan verraten sei (was freilich von der Gegenseite nicht begriffen wurde). Attila selbst wußte sich dieser Redeform zu bedienen. Als die oströmische Gesandtschaft, in deren Mitte der Mitwisser des Mordplanes erschien, ihn ehrerbietig begrüßte, antwortete er kurz, er wünsche den Römern dasselbe, was sie ihm wünschten . . . Aber daneben stand die unvermittelte Brutalität. Daß den Gesandten sofortige Umkehr befohlen wurde, blieb noch das Mindeste. Gegen eine untergeordnete und derart bloßgestellte Persönlichkeit wie Bigilas ließ Attila seinem (allerdings berechtigten) Zorn freien Lauf, sparte weder an Drohungen noch an groben Worten, ohne bei deren Zusammenstellung wählerisch zu sein. Zu alledem fügte er den Hohn, wenn Bigilas' Sohn der Sack, der die Mordsumme enthielt, um den Hals gebunden und er so heimgeschickt wurde, um neues Geld zu erpressen. Er sollte diesen Sack dem Kaiser und Chrysaphios zeigen und sie fragen, ob er ihnen wohl bekannt erscheine . . .

Empfindlich sind diese Hunnen, wenn sie glauben, man übersehe ihren Rang und bringe ihnen nicht die nötige Achtung entgegen. Da erwachen Mißtrauen und gekränkter Stolz des Barbaren. Sie lassen sich, wenn überhaupt, so wiederum nur durch entsprechende Zahlungen und Geschenke beruhigen. Orestes beklagt sich über Bevorzugung des Edekon, Edekon darüber, daß man Attila nicht die gebührende Ehre zukommen lasse. Ein großangelegter Versuch, durch Zahlungen das Volk der Akatziren auf kaiserliche Seite herüberzuziehen, scheitert daran, daß man die verfügbare Summe nicht nach dem Rang verteilt. Kuridachos[68], der sich mißachtet fühlt, nimmt zwar das Geld, aber macht Attila von den Vorgängen Mitteilung. Eifersüchtig wachen die Hunnen darüber, daß die oströmische Gesandtschaft ihr Zelt nicht an einem Ort aufschlage, der höher als das Lager ihres Herrschers liegt[69]. Immer kehrt die Klage wieder, daß man von Konstantinopel aus Gesandte schicke, die nicht höchsten Ranges seien. Die Gegenseite sucht sich zu rechtfertigen, mit wenig Geschicklichkeit und noch weniger Glück. War es doch unverkennbar, daß hohe Würdenträger sich zu der beschwerlichen und gefahrvollen Reise ins Hunnenland nicht drängten. Und begreiflicherweise wollte man das Leben eines der *viri illustres* nicht aufs Spiel setzen, wenn man der Gesandtschaft insgeheim den Mordauftrag mitgab.

Eine besondere Rolle spielt Attilas Absicht, seinem *ab epistulis* (um es in der spätrömischen Amtssprache auszudrücken) Constantius in Konstantinopel zu einer reichen Ehe zu verhelfen. Auch nachdem der Plan zunächst fehlgeschlagen ist, hält Attila an ihm fest. Er erlebt es schließlich, daß sein Untergebener eine seinen Wünschen entsprechende Partie erhält[70]. Die Episode bedarf auch darum der Erwähnung, weil zuvor vermutet wurde, die Einrichtung von Schreibern, die den fremdsprachlichen Briefwechsel ihres Herrschers zu besorgen hatten, stamme vom sasanidischen Hof. Das bestätigt sich jetzt. Denn unter Chosrau II. Parwez wurde es so gehalten, daß der königliche Schreiber für arabische Angelegenheiten von den Arabern selbst entlohnt wurde[71]. Dies geschah in arabischen Landeserzeugnissen und damit *in natura*: ein Paar rötlicher Füllen, frische Trüffel zu ihrer Jahreszeit, Käse[72] und anderes mehr werden genannt. Man sieht sogleich: Attila hegte die gleiche Vorstellung über die Honorierung seines Schreibers. Constantius, der den Briefwechsel mit den Römern erledigte, sollte durch eine reiche Partie mit einer Römerin entschädigt werden.

Auf der anderen Seite fand man sich in dieser fremden Welt nicht sogleich zurecht. Man rechnete am Kaiserhof nicht genügend mit der Verschlagenheit

des Gegners; man erwartete von einem Hunnen Vertrauen, und man erwartete es gerade da, wo man es aufs schnödeste brach. Vor allem fehlte es an Männern, die mit der hunnischen Sprache vertraut waren. Nur aus diesem Mangel erklärt es sich, daß der einzige Dolmetsch, den man besaß, Bigilas, seine unheilvolle Rolle spielen durfte. Man wertete diesen Menschen niedrig genug, um ihn allein, im Gegensatz zu den höhergestellten Mitgliedern der Gesandtschaft, in das Komplott gegen Attila einzubeziehen. Denn ein Maximinos, ein Priskos mochten sich schwerlich zu dergleichen hergeben. Aber man überschätzte Bigilas auch dann noch. Seine Tätigkeit, die Priskos so ergötzlich schildert, war ein Mißgriff, eine Ahnungslosigkeit und Taktlosigkeit nach der anderen. Wie schon in Serdica alles verraten ist; wie die Anzeichen sich mehren, daß da etwas nicht stimmen könne; wie der Betrüger selbst hintergangen wird; wie er sich seiner Stellung bei Attila rühmt und dessen Zorn zu spüren bekommt; wie er in seiner Ahnungslosigkeit das Geschehene nicht begreift und zuletzt noch in die ihm gelegte Falle geht, alles gestehen muß — das möge man bei Priskos selbst nachlesen.

Es ist erstaunlich, daß trotz solcher Mißgriffe Attila das Gastrecht wahrte und den Gesandten genügend Bewegungsfreiheit zugestand. Hunnische Gastlichkeit war freilich von eigner Art, und auch das hat Priskos unübertrefflich dargestellt.

Zunächst ist Attila nicht sehr entgegenkommend, und er hat seine Gründe, teils politischer (wie wir sahen), teils persönlicher Art. Nach dem ersten Empfang dürfen die Gesandten dem Hofzug nicht folgen, denn der hohe Herr trägt sich mit Heiratsplänen. Zu seinen vielen Frauen wird sich als weitere die Tochter des Eskam gesellen, und er gedenkt sich darin durch die Anwesenheit einer oströmischen Mission nicht stören zu lassen. Diese muß ihren eignen Weg gehen und macht dabei, durchaus unfreiwillig, die Bekanntschaft einer weiteren Königsfrau. Von einem nächtlichen Orkan überrascht, sucht man, völlig durchnäßt, in einem Dorfe Schutz, und es erweist sich, daß es einer der Witwen, die Attilas Bruder hinterlassen hat, gehört. Man findet bei ihr freundliche Aufnahme, und mehr als das: hübsche Weiber, mit denen der Umgang den Gästen freigestellt wird . . . Priskos fügt hinzu, daß dergleichen bei den »Skythen« eine Ehrung bedeute. Obdach, Speise und Trank nahmen die Reisenden mit Dank; auf die Ehrung indessen verzichteten sie und begnügten sich damit, die angebotenen Gefährtinnen zum Mahle zu laden.

Schließlich gelangte man zu Attilas Residenz. Man war nicht allein, denn Gesandtschaften aus aller Welt kamen dort zusammen. Neben der

oströmischen war eine weitere aus dem Westen anwesend; eine solche von »Barbaren« kam hinzu. Der Aul des Hunnenherrschers lag in einer weiten baum- und steinlosen Ebene, darin Reiter sich tummeln konnten. Nach Überschreitung mehrerer Flüsse (die sich heutigen nicht gleichsetzen lassen) gelangte die Gesandtschaft an und schlug außerhalb der Umwallung ihr Zelt auf. Die Siedlung war größer als irgendeine, zu der man bisher gekommen war. Attilas eigenes Haus stand auf einer Erhebung, war sorgfältiger als die anderen aus geglätteten Brettern gefügt; ein Palisadenzaun mit hölzernen Türmen umgab das Ganze[73]. Ein zweiter Palisadenzaun, diesmal ohne Türme, schützte Onegesios' Haus. Ihm zur Seite stand ein aus Steinen errichteter Bau: ein Badehaus. Die Werkstücke hatte man mit unendlicher Mühe aus Pannonien herbeigebracht, und ein römischer Architekt, einer der Gefangenen von Sirmium, hatte das Wunder aufgeführt. Er hatte gehofft, sich damit die Freiheit zu verdienen. Aber ihn erwartete Schlimmeres: er war zum Bademeister seines Herrn bestellt worden.

In dieser Residenz spielte sich ein bewegtes Leben ab. Als Attila heimkehrte, empfing ihn ein Mädchenchor, hunnische Lieder singend. In Reihen schritt dieser einher, während andere Weiber feines und weißes Linnen über den Häuptern der Sängerinnen hielten. Onegesios' Gattin begrüßte den Herrscher inmitten ihrer Mägde, die Speisen und Wein brachten: er nahm von dem Angebotenen, zu Pferde sitzend, wobei Platten und Weinkelch ihm hinaufgereicht wurden. Attilas Gattin Kreka bewohnte ein eignes Haus innerhalb des Palisadenzaunes, der Attilas Sitz umgab. Hier nahm sie die Gaben der Gesandtschaft entgegen, auf weicher Decke gelagert, während wollene Teppiche den Boden bedeckten. (Das Zeugnis ist bedeutsam für das Alter des Nomadenteppichs. Die Filzteppiche aus den Hunnengräbern von Noin Ula in der Äußeren Mongolei, die Funde Sir Aurel Steins in Chinesisch-Turkestan, die russischen in Toprak-Kala, die Fresken von Bäzäklik und Dun-huang sowie die Leningrader Silberschale mit dem sitzenden Nomadenfürsten erbringen die archäologische Bestätigung[74].) Im Kreise saßen ihre Mägde, die Leinen mit bunten Farben bestickten; diese Borten und Besätze sollten der hunnischen Kleidung zum Schmuck dienen. Noch weitere Gebäude waren in diesem dem Herrscher vorbehaltenen Teil zu sehen; darunter solche, die man aus Balken blockhausmäßig errichtet hatte; an den Außenseiten waren hölzerne Arkaden vorgeblendet[75]. Man konnte Attila beobachten, wie er Rechtsuchenden seine Entscheidung mitteilte oder fremde Gesandtschaften empfing. Priskos fiel sein stolzer Gang auf und der herrscherliche Blick, den er ringsum schweifen ließ.

Weitere Gelegenheit, den Herrscher zu beobachten, bot die Aufforderung zur Teilnahme an einem Bankett im Palast selbst. Auch die Weströmer waren geladen, und zu festgesetzter Stunde stellte man sich ein. Nach hunnischer Sitte wurde ein Trunk gereicht, bevor man sich zum Mahle setzte. Beiderseits an den Wänden der Halle saßen die Hunnen und ihre Gäste; in der Mitte stand eine Kline, auf der Attila saß. Geradeaus blickte er auf die Eingangstür, während hinter ihm sich eine zweite Kline befand, die unbesetzt blieb. Stufen führten zu einem Alkoven empor, der mit Vorhängen verschlossen war. Man befand sich in einem regelrechten Iwan nach iranischer Art, der von der einen Schmalseite aus zugänglich war und dessen Gegenseite der königliche Sitz einnahm.

Der Ehrensitz zu Attilas Rechten war durch Onegesios eingenommen. Die Römer aus beiden Teilen des Reiches mußten sich mit Sitzen zur Linken begnügen, wobei der Hunne Berichos noch einen Platz über ihnen einnahm. Onegesios gegenüber saßen auf einem Stuhl zwei jüngere Söhne Attilas; ein anderer, der schon älter war, hatte neben dem Vater auf der Kline Platz genommen, aber aus Scheu vor diesem wagte er nur am äußersten Rand zu sitzen und hielt die Augen gesenkt[76]. Dann wurde Attila eine Schale Weines gebracht, und er trank einem jeden der Gäste zu. Der jeweils Geehrte mußte sich erheben und durfte sich nicht eher setzen, als bis der Herrscher dem Mundschenk die Schale zurückgereicht hatte. Nach Abschluß dieser Begrüßung wurden die Tische hereingebracht, für drei oder vier der Geladenen je einer, bedeckt mit Brot, Fleisch und Zukost. Serviert wurde auf silbernen Tellern, wohl römischem Beutegut; nur Attila speiste von einer hölzernen Platte und begnügte sich mit Fleisch. Auch bediente er sich statt der goldenen und silbernen Becher, die den Gästen vorgesetzt wurden, eines solchen aus Holz. Dieselbe Einfachheit zeigte Attilas Kleidung. Sie unterschied sich in nichts von der jedes anderen Hunnen. Auch fehlten an Schwert, Schuhen und Zaumzeug der Besatz von Edelsteinen, den die Vornehmen zur Schau trugen[77]. Nachdem man dem Mahle kräftig zugesprochen, wurde der Ehrentrank für den Gastgeber wiederholt.

Als aber der Abend heraufkam, fährt der Bericht fort, wurden die Fackeln entzündet, und zwei Sänger traten vor Attila und sangen von seinen Siegen und Heldentaten. Und die Gäste sahen zu ihnen hin, wobei die einen sich an den Gesängen erfreuten; in anderen wurde die Erinnerung an vergangene Kriege wach, während die, welche das Alter von Kampf und Feldzügen ausschloß, in Tränen ausbrachen ... Andere Darbietungen folgten, die stürmisches Gelächter erregten. Das Gelage dauerte bis tief in die Nacht. Die

Gesandten zogen sich vor seinem Abschluß zurück, da sie nicht dem Trinken sich übers Maß hingeben mochten.

Weitere Einladungen schlossen sich an. Kreka sah die oströmischen Gäste in kleinerem Kreise um sich, und Attila gab ihnen zu Ehren ein zweites Bankett der gleichen Art. Nur saß neben ihm auf der Kline nicht der ältere Sohn, sondern sein Oheim Oebarsios. Drei Tage später erhielten die Gesandten ihre üblichen Geschenke und machten sich auf den Heimweg nach Konstantinopel.

6.

Eingelegt hat Priskos in seine Darstellung einen Dialog, der nach der Weise antiker Geschichtsschreibung die Auffassung des Autors von der fremden Welt gibt, die ihm am Hunnenhofe entgegengetreten war. Der Beginn dieses Dialogs sei in Übersetzung wiedergegeben.

»Als ich mich vor dem Palisadenzaun der Häuser aufhielt und dort umherging, trat einer herzu, den ich für einen Barbaren hielt wegen seiner skythischen Kleidung, und grüßte mich auf Griechisch, indem er ‚chaire' sagte, so daß ich mich wunderte, daß ein Skythe griechisch sprach. Denn viel Volks war da zusammengekommen, und außer der jeweiligen Barbarensprache hörte man hunnisch oder gotisch oder lateinisch, soweit man mit Römern verkehrte; nicht leicht aber spricht einer griechisch, es seien denn Gefangene aus Thrakien und von der illyrischen Küste. Aber solche erkennt man an der zerrissenen Kleidung und an den schmutzstarrenden Köpfen, die zeigen, wie sie heruntergekommen sind. Jener aber glich einem wohlgenährten Skythen und war gut gekleidet und trug sein Haar nach hunnischer Sitte geschoren. Ich grüßte wieder und fragte, wer er sei, wie er ins Barbarenland gekommen und skythische Lebensweise angenommen habe. Er fragte zurück, warum ich das zu wissen wünschte. Ich sagte, der Grund meiner Neugierde sei seine griechische Sprache. Da lachte er und gab dahin Bescheid, er sei gebürtiger Grieche und als Kaufmann nach Viminacium, einer moesischen Stadt an der Donau, gekommen. Lange habe er dort gelebt und eine reiche Frau geheiratet. Aus seinem Wohlergehen sei er gerissen worden, als die Stadt in die Hand der Barbaren fiel, und wegen seines Besitzes habe man ihn bei der Verteilung der Beute dem Onegesios selbst zugesprochen. Denn es sei Sitte, die Reichen unter den Gefangenen nach Attila vorzugsweise den Vornehmen zuzuweisen, da sie das meiste einbrächten. Er habe sich dann ausgezeichnet in den Kämpfen gegen die

Römer und das Volk der Akatziren, habe seinem barbarischen Herrn nach skythischer Sitte alle Kriegsbeute überlassen und sei so freigekommen. Eine Barbarin habe er zur Frau und habe auch Kinder von ihr, und als des Onegesios Tischgenosse gefalle ihm sein gegenwärtiges Leben mehr als sein früheres. Denn bei den Skythen lebe man, wenn der Krieg vorüber sei, ungestört, ein jeder genieße das Vorhandene, und nie oder selten falle man sich gegenseitig zur Last. Hingegen riskiere man bei den Römern in einem Krieg das Leben, denn man müsse seine Hoffnung auf andere setzen, da doch die dortigen Gewalthaber niemals zuließen, daß alle Waffen trügen; und noch schlimmer sei die Lage derer, die die Waffen tragen dürften: durch die Untüchtigkeit der Feldherren, die den Krieg nicht zu führen verstünden. Im Frieden liefen die Dinge noch schlechter als im Krieg infolge der erbarmungslosen Steuereintreibung und wegen des Schadens, den die Böswilligen anrichteten. Sei doch das Gesetz nicht allen gegenüber gleich, sondern wenn einer zu den Reichen gehöre, dann brauche er für sein Vergehen keine Strafe zu entrichten; sei er aber arm, so müsse er, da er nichts von Rechtshändeln verstehe, die vom Gesetz bestimmte Strafe gewärtigen, es sei denn, daß er vor dem Urteil das Zeitliche segne, nachdem viel Zeit vor Gericht habe vertan und viel Geld habe aufgewandt werden müssen[79]. Was aber das Schlimmste von allem sei: nur gegen Zahlung könne man sein Recht erhalten. Nicht einmal dem Geschädigten öffne sich der Zugang zum Gericht, wenn er nicht zuvor für den Richter und seine Gehilfen eine Summe entrichtet habe.«

So weit die Worte von Priskos' Unterredner. Es ist eine Stimme, wie man sie selten vernimmt; um so eindrucksvoller wirkt sie. Bei Priskos' Antwort darf man sich kürzer fassen. Sie geht dahin, daß die Männer, die Roms Verfassung geschaffen hätten, weise und gut gewesen seien. Sie hätten es so geordnet, daß ein Teil des Volkes zu Wächtern über das Gesetz bestellt würde, ein anderer das Waffenhandwerk ausübe und ein weiterer sich dem Ackerbau widme und zugleich die Verteidiger des Landes ernähren müsse. Die Gerichte seien gewissenhaft und gerecht, und die lange Dauer der Prozesse rühre davon her, daß man eine hastige und ungerechte Entscheidung vermeiden wolle. Daß man ihnen für ihre Mühe eine Entschädigung zukommen lasse, sei nur angemessen. Ferner sei es unrichtig, der Rechtsprechung Voreingenommenheit für die Reichen vorzuwerfen, unterstehe doch der Kaiser selbst dem Recht. Endlich verhielten sich die Römer menschlicher gegen ihre Sklaven als die Hunnen gegen ihre Untertanen. Sie ständen zu den Sklaven gleich Vätern und Lehrern, und sie suchten sie zu erziehen

und zu bessern, wie sie es mit den eignen Kindern täten. Auch der Weg zur Freiheit stehe den Sklaven offen.

Gibbon hat diese Antwort »a feeble and prolix declamation« genannt. In der Tat, sie schmeckt nach der Rhetorenschule, und man faßt den anderen Priskos, den Verfasser rhetorischer Übungen (wovon die Suda berichtet). Auch hier zeichnet sich sein Unterredner durch klareren Blick aus. »Er antwortete unter Tränen, daß die Gesetze schön und die römische Verfassung gut sei, aber die Herrschenden dächten nicht wie einst und hätten diese Verfassung entstellt und ins Schlechte gewandt.«

SECHSTES KAPITEL

ATTILA UND WESTROM

I.

Das eurasische Festland weist klimatologisch eine ausgeprägte Zonengliederung auf. Dem allmählichen Wechsel der Breitenlage entsprechen vier Landschaftsformen: Tundra, Wald, Steppe und Wüste. Alle diese Zonen sind geschieden durch Bodenbildung und Pflanzenwuchs, durch wirtschaftliche und kulturelle Sonderbildungen.

In der Tundra ist Ackerbau unmöglich. Die Bewohner, gering an Zahl, sind auf Fischfang, Jagd, besonders Pelzjagd, und Holzverarbeitung angewiesen[1]. Im größeren Teil des nördlichen Waldgürtels, der Taigà, ist Ackerbau möglich, doch nicht ertragreich. Weitgehend bleiben die wirtschaftlichen Bedingungen der Tundra bestehen. Dagegen sind weiter südlich innerhalb der Mischwaldzone, bei gemäßigtem Klima, alle Voraussetzungen für guten landwirtschaftlichen Ertrag gegeben. Dasselbe gilt vom Nordteil der Steppe, der Waldsteppe. Hier zieht sich in einem breiten Streifen von der Wolga-Kama-Gegend bis zu Njemen und Weichsel die »Gorodischtschee-Kultur[2]« (von etwa 1000 v. Chr. bis 400 n. Chr.). Haustierhaltung, Handel und Metallhandwerk geben ihr in ihrem letzten Stadium das Gepräge. Anders liegt es in ihrem Südteil, der Trockensteppe, die durch Pfriemgras und Wermut bestimmt wird. Starke Klimaschwankungen und längere Dürrezeiten lassen anstelle intensiver Bodenbewirtschaftung die extensive treten. Ackerbau geht in Vieh- und Weidewirtschaft über. In der Wüstenzone, die sich nach Süden anschließt, hindern Mangel an Bewässerung,

Salzböden und Flugsand jede wirtschaftliche Ausnutzung. Die Zone des warmfeuchten Mittelmeerklimas, zu der die Südküste der Krim, die kaukasische Küste am Schwarzen Meer und Teile Südkaukasiens gehören, darf außer Acht bleiben.

Es kennzeichnet jedes der in Rußland lebenden oder einbrechenden Völker, in welcher dieser Zonen es seinen Aufenthalt genommen hat. Den Ugrofinnen fiel vor allem die Waldzone zu. Nur im Osten, südlich und südwestlich des Ural, griffen sie auf die Steppe über. Frühzeitig scheinen sie in die Taigà und an den Rand der Tundra zurückgedrängt worden zu sein. Ein ackerbauendes Volk wie die Goten bevorzugte die Mischwaldzone und die nördlichen Steppengebiete. Es suchte tunlichst die Schwarzerdgebiete, vor allem die fruchtbarsten Schwarzerdböden mit mäßiger Feuchtigkeit und gemäßigtem Klima, zu besetzen. Von Anfang an aber haben die Goten nördlich und südlich einen Streifen auch weniger ertragreicher Böden sich genommen: braunen Waldboden und braunen oder kastanienfarbigen Steppenboden. Beides war für ihre geschichtliche Rolle bedeutsam. Denn im Süden kamen sie in Berührung mit den Reiternomaden, den Sarmaten und Alanen, und nach Norden stießen ihre Pelzhändler, zusammen mit solchen der Alanen, in das Waldgebiet an Oka und Kama vor. Die Folgen dieser Ausdehnung wurden zuvor besprochen.

Ähnliches beobachtet man bei den Slawen[3]. Im 7.—8. Jahrhundert bewegten sich die ostslawischen Stämme aus dem Waldgürtel, den sie bisher bewohnt hatten, nach Osten und Süden. Ein Jahrhundert später drängten sie die Wolga abwärts, ins Gebiet der alten *Merens*, der Tscheremissen[4]. Die Ausgrabungen zeigen, daß im 7.—8. Jahrhundert die slawischen Ansiedlungen noch auf das Becken der oberen Oka, der Desna und des Sejm beschränkt waren. Seit etwa 800 tauchten sie beiderseits des Psol und der Worskla auf. Gegen Angriffe von der Steppe her suchte man sich zu sichern, indem man unzugängliche Ausläufer hoher Flußufer bevorzugte und die Wohnstätten mit Gräben, Wällen und Palisaden umgab. Annähernd zur gleichen Zeit erschienen andere slawische Gruppen am oberen Don und stießen in das Becken des Donez vor. Überall ist deutlich, daß man das ältere Gebiet erweiterte, weil man für die Pflugwirtschaft, die man kennengelernt hatte, Ackerböden zu gewinnen wünschte. So suchte man sich einen möglichst großen Teil des Schwarzerdegebietes zu sichern.

In unsere Zeit führen die Akatiren oder Akatziren[5]. Priskos nennt sie einen »skythischen« Stamm; er gehörte nicht zu dem hunnischen Herrenvolk, sondern mußte im Kampf unterworfen werden. Der Name ist türkisch

und bedeutet »Waldleute«. Man weiß nicht, ob die Akatiren sich ihn selbst gegeben haben und demnach gleichfalls ein Türkenstamm waren, oder ob sie ihn von den Hunnen erhalten hatten; wahrscheinlicher ist das zweite. Ihr türkisches Gegenstück sind die Jazar, die »Feldleute« (entsprechend den gotischen *Terwingi* und *Greutingi*)[6].

Bei Iordanes begegnen die Akatziren südöstlich von den Aesten, etwa in der Gegend des heutigen Korosten. Sie saßen demnach in der Waldzone, wie das ihr Name besagt. Aber bei Priskos erscheinen sie in der Nähe des Schwarzen Meeres. Also waren die Akatziren aus ihrem ursprünglichen Gebiet in die Steppenzone vorgestoßen[7].

Auch die Hunnen besaßen ihre feste klimatisch-geographische Zone, und an ihr haben sie mit ungewöhnlicher Zähigkeit festgehalten. Als Nomaden bewohnten sie schon in ihrer östlichen Heimat die südliche Steppe und die angrenzenden Wüstengebiete[8]. Als sich die Hiung-nu nach Westen hin absetzten, hielten sie sich streng an den Steppen- und Wüstengürtel, der durch Innerasien bis ins östliche und südöstliche Europa hinstreicht. Von der Äußeren Mongolei zogen sie durch das Steppengebiet beiderseits des Balchasch-Sees nördlich an Ferghana, der Sogdiane und Chwarezm vorbei, Aralsee und Kaspisches Meer links, den Ural rechts liegen lassend, gelangten sie ins südrussische Steppengebiet.

Es ist das Land, über das hinweg die Steppenwinde aus dem Innern Asiens brausen. Im Sommer bedecken die turmhohen Sandwolken den ganzen Strich zwischen Kasan und Astrachan: sie gestatten nur in den ersten Tagen des Frühlings ein kurzes Grünen. Im Winter fegen die Schneestürme bis zur Ukraine und über sie hinaus. Sie lassen es zu keiner Schneedecke kommen und rauben dem Land den wärmenden Schutz. Bitterste Kälte wird von einer unvorstellbaren Hitze und Dürre abgelöst, und von dem furchtbaren Wechsel des Klimagegensatzes, von seiner Härte und Erbarmungslosigkeit scheint das Land auch den Nomaden, die es durchziehen, mitzuteilen. Durch Anlage von Waldgürteln, durch riesige Wasserreservoire über und unter der Erde, durch eine neue Form des Fruchtwechsels ist erst unsere Zeit diesen Plagen zuleibe gegangen.

Doch dieses Land ist zugleich das eines rauschhaften Frühlings, der das Herz des Menschen ergreift und ihn hineinreißt in den Freudentaumel der wieder erwachenden Natur. In Versen, die (mögen auch persische Gaselen eingewirkt haben) in der türkischen Dichtung einzig dastehen und die den Vergleich mit den Frühlingsliedern eines Walther von der Vogelweide gewiß nicht zu scheuen brauchen, hat ihn das Qutadghu bilig[9] besungen.

Es hat das Blühen der Erde, den Jubel der Vogelstimmen und die Sehnsüchte des Mädchenherzens gemalt, dazu das Konzert der Farben, mit denen das Land sich weit und breit, bergauf und bergab zu schmücken beginnt ...

Auch in Südrußland blieben die Hunnen ihrer bisherigen Weise treu. Das zeigt ihr Verhalten gegenüber den Ansässigen. Die »Feldleute«, also die Greutungen oder Ostgoten, machten sie sich untertan; die »Waldleute«, die Terwingen oder Westgoten, entzogen sich ihnen teils in die Bergländer Siebenbürgens, teils über die Donau. Wollten die Hunnen weiter dem Steppengürtel folgen, so mußte ihr Weg durch das südliche Bessarabien und die Walachei führen. Als Endpunkt zeichnet sich die Theißebene ab, wo wir Attilas Lager bereits begegnet sind. In der Tat entsprechen die Bodenfunde hunnischer Herkunft dem eben gezeichneten Bild: sie gestatten, den Weg ohne Unterbrechung zu verfolgen[10].

Die Hunnen haben die Krim so wenig heimgesucht wie sie es vorher mit den Kulturlandschaften Mittelasiens taten. In Siebenbürgen begnügten sie sich mit der Anerkennung ihrer Oberhoheit, ohne dort Fuß zu fassen. Das einstige Dazien war ein fruchtbares Gebirgsland mit bäuerlich-seßhafter Bevölkerung. Den Römern boten sich dort alle Voraussetzungen für das Entstehen einer städtischen Zivilisation. Dagegen ist die Walachei niemals unmittelbares Reichsgebiet geworden. Ihre Tiefebene bildete die Fortsetzung der südrussischen Steppe, durch die Täler des Pruth und Dnjestr ihr unmittelbar verbunden. Die gewaltige Fläche, gleichförmig sich zum Horizont dehnend, war ein Land, geschaffen für alle Nomaden- und Reitervölker. Überall begegnet man ihren Spuren, bis hinauf zu den Karpathenausläufern (Odobeschti und Poiana-Prahova).

Ein ähnlicher Gegensatz entfaltet sich im Raum des heutigen Ungarn. Südlich und westlich der Donau lag das antike Pannonien. Der Fluß selbst ist ein Bruder des Rheins, ein europäischer Fluß. An seinem rechten Ufer erheben sich die Berge zu mäßiger Höhe, und in ständigem Auf und Ab entfalten sich unter lieblichem Wechsel Hügel, Täler und Seen, malerisch gelegene Dörfer und Schlösser. Weinberg und Obstgarten bestimmen die Landschaft; intensive Bewirtschaftung zeigt sich in kunstvoller Pflege und Züchtung. Der aromatische Duft des Landes und seiner Erzeugnisse, die Mannigfaltigkeit aller Bildungen, der halkyonische Glanz, der über allem zu ruhen scheint, lassen das pannonische Land als Vorboten Italiens erscheinen.

Anders die Landschaft östlich der Donau. Weit und einförmig erstreckt sich das »große Feld« (*Alföld*). An die Stelle der intensiven ist die extensive

Bewirtschaftung getreten. Kornfelder erfüllen den Blick und begrenzen ihn zugleich. Spärliche und niedrige Höfe ducken sich in den Boden, um den Anblick dieser fruchtbaren Öde nicht zu stören. Daneben dehnt sich die Pußta mit den Herden von Pferden, Kühen und Stieren; der berittene Hirt, allenfalls der Zigeuner, ist hier der Bewohner des Landes. Die Theiß mit ihren Windungen und flachen Ufern, ihren sumpfigen Gestaden erinnert an die Flüsse des mittleren und nördlichen Asien, an Orchon und Selenga, an Jenissei, Irtysch und Ob.

Danach verteilten sich die Rollen beider Gebiete im Lauf der Geschichte. Verwies schon die Natur Pannoniens nach Italien, so war es kein Zufall, daß die Römer hier Fuß faßten. Dionysos, seit alters in Pannonien Herrscher, hat sich in zahlreichen Darstellungen bis ins Mittelalter erhalten. Auch was man als Form der ungarischen Kunst bezeichnet hat: der Sinn für das Volle und Runde, die Freude am schön Gewölbten, in Malerei, Plastik und in der Volkskunst — ist zu einem guten Teil römisches Erbe, durch das römische Pannonien vermittelt. Sinnlichkeit und Körpergefühl der Antike haben sich darin erhalten.

Umgekehrt sind die Nomadenvölker, soviele ihrer im Lauf der Jahrhunderte ungarisches Land betraten, südlich und westlich der Donau nie heimisch geworden. Es war etwas Besonderes, daß Arpad seinen eignen Stamm zwang, auch im transdanubischen Land festen Fuß zu fassen. Aber in den weiten Gefilden von Alföld und Pußta ließen sich die Rosse tummeln, weidete man die Herden und schlug das wechselnde Zeltlager auf. Skythen, Sarmaten, dann Awaren und Magyaren haben hier ihren Wohnsitz genommen; alle sind sie aus dem Steppengebiet Südrußlands hierher vorgedrungen. Dasselbe gilt von denen, die danach kamen: Petschenegen und Kumanen; auch sie haben sich in den flachen Niederungen zwischen Theiß und Donau heimisch gemacht.

In ihrer Reihe stehen die Hunnen. Sie folgten damit dem Gesetz, dem sie und alle ihresgleichen unterstanden. Attila war es, der sie erstmalig diesen Bereichen entreißen sollte. Er ist daran gescheitert.

2.

Im Frühjahr 450 ging vom Goldenen Horn eine neue Gesandtschaft an Attila ab. Sie wurde geführt von zwei Männern höchsten Ranges, wie es sich die Eitelkeit der Hunnen stets gewünscht hatte: Anatolios, dem Urheber

des Vertrages von 438, und Nomos. Attila hatte das Jahr zuvor beider Namen ausdrücklich genannt. Sogleich änderte sich die Haltung des Gefürchteten. Er kam seinen Gästen auf halbem Weg entgegen, und sein hochfahrendes Benehmen milderte sich zusehends unter dem Eindruck der zahlreichen Geschenke, die die Gesandtschaft mit sich führte. Die Geschicklichkeit beider Männer brachte es dahin, daß Attila in Bedingungen willigte, die man vor kurzem noch für undenkbar gehalten hätte. Der Hunne beschwor, er werde sich an die Abmachungen des Friedens von 448 halten. Forderungen wegen der Überläufer sollten nicht mehr gestellt werden, wohingegen Ostrom sich verpflichtete, keine weiteren aufzunehmen. Aber der größte Erfolg bestand darin, Attila zur Aufgabe der Ödlandzone zu bewegen, die man auf Grund seines Verlangens südlich der Donau hatte räumen müssen. Als persönliche Liebenswürdigkeit gegenüber den beiden Gesandten verfügte der Hunne die Heimsendung der meisten römischen Gefangenen ohne Lösegeld. Für die Entlassung des unseligen Bigilas erwies man sich auf der anderen Seite erkenntlich, indem man Constantius die reiche und vornehme Partie besorgte, um die Attila nachgesucht hatte. Kaiser Theodosios selbst hatte es sich nicht nehmen lassen, bei der in Aussicht Genommenen ein Wort einzulegen.

Genug: man schied in vollem Einverständnis. Die beiden Unterhändler wurden nach hunnischer Sitte mit Rossen und Pelzen beschenkt. Was war geschehen? Man hat kein Recht, an den Fähigkeiten der beiden Männer zu zweifeln. Aber es war ihnen ein unerwarteter Umstand zu Hilfe gekommen. Attilas Interessen hatten sich nach anderer Seite gewandt. An der Donau wünschte er sich den Rücken zu decken. So willigte er ein, den bisherigen Zustand durch einen Vertrag zu ersetzen, der den dringendsten Wünschen des oströmischen Nachbarn Rechnung trug.

Zwei Episoden müssen noch nachgeholt werden, die Priskos in seinem Gesandtschaftsbericht vom Vorjahre (449) mitgeteilt hatte. Als damals die Frage der hunnischen Überläufer zur Erörterung stand, beschwerte sich Attila, daß sie nicht sämtlich ausgeliefert seien. Die Schreiber mußten die Namen verlesen. Esla, Ruas einstiger Gesandter, so hieß es weiter, werde kommen und die Frage regeln. Alle Hunnen, die seit der Zeit, als sich Aëtius' Sohn Carpilio als Geisel am hunnischen Hof befunden habe, in römische Dienste getreten seien[11], müßten heimkehren. Er könne nicht dulden, daß seine Sklaven in fremden Diensten stünden und gegen die Seinen kämpften. Obwohl, so fügte Attila hinzu, sie schwerlich den Römern von großem Nutzen sein würden, wenn es zum Kriege kommen sollte — was sicherlich eintreten werde, falls man die Überläufer nicht zurückschicke.

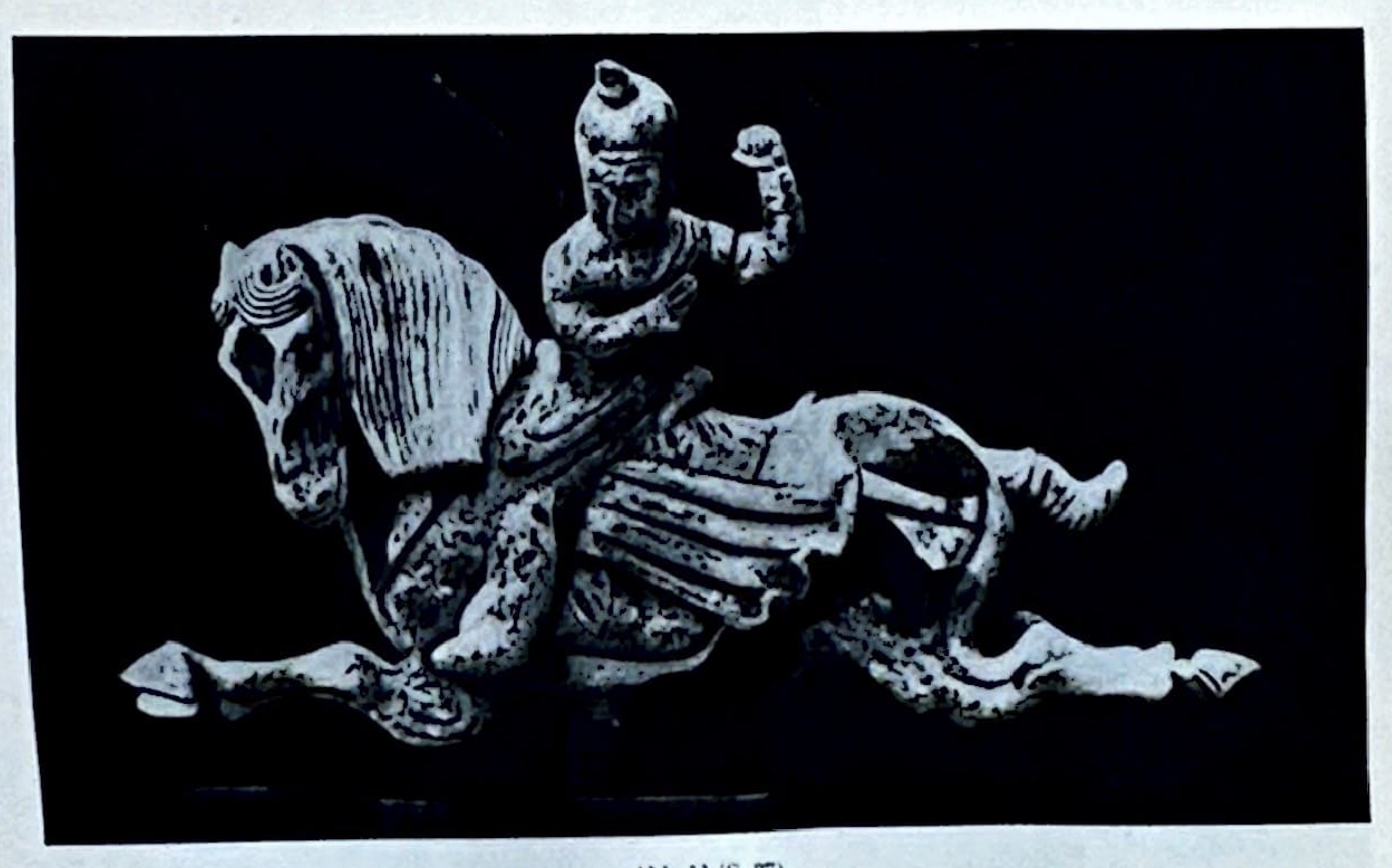


Abb. 11 (S. 37)

POLOSPIELERIN

Tang. Chicago, Field Museum of Natural History

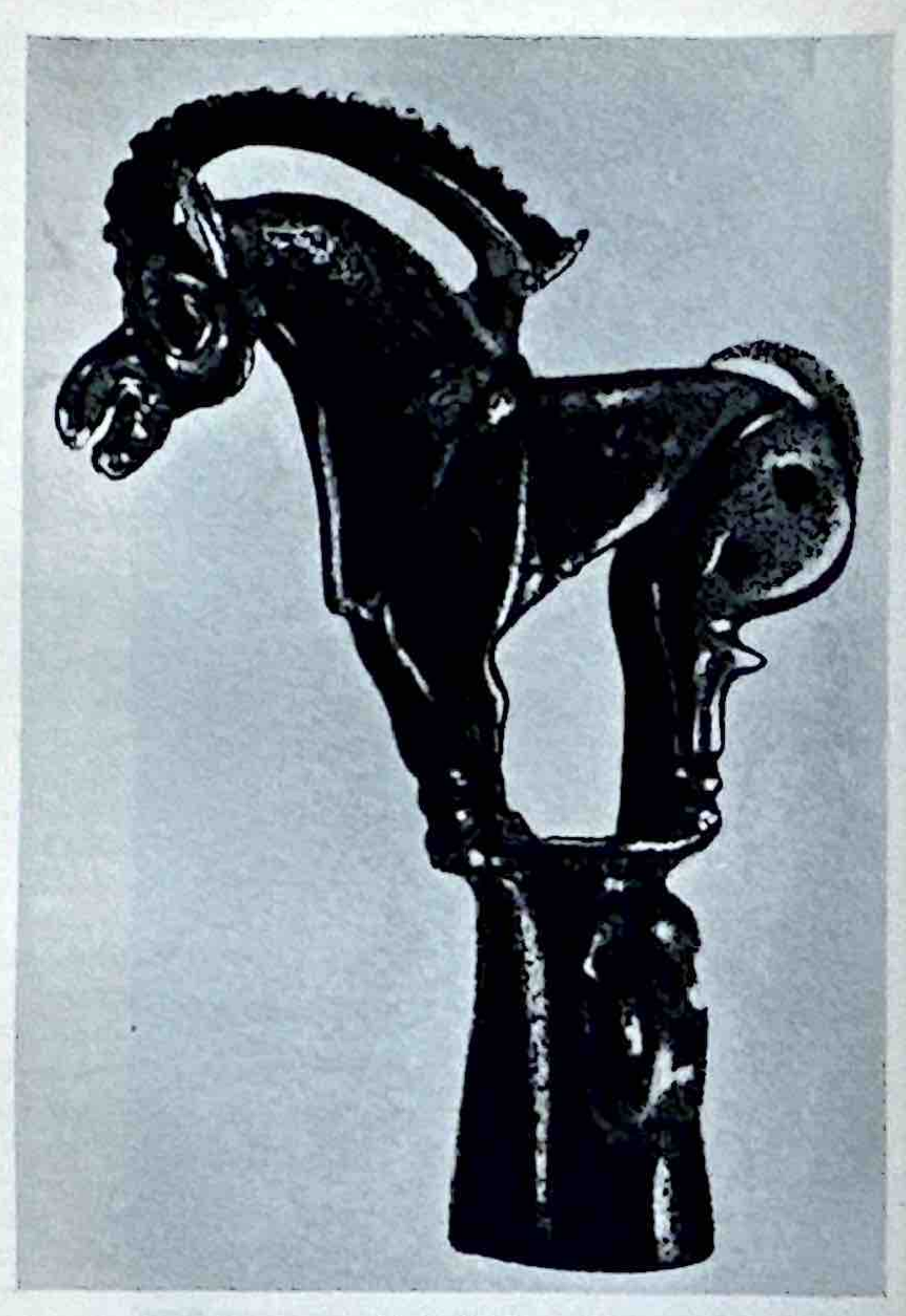


Abb. 12 (S. 37)

STANDARTENENDE

Iran. Sammlung J. Sauphar und G. C. Morgan

Die Forderung richtete sich zunächst gegen Ostrom. Aber das Westreich hatte vermutlich noch größeren Gebrauch von hunnischen Söldnern gemacht. Dadurch, daß die Namen Aëtius und Carpilio genannt wurden, war es miteinbezogen. Wer hellhörig war, mußte folgern, daß Attila die Möglichkeit eines Kampfes mit Aëtius ins Auge gefaßt hatte[12].

Noch ein Zweites gab zu denken. Eine Gesandtschaft aus dem Westen befand sich gleichzeitig am hunnischen Hof. Sie verhandelte in einer verwickelten Angelegenheit, die ursprünglich privaten Charakter trug und sich zur Staatsaktion ausgewachsen hatte. Sie lag Jahre zurück, ging lediglich um ein paar goldene Gefäße, auf die Attila Anspruch zu haben glaubte. Dem Rechtsstandpunkt, den die weströmische Gesandtschaft einnahm, verweigerte der Hunne die Anerkennung. Er drohte, nach seiner Gewohnheit, auch hier mit Krieg.

Attilas unbeherrschtes Temperament, unter dem beide zu leiden hatten, führte die römischen Gesandtschaften zusammen. Sie konnten es nicht verstehen, daß Attila so heftig auf seiner Forderung wegen jener Gefäße bestand, deren Unrechtmäßigkeit zutage lag. Da wurden sie belehrt von Romulus, dem Schwiegervater des Orestes: einem Mann, dem Priskos wegen seiner Stellung und seiner langjährigen Erfahrung größte Achtung entgegenbrachte. Attilas ungewöhnliches Glück, so hörte man jetzt, und die daraus erwachsene Macht habe es bewirkt, daß er auch gerechte Forderungen nicht mehr anhöre, es sei denn, sie dienten seinen Zwecken. Niemand vor ihm, der über Skythien oder über ein anderes Land geherrscht, habe in so kurzer Zeit derart Großes vollbracht. Gebiete er doch über die Inseln des Ozeans, über ganz Skythien, und dazu habe er sich die Römer tributpflichtig gemacht. Doch sei er damit nicht zufrieden und begehre mehr: er wolle die Perser angreifen. Es folgt die Erzählung eines früheren hunnischen Unternehmens gegen Medien, das mißglückt war. Doch es hatte soviel gelehrt, daß Medien vom Skythenland nur wenige Tage entfernt war (die Beschreibung zeigt, daß man auf dem Rückweg am Erdölgebiet von Baku, also am Westufer des Kaspischen Meeres, vorbeigezogen war). Der Weg werde Attila keine Mühe bereiten, und zweifellos werde er Meder, Parther und Perser unterwerfen.

Die Unterredner äußerten die Hoffnung, Attila könne sich gegen die Perser wenden und so dem oströmischen Reich eine Atempause geben. Constantiolus, ein anderes Mitglied der weströmischen Gesandtschaft, erwiderte, der Hunne vermöge den neuen Gegner leicht zur Strecke zu bringen, aber darum werde er nicht weniger schwer auf Ostrom lasten. Er werde

sich nicht mehr damit begnügen, wie bisher, die Zahlungen auf Grund der Tatsache zu erhalten, daß er Heermeister in römischen Diensten sei (damit suchte man römischerseits die Tatsache des Tributs zu verschleiern), sondern man werde ihn dann als Kaiser begrüßen müssen. Ohnedies habe ihm der Himmel eine Vermehrung der Macht angekündigt. Zeichen dessen sei für Attila das Schwert des Kriegsgottes, einst bei den skythischen Königen hochgeehrt, dann aber seit langem verschwunden. Durch eine Kuh sei es wiedergefunden worden.

Urteilsfähige Köpfe, die Attila kannten, zweifelten keinen Augenblick daran, daß er sich mit den bisherigen Eroberungen nicht zufrieden geben werde. Seien es doch keine kühlen Überlegungen, die Attila antrieben. Man spricht ganz offen von seinem Unverstand, der keinen rechtlichen Erwägungen zugänglich sei; von seiner mangelnden Fähigkeit, auf andere einzugehen und Maß zu halten. Er werde nie Ruhe geben und werde nicht zögern, nach dem Höchsten zu greifen. Entscheidenden Anteil mißt man dem Bewußtsein zu, von Gott berufen zu sein. Es sind dämonische, irrationale Kräfte, die Attila vorwärts drängen.

Eine Kuh habe zur Wiederentdeckung des göttlichen Schwertes verholfen, sagte Constantiolus. Auch sonst hört man davon. Es ist also ein Tier, das die führende Rolle spielt, wie Tiere es sind, die wieder und wieder in Tschinggischans Leben eingreifen und auf deren Verhalten die Handelnden sich berufen ... Eine Hinde hatte die hunnischen Jäger über den maiotischen Sumpf geführt; bei der Eroberung von Aquileia sollten Störche Attila den entscheidenden Hinweis geben. Es ist das Leben und Denken im Tier, das hier wieder hervortritt — wiederum einer der irrationalen, in religiösen Urgründen wurzelnde Antriebe hunnischen Handelns.

Nur in einem irrten diese Beurteiler: Attila sollte sich nicht nach Persien, sondern nach Westen wenden. Das allmähliche Wachsen dieses Planes läßt sich auch weiterhin verfolgen. Aber wieder ist es so, daß das, was wir fassen können, Symptom ist, nicht den ursprünglichen Entschluß gibt. Alles, was an Gründen oder Anlässen greifbar wird, bleibt stets Vorwand, der gesucht, Handhabe, die ergriffen oder herbeigezerrt wird. Nie fällt es mit dem zusammen, was diesen Mann wirklich bewegte; das lag anderswo und lag tiefer als solche Maskierung. Um so bedeutsamer ist, daß auf Attilas Inneres einmal ein Streiflicht fällt. Er war echter Nomade, echter Hunne geblieben. Und wie alle seines Schlages, glaubte er sich von höheren Mächten getrieben, geführt — und vielleicht war er es[13].

Nicht nur im originalen Priskos, noch im kümmerlichen Auszug des Iordanes tritt die gleiche Auffassung hervor. Durch Mord an seinem Bruder Bleda sei Attila zur Alleinherrschaft gekommen, habe alle Hunnen unter sich vereint, und mit dieser Macht, verstärkt durch den Zuzug untertäniger Stämme, habe er den Angriff gegen Römer und Westgoten geplant. Dann heißt es weiter: er habe sich Großes zugetraut, aber sein Selbstvertrauen sei noch vermehrt worden durch die Auffindung der Waffe des Kriegsgottes. Seitdem stand es für ihn fest, er sei zum Herrn der Welt berufen, und durch des Gottes Schwert werde ihm die Gewalt über die Kriege gegeben. Als schon der Plan der Welteroberung festlag, habe ihn Geiserich zum Kriege gegen die Westgoten gehetzt, deren Rache zu fürchten er Ursache hatte. Denn der Wandale hatte die ihm angetraute Tochter des Westgotenkönigs, auf den bloßen Verdacht eines Mordversuchs hin, verstümmelt dem Vater wieder zugesandt und sich so einen erbitterten Feind geschaffen.

Geiserichs Einwirken blieb nicht allein. Es kam ein Zweites hinzu, um Attila in seinen Absichten gegen Westrom zu bestärken. Honoria, die Schwester des weströmischen Kaisers Valentinian, die in Ravenna residierte und angeblich am Regiment Anteil besaß[14], war durch ihren Verwalter Eugenius verführt worden. Um weiterem vorzubeugen, verheiratete man sie zwangsweise dem angesehenen Senator Herculanus. In ihrer Erbitterung sandte sie Attila den Eunuchen Hyacinthus mit der Aufforderung, sie gegen Erstattung der Kosten aus der unerträglichen Ehe zu befreien. Ihr Siegelring ward dem Eunuchen zur Bezeugung mitgegeben.

Als das Geschehene Valentinian zu Ohren kam, wurde Hyacinthus nach seiner Rückkehr verhaftet. Er gestand unter der Folter und wurde enthauptet. Auf den Rat des oströmischen Kaisers Theodosius II., Honoria Attila kurzerhand auszuliefern, ging Valentinian nicht ein. Die ungeratene Schwester wurde der Obhut ihrer Mutter übergeben, und man hört nichts mehr von ihren Schicksalen. Aber das Unheil, das sie in Bewegung gesetzt, ließ sich weniger rasch beseitigen.

Am 28. Juni 450 starb Theodosius II., und am 25. August folgte ihm Marcianus als Kaiser des Ostens. Der Thronwechsel bedeutete einen Wechsel der Politik. Anatolios und Nomos hatten — geschickt und durch die Gunst der Lage unterstützt — erträgliche Bedingungen von Attila erhalten. Die Friedenspolitik Theodosios' II. und seines Eunuchen Chrysaphios konnte einen Erfolg verzeichnen. Trotzdem war Marcianus entschlossen, diesen Weg nicht weiter zu verfolgen. Als Gesandte Attilas nach Konstantinopel kamen, um an die Tribute zu erinnern, erhielten sie abschlägigen Bescheid.

Man sei bereit, Geschenke zu geben, falls die Hunnen Ruhe hielten, aber Krieg werde man mit Krieg zu begegnen wissen. In dem Augenblick, da Attila glauben konnte, durch den Vertrag von 450 sich die nötige Rückendeckung verschafft zu haben, sah er sich einer veränderten Lage gegenüber.

Wenn eine vereinzelte Nachricht[15] zutrifft, könnte man annehmen, daß Attila ursprünglich einen Zug gegen die Westgoten beabsichtigt hatte. Er soll ihn geplant haben *tamquam custos Romanae amicitiae*. Das würde besagen, daß er, fußend auf dem ihm übertragenen Amt eines römischen Heermeisters, die Feinde Valentinians III. und des Aëtius zu Paaren treiben wollte. Möglicherweise betrachtete er, der doch Ostgoten zu Untertanen hatte, deren Vettern an der Garonne als entlaufene Sklaven, ähnlich wie er es mit den Hunnen in römischen Diensten oder seine Söhne es mit den abgefallenen Ostgoten taten. Genug: diese zunächst aufrecht erhaltene Fiktion mußte, wenn sie jemals bestand, bald aufgegeben werden.

Denn gleichzeitig mit der Gesandtschaft nach Konstantinopel war eine solche an Westrom gegangen (vermutlich an Valentinian III. selbst, nicht an seinen Patricius Aëtius). Auf die Nachricht von dem, was dem Eunuchen Hyacinthus widerfahren war, legte sich Attila dahin fest, daß Honoria nichts Unrechtes getan habe. Sie habe sich ihm als Braut versprochen, und er werde für sie eintreten, wenn man ihr nicht Anteil an der kaiserlichen Herrschaft gewähre. Der Schritt der Ungeratenen, die Übersendung des Siegelrings hatten damit eine neue Deutung erhalten. Doch man antwortete auch im Westen abschlägig. Honoria könne Attila nicht zur Ehe gegeben werden, da sie mit einem anderen Mann verheiratet sei. Mit der Kaiserwürde habe sie nichts zu schaffen, denn in Rom komme sie allein Männern zu.

Es war deutlich, daß Attila, wenn er auf seiner Forderung beharrte, im Westen nicht mit einem, sondern mit zwei Gegnern zu tun haben werde. Immerhin, Feindschaft mit Valentinian III. bedeutete nicht notwendig auch solche mit seinem Patricius. Aber auch da ließ es Attila zum Bruch kommen. Streitpunkt war die Thronnachfolge bei den ripuarischen Franken. Attila begünstigte den älteren Sohn des letzten Königs, Aëtius den jüngeren. Priskos wußte von dem Knaben, dem er im Schmuck seines langen und dichten Blondhaares in Rom selbst begegnet war. Aëtius hatte den fränkischen Königssohn als Sohn angenommen und, was mehr war: Kaiser und Patricius trafen sich in ihrer Wahl, überhäuften den jungen Mann mit Geschenken und gewannen ihn so für sich. Offenbar verfügte dieser Günstling Roms über den größeren Anhang unter seinem Volk[16]. Denn Attila sah sich durch den für ihn ungünstigen Verlauf des Thronstreits veranlaßt, seine

anderen Forderungen gegenüber Westrom um so nachdrücklicher zu verfolgen. Honoria sei seine Braut, so ließ sich eine neue Gesandtschaft vernehmen, Beweis dessen sei der eingehändigte Siegelring; ihr gebühre die Hälfte des weströmischen Reiches, die ihr der Bruder vorenthalte. Demgegenüber traten Valentinian III. und Aëtius vereint auf: man beschied auch die neuen Forderungen abschlägig.

Für Attila hatte sich die politische Lage erheblich verschlechtert. In Ostrom wußte man, daß es den Ruhelosen gen Westen drängte. Man verstand die Chance zu nutzen. Zwei geschickte Unterhändler hatten den Hunnen zu weitgehender Nachgiebigkeit vermocht; ein neuer Kaiser es gewagt, die Tributforderungen zu verweigern. Im Westen bildeten die Westgoten das ursprüngliche Angriffsziel der Hunnen. Unerwartet und dem Hirn eines Weibes entsprungen, bot sich für Attila eine weitere Handhabe. Die Hand einer kaiserlichen Prinzessin hatte bereits die Schan-jü's der Hiung-nu gelockt. Der große Mao-dun hatte, wenn auch vergeblich, um die Hand der Kaiserin Gao angehalten[17]. Mit der Zähigkeit des Barbaren blieb Attila bei seinem Plan. Aber statt der Hälfte des weströmischen Reiches fiel ihm die Gegnerschaft des Hofes von Ravenna zu. Auch die Einmischung in die fränkischen Thronstreitigkeiten schlug ihm zum Nachteil aus: er durfte nun auch Aëtius zu seinen Gegnern rechnen. Alles schien sich gegen Attila und seinen Plan verschworen zu haben. Es war eine Frage der Zeit, daß sich zu der geschlossenen Front von Gegnern, die bereits von Konstantinopel über Rom und Ravenna bis zu Aëtius und den ripuarischen Franken reichte, noch die Westgoten hinzufanden.

Ein anderer hätte in dieser Lage seine Ziele zurückgesteckt. Er hätte auf das Entferntere verzichtet und zunächst mit Marcianus und Ostrom Abrechnung gehalten. Bezeichnend, daß die weströmische Mission am Hunnenhof noch 449 vermutete, Attila werde sich gegen das Sassanidenreich wenden und dann Ostrom den Garaus machen. Priskos sagt, Attila habe geschwankt, ob er sich gegen das Ostreich oder gegen den Westen wenden sollte. Dann habe er sich für das größere Unternehmen entschieden, wo er sich gleichzeitig Römern, Goten und Franken gegenüberfand. Im einen Falle lockten ihn Honoria und ihre Schätze, bei den Goten hingegen die Hoffnung, sich Geiserich gefällig zu erweisen. Als seine letzte Gesandtschaft erfolglos aus dem Westen zurückkehrte, war es für ihn nur ein Anlaß mehr, sich mit aller Macht für die kommende Auseinandersetzung zu rüsten.

3.

Früh im Jahre 451 begann der geplante Feldzug. Über die Stärke von Attilas Streitmacht gibt es keine sicheren Angaben. Neben den Hunnen zogen Ostgoten, Alanen und Gepiden, Skiren und Rugier mit; ob noch mehr, läßt sich nicht ausmachen. Weder die Teilnahme der rechtsrheinischen Burgunden noch die der Thüringer ist bezeugt. Ebensowenig erfährt man, ob Attila sich zuerst gegen die ripuarischen Franken wandte, und wo er den Rhein überschritt. Wir wissen nur, daß er einen neuen diplomatischen Schritt unternahm, um der drohenden Vereinigung seiner beiden Hauptfeinde, der Römer und Westgoten, zuvorzukommen. Er ließ gleichzeitig an Valentinian III. und den Westgotenkönig Theoderich Briefe abgehen, in denen er beiden versicherte, er kämpfe nicht mit dem jeweiligen Adressaten, sondern mit dem Anderen. Dieser Schritt, allzu schlau erdacht, führte dazu, daß man von römischer Seite den entscheidenden Schritt zur Verständigung mit Aëtius' bisherigem Feind, den Westgoten, tat. Der Versuch scheint nicht von dem Patricius, sondern von Valentinian III. ausgegangen zu sein[18]. Der Hof übernahm die Vermittlung zwischen den aufsässigen Foederaten und dem Reichsfeldherrn. In elfter Stunde kam es zum Bündnis, und die Westgoten stießen mit ihrer ganzen Macht zu dem Heer, das sich unter Aëtius' Führung auf den Katalaunischen Gefilden versammelte.

Der Patricius hatte sich zuvor in Italien aufgehalten. Die feste Haltung, die man allseitig gegen Attila einnahm, das gemeinsame Handeln, zu dem sich Valentinian III. und Aëtius im ripuarischen Thronstreit zusammenfanden, setzt voraus, daß beide in engster Verbindung standen. Aëtius konnte nur wenig Truppen aus Italien mitbringen. Was zusammenkam, stammte fast ausschließlich aus Gallien. Neben ripuarischen Franken und Westgoten meldeten sich Burgunden und Bagauden. Beide waren sie gleich den Westgoten erbitterte Feinde des Aëtius gewesen. Aber sie hatten im Krieg mit ihm erfahren, was ein hunnischer Gegner bedeutete, und so fanden sie sich gleich den anderen zu einem Bündnis bereit. Wenn Attila gehofft haben sollte, über den zu ihm geflohenen Arzt Eudoxius auf die Bagauden in gegenteiligem Sinn einzuwirken, so war das vergeblich geblieben. Auch die Sachsen an der Loire und die Alanen, die Aëtius 442 in der Nähe von Orleans angesiedelt hatte, brachten Zuzug, ebenso weitere Stämme germanischer und keltischer Herkunft, die im einzelnen nicht aufgezählt werden. Iordanes nennt noch die Liticianer und Olybrionen —, »einstmals römische Soldaten,

jetzt aber den Auxilien zugerechnete; über sie lassen sich bestenfalls Vermutungen anstellen[19].

Der Feind war inzwischen herangekommen und hatte am 7. April Metz eingenommen. Der nächste Stoß richtete sich gegen Orleans. Der Alanenkönig Sangibanus verhandelte insgeheim mit Attila und plante, die ihm unterstellte Stadt den Hunnen auszuliefern[20]. Doch der Anschlag ward ruchbar und Sangibanus mit seinem Kontingent unter scharfe Bewachung genommen. Orleans' Mauern erhielten durch gewaltige Anschüttungen die nötige Stärke[21]; der schon eingebrochene Feind wurde herausgeschlagen, mit Hilfe der vom Hl. Anianus angefeuerten Bürgerschaft[22]. Auf den Mißerfolg hin zog sich Attila zurück; er mußte jetzt dem Zusammenstoß mit Aëtius' Heeresmacht, die ihm in Flanke und Rücken stand[23], ins Auge sehen. Das Blatt hatte sich gewendet: er schlug sich bereits um den Rückzug.

Vor der Entscheidung befragte Attila die Orakel. Die hunnischen Seher lasen die Zukunft aus den Eingeweiden der Opfertiere, aber auch aus dem Geäder der vom Fleisch befreiten Knochen. Es ist dieselbe Art der Weissagung, die heute noch in der Äußeren Mongolei geübt wird. Aus Kaldaunen und aus den Sprüngen und Krakelüren der ins Feuer gelegten Schafsknochen, vor allem der Schulterblätter, entnimmt man, was geschehen wird[24]. Die Zeichen verkündeten Sieg des Gegners, aber den Tod des feindlichen Anführers. Attila glaubte in diesem mit Sicherheit Aëtius zu erkennen (was sich als Irrtum erwies: es sollte der Westgotenkönig fallen), und beschloß, die Schlacht anzunehmen. Aber vor dem Spätnachmittag durfte sie nicht eröffnet werden, damit die hereinbrechende Nacht ihn vor allzu großem Unheil rette.

Auch dieser Bericht geht auf Priskos zurück. Er trägt in seiner Kenntnis des Orakelbrauchs, in der eigentümlichen Mischung von Superstition und Verschlagenheit, die in Attila zutage tritt, alle Zeichen der Echtheit[25]. Wieder empfängt man ein Streiflicht auf das, was diesen Mann bewegte. Wie sehr es mit dem früher Bemerkten übereinstimmt, sei ausdrücklich hervorgehoben.

So begann, etwa am 20. Juni 451, auf einem weiten, für den Reiterkampf geeigneten Gelände die Schlacht. Zwischen beiden Heeren lag ein abschüssiger Hügel, der das Schlachtfeld beherrschte. Beide Teile faßten dort Fuß, aber der Kampf um die Kuppe blieb unentschieden. In der Ebene ordnete man sich derweilen zum Kampf. Theoderich führte den linken Flügel, Aëtius den rechten; den unsicheren Sangibanus hatte man in die Mitte genommen. Von zuverlässigen Mannschaften bewacht, sollte ihm die Möglichkeit zur

Flucht abgeschnitten, sollte er zum Standhalten gezwungen werden. Ihnen gegenüber stand im Zentrum Attila selbst mit den Hunnen, dem Kern seines Heeres; die Kontingente der Vasallen standen auf die Flügel verteilt. Es war so geordnet, daß die Ostgoten und Gepiden unter ihren Königen Walamir und Ardarich Theoderichs Westgoten entgegentraten. Erneut begann der Kampf um die Hügelkuppe. Thorismund, Theoderichs Sohn, und Aëtius gelang jetzt die Besetzung; die angreifenden Hunnen sahen sich zurückgeschlagen.

Nun wurde man auf der ganzen Linie handgemein. Attila selbst hetzte die Seinen zum Kampf. Hochbetagt fiel Theoderich, als er durch die Reihen der Seinen ritt, um sie anzufeuern; der Wurfspieß eines Ostgoten soll ihn vom Pferd geworfen haben. In dem erbitterten Streit, der folgte, verschwand sein Körper unter den Leichenhügeln, die sich häuften; erst am nächsten Tage fand man ihn heraus. Jene Westgoten, die bis dahin neben den Alanen gestanden hatten (um sie zu bewachen), trennten sich jetzt von diesen und stürzten sich auf die ihnen gegenüberstehenden Hunnen[26]. Es gelang ihnen um ein Geringes, Attila selbst zu töten; die Hunnen wurden in ihre Wagenburg zurückgeworfen. Bis in die Nacht dauerte der Kampf (wie es Attilas Plan gewesen war) und wenig fehlte, daß Thorismund und Aëtius, die beide im Dunkel umherirrten, in der Feinde Gewalt gerieten.

Am Morgen übersah man, was geschehen war. Das Feld lag voller Leichen, die Hunnen hatten sich in ihre Wagenburg zurückgezogen und wagten nicht, sich erneut zum Kampf stellen. Man erkannte, daß man den Sieg errungen hatte. Aber noch stand der Besiegte in seiner Verschanzung: er ließ seine Trompeten blasen, und es schien, als könne er nochmals beginnen. Priskos vergleicht ihn mit einem Löwen, den die Speere seiner Verfolger in eine Höhle gedrängt haben: er bewacht ihren Zugang, wagt nicht mehr anzugreifen, aber sein unaufhörliches Brüllen schreckt seine Gegner und hält sie in Schach. Westgoten und Römer beschlossen, den Gegner auszuhungern, da ein Sturm aufs Lager wegen der ausgezeichnet postierten Schützen keinen Erfolg verhieß. Attilas Mut war so weit gesunken, daß er sich aus hölzernen Pferdesätteln einen Scheiterhaufen errichten ließ, entschlossen, sich lieber der Flamme als dem siegreichen Gegner auszuliefern.

Es kam anders. Die Westgoten, über den Tod ihres Königs erbittert, wünschten die Vernichtung des Gegners. Es war kein Zweifel, daß, wenn überhaupt, so jetzt die Voraussetzungen dafür gegeben waren. Eben das war es, was Aëtius vermeiden mußte. Anders als sein barbarischer Gegner, der den Kampf trotz warnenden Seherspruches in der Hoffnung auf des

Patricius Tod begonnen hatte, wünschte dieser, aus wohlerwogenen Gründen, dem Besiegten eine Brücke zu bauen. Aëtius konnte nichts daran gelegen sein, den Sieg der Westgoten vollständiger zu machen, als er war. So bewog er Thorismund zum Abzug, mit dem Hinweis, daß die Regelung der Nachfolge seine Anwesenheit daheim nötig mache. Bei dem jungen Frankenkönig gelang ihm dasselbe Manöver. Auch dieser begab sich nach Hause: Aëtius hatte ihm vorgestellt, die Hunnen könnten beim Rückzug sein Land heimsuchen.

Attila fand den Weg frei. Über seinen Rückmarsch hört man nichts. Aber es war klar, daß er den Kampf nicht fortsetzen konnte; er räumte das Feld. Zum ersten Male war ein hunnisches Heer in offener Schlacht geworfen und zum Abzug gezwungen worden.

Zuhause mußte Attila feststellen, daß man in Konstantinopel trotz aller Drohungen festgeblieben war. Man war entschlossen, keinen weiteren Tribut mehr zu entrichten. Der Hunne schäumte vor Wut. Apollonios, den Gesandten des Marcianus, weigerte er sich zu empfangen. Trotzdem stellte Attila die Forderung, daß die für ihn bestimmten Geschenke abgegeben werden müßten; andernfalls habe Apollonios den Tod zu gewärtigen. Aber die Zeiten waren andere geworden. Apollonios gab zur Antwort, die Hunnen könnten entweder Geschenke oder Beute erhalten. Damit deutete er an, daß sie Geschenke bekämen, wenn sie ihn als Gesandten empfingen; daß sie sich aber mit geraubtem Gut begnügen müßten, falls sie ihn töteten und, was sie wünschten, mit Gewalt nähmen. Apollonios' Festigkeit triumphierte: es blieb nichts übrig als ihn unbehelligt ziehen zu lassen.

4.

Einer Bemerkung bedarf Attilas Stellung zu seinen germanischen Untertanen und Gefolgsleuten. Es fehlt nicht an Bezeugungen[27], und was sie aussagen, ist merkwürdig genug. Der Gepidenkönig Ardarich habe um seiner unbedingten Treue willen zum engsten Rat des Hunnenherrschers gehört. Auch Walamir, der König der Ostgoten, sei wegen seiner Verschwiegenheit, seines liebenswürdigen Wesens und seiner Anschlägigkeit geschätzt worden; die Quellen sagen geradezu, Attila habe ihn geliebt. Noch ein Jahrhundert danach rühmt Cassiodor Walamirs Treue[28]. Während die übrigen Vasallenfürsten in Furcht und Schrecken den Befehlen des Gewaltigen gehorchten[29], waren es zwei Germanen, die seinem Herzen nahestanden. So nahe, daß

Attila auf Walamirs und seines Volkes Treue im Kampf gegen die westgotischen Vettern zählen durfte[30].

Beide Germanenfürsten stehen damit nicht allein. Hunimund, der Sohn oder Enkel Ermanarichs, trug den Namen der Hunnen in dem seinen. Er, der »unter der Mund der Hunnen« stand[31], hat im Gedächtnis seines Volkes als »tapfer im Krieg und am ganzen Körper von blühender Schönheit« fortgelebt[32]. Wie anders stand es mit Safrax oder Safrac, der mit einem Teil der Ostgoten und Alanen sich dem hunnischen Joch entzog und den Westgoten sich anschloß. In der Sage lebt er als der ungetreue Sabene fort, als der Widersacher Wolfdietrichs und der Berchtunge, als der böse Ratgeber seines Vaters und seiner Brüder[33].

In der germanischen Sage ist Attila eine ehrenvolle Stellung zugewiesen. Es sieht so aus, als hätten ihn die Germanen als einen der Ihren betrachtet. Wie der eigentliche, hunnische und alttürkische Name des Herrschers lautete, weiß man nicht[34]. Man weiß nur, wie er in gotischem Munde hieß, und Byzantinern und Lateinern ist es nie eingefallen, ihn anders zu nennen. In der Bezeichnung als »Väterchen« kommt erneut ein Vertrauensverhältnis zum Ausdruck. Welch andere Stellung nimmt Attila in der germanischen Überlieferung ein als der mächtigste König aus den eignen Reihen: Ermanarich! Er war der grausame Tyrann[35], und als solcher ist er in die Sage eingegangen.

Ineins damit erscheint eine Stilisierung des Attilabildes, die man geradezu als heldisch bezeichnen konnte[36]. Während die kirchliche Legende das Bild der *virga furoris Dei*, des *flagellum Dei* zeichnete, ersteht im Hildebrandlied des 8. und in dem lateinischen Waltharіepos eine »Eroberergestalt von episch gemessener, heroischer Bewegungsform«. Attila wird zum germanischen Völkerhirten und Heldenvater Etzel. Er ist der unwiderstehliche Eroberer, der machtgeladene Weltherrscher, aber gerade das Waltharіepos, das in seiner Einleitung diese Züge betont, läßt ihn alles kriegerische Handeln seiner germanischen Umgebung übertragen. Walther, die »Säule des Reichs«, erficht für Attila die Siege. Wieder ist es so, daß neben dem fremden Gebieter den Germanen in seinen Diensten und an seinem Hofraum Spielraum zu eigner Betätigung zugestanden wird.

Gewaltig ist die Einwirkung der Hunnen und Attilas auf die germanische Dichtung gewesen; jahrhundertelang hat sich die bildsame Phantasie unseres Volkes mit dem Vorwurf beschäftigt. Das burgundische Lied von des eignen Stammes Untergang, das gotische von der Hunnenschlacht sind in unmittelbarem Anschluß an die Geschehnisse entstanden. Und dazu stimmt, daß

das einzig erhaltene Heldenlied aus deutschem Bereich, das von Hildebrand und Hadubrand, auf ähnliche Voraussetzungen führt.

Vorbild war die ostiranische Sage vom Kampf zwischen Rustäm und Sohrab, wiederum ein solcher zwischen Vater und Sohn, die sich unerkannt bleiben[37]. Erhalten ist die Episode im Epos des Firdusi, und die Zahl der Übereinstimmungen zwischen der althochdeutschen und iranischen Gestaltung des Stoffes ist überraschend groß. Freilich: das Hildebrandslied ist wesentlich älter als das Schahname. Aber man erkennt, daß die Rustämsage in noch frühere Zeit hinaufging. Rustäm hieß, zweifellos nach dem Sagenheld, der sasanidische Reichsfeldherr, der in der Schlacht bei Qadisija 637 befehligte und fiel; Sohrab, wiederum nach der Sage, nennt sich ein Perser des 6. Jahrhunderts[38]. Ein Zeitgenosse Mohammeds, An-nadr b. al-Hārith, erzählte in Mekka die Geschichten der Könige von Persien, auch von dem starken Rustäm und von Isfendijadh[39]. Ausdrücklich berief er sich für seine Erzählungen auf alte Bücher[40], was zeigt, daß schriftliche Fassungen vorlagen. Er erregte dadurch den Zorn des Propheten, dem er mit seiner bunten Fabulistik die Zuhörer entzog (wofür der Sieger von Badr sich dann gerächt hat)[41]. Auch hat sich das soghdische Fragment einer Rustäm-Erzählung gefunden, dessen Handschrift ins 7. Jahrhundert gehört[42]. In noch ältere Zeit geht das Rustäm-Fresko auf dem Kuh-i Chwadscha hinauf[43].

Es ist kein Zufall, daß alles nach Ostiran führt. Firdusi selbst war dort beheimatet, und das soghdische Fragment, das Fresko aus Sistan stimmen dazu. Nach demselben Sistan hat man die Heimat der Rustämsage verlegt[44]. Sohrab war Türke, also Verwandter der Hunnen[45]. Die Fäden, die von dort nach Südrußland und den Ostgoten führen, sind zahlreich genug. Die Alanen oder genauer: die Vorfahren der heutigen Osseten stammen vom Unterlauf des Oxos; das Ossetische gehört in den Kreis der ostiranischen Sprachen und besitzt im Sakischen und Soghdischen seine nächsten Verwandten[46]. Nur darüber kann man zweifeln, ob diese Osseten oder die Hunnen ihren ostgotischen Genossen den Sagenstoff vermittelt haben. Alanen kannte noch Alberuni in ihren ost- und nordiranischen Sitzen[47]. Die Soghder waren Nachbarn der Hunnen, als diese im nordöstlichen Turkestan saßen. Und schwerlich ist es bedeutungslos, daß unser Hildebrandlied von dem Ringkampf nach Art der mittelasiatischen Nomaden, daß es von Hildebrands Kennzeichnung als »Hunne« noch weiß.

Hildebrand und Hadubrand sind freilich Namen langobardischer Prägung. Aber daß sie nicht das Ursprüngliche geben, läßt sich zeigen. Das altnordische Lied von der Hunnenschlacht hat den Namen des alten gotischen Waffen-

meisters Gizurr Grýtingaliði erhalten[48]. Er ist von dem Stammesnamen der Greutungen, also der Ostgoten, abgeleitet. Grýtingaliði kann nicht im Norden, sondern nur in gotischer Dichtung geprägt sein. Er würde, so hat man gesagt, genau einem mittelhochdeutschen *der Griutunge trôst* entsprechen, wie Hagen *der Nibelunge trôst* heißt. Kein Zweifel: hier liegt die Vorform des langobardischen Hildebrand zutage.

Mit der althochdeutschen Zeit ließ der Eindruck des gewaltigen Stoffes, die Nachwirkung des mächtigen Gebietigers nicht nach. Attila und sein Volk lebten in Sage und Dichtung fort. Die Taten Dietrichs von Bern, das Walthariepos, der Wolfdietrich — sie alle konnten des großen geschichtlichen Hintergrundes nicht entraten.

Man hat geradezu gesagt[49], auf der Höhe ihrer Macht (demnach unter Attila) hätten die Hunnen versucht, auch die geistige Führung des nördlichen Europa an sich zu reißen. Wäre dies gelungen, so hätte es, im Gegensatz zum Christentum, den heidnischen Religionen dieses Gebietes und den Lebensformen, auf die sie sich gründeten, zu einer Wiedergeburt verholfen. Damals habe sich die Möglichkeit abgezeichnet, daß das heidnische Geistesleben eine Neublüte erlebte, in einem Ausmaß und einer Bedeutung, die sich nur mit der europäischen Kultur der Hochbronzezeit, zwischen Rhein und Wolga, vergleichen ließe. Kirchenväter und christliche Geschichtsschreiber wandten sich darum mit beispiellosem Haß gegen die Hunnen, die ihnen zum Sinnbild alles Bösen wurden.

Gewiß: das Hunnenreich sei rasch vergangen. Aber nach Attila und durch ihn angeregt habe das heidnische Geistesleben Europas in den nachfolgenden Jahrhunderten seinen Gipfel erstiegen. Damals seien die maßgebenden germanischen Heldenlieder geschaffen worden. Der zweite und dritte Stil der germanischen Tierornamentik, sogar die Kunst des Ösebergschiffes besäßen ihre Voraussetzungen in der hunnischen Heldenzeit. Auch Awaren und Magyaren gehörten zur Nachblüte dieser geistigen Entwicklung.

Wie sehr sich diese Auffassung dem fügt, was sich in der germanischen Dichtung offenbart, bedarf keines Wortes. Neben dem Ösebergschiff darf jetzt ein Fund von gleicher Bedeutung: das ostenglische Schiffsgrab von Sutton Hoo, genannt werden. Auch an ihm, in der Art und Anordnung der Beigaben, offenbart sich ein bewußtes Betonen des Heidnischen[50].

Weit mehr noch besagt das Lied auf Attilas Tod, das Priskos erhalten hat. Es wird sich als echtes Stück hunnischer Dichtung erweisen. Danach plante Attila ein Reich, dessen Kern die Gesamtheit der hunnischen und germanischen Völker bilden sollte. Das sind die skythischen und germanischen

Königreiche«, die Attila »mit vordem unerhörter Machtfülle ... allein besaß«. »Allein«, denn an die Stelle des Doppelkönigtums von einst war er als einziger Herrscher getreten. Dem hunnisch-germanischen Doppelreich im Norden standen im Süden das römische Ost- und Westreich als eine abhängige und tributpflichtige Gegenwelt gegenüber.

Ein zweites Zeugnis tritt hinzu. Bei Priskos[51] rühmt Romulus, in Gesandtschaften und Geschäften erfahren, das gewaltige Glück Attilas und die Macht, die daraus erwuchs. Niemand unter denen, die Skythien oder ein anderes Land beherrschten, hätte sich in derart kurzer Zeit solches Gebiet unterworfen. Bis zu den Inseln des Ozeans, über ganz Germanien hinweg, erstreckte sich Attilas Herrschaft[52]. Dazu trete das gesamte Skythenland.

Attila ist nicht dazu gekommen, sich alle Germanenstämme einzuverleiben. Auf dem Feldzug nach Gallien leisteten ihm Ostgoten[53] und Gepiden[54], sicher auch Skiren und Rugier Heeresfolge. In der Entscheidungsschlacht auf den katalaunischen Feldern traten ihm mit Westgoten vereint Burgunder, Loire-Sachsen und ripuarische Franken entgegen[55]. Der Ausgang des Kampfes setzte Attilas Plänen eine Grenze. Dennoch ist auch hier seine Wirkung derart gewesen, daß sie sich kaum überschätzen läßt. Attila war es, der den Germanen erstmalig die Frage nach ihrer geschichtlichen Existenz aufgenötigt, ihnen den Entscheid darüber abverlangt hat. Seitdem vollzog sich unter den Germanen eine Scheidung zwischen denen, die sich dem europäischen Westen und Süden, der Spätantike und dem Katholizismus anschlossen, und den anderen, die sich dem Osten zuwandten.

Noch bevor die Hunnen kamen, stießen Germanen mit iranischen Reiternomaden, vor allem im Alföld und im südlichen Rußland, zusammen. Bastarnen und Skiren, die Kimbern, Quaden, zuletzt Wandalen, Goten, Gepiden und Rugier erfuhren diese schicksalvolle Begegnung[56]. Sie übernahmen von den Nomaden Kompositbogen, Stoßlanze und Hiebschwert[57], dazu den Tierstil in der Kunst[58] und die Goten noch die iranische Königstracht. Mit den iranischen Alanen vereint haben die Wandalen ihren Zug nach Gallien, Spanien und Nordafrika angetreten. Noch ihr letzter Herrscher nannte sich König der Wandalen und Alanen. Aber entscheidender als alles, was voraufging, war der Zusammenstoß mit den Hunnen. Damals ging ein Riß durch die gesamtgermanische Welt, und er ging, wie die Goten zeigen, mitten durch den einzelnen Stamm. Was damals sich trennte, schritt einem verschiedenen Geschick entgegen.

Denn alle Stämme, die sich gegen die Hunnen stellten, haben ihren arianischen Glauben zugunsten des katholischen aufgegeben (Burgunden,

Westgoten) oder diesem sich über kurz oder lang (Franken, Sachsen) zugewandt. Sie öffneten sich der spätrömischen Kultur, verschmolzen mit der romanischen Bevölkerung, schufen gemeinsam eine germanisch-romanische Welt. Hingegen hatten schon die Wandalen, die mit den Alanen vereint in Nordafrika sich eine Heimat suchten[32], eine andere Haltung vorgezogen. Sie ließen nicht von ihrem Arianertum und vermieden es, in dem fremden Volkstum aufzugehen. Sie steigerten sich in eine Verfolgung aller Anhänger des katholischen Glaubens; sie wahrten als ein Stand von Kriegern und Herren ihre besondere Stellung. Darin sind ihnen die Ostgoten gefolgt. Arianismus und Trennung von den Romanen behielten sie bei; sie sind daran zugrunde gegangen.

Die Schicksalsfrage, die damals den Germanen entgegentrat, hat in der Folge nichts von ihrer Dringlichkeit verloren.

SIEBENTES KAPITEL

UNTERGANG UND NACHFOLGE

Χρόνος ἐδόθη αὐτοῖς ἕως χρόνου καὶ καιροῦ.
»Doch die Jahre der Völker,
Sah ein sterbliches Auge sie?«

1.

Die Katalaunische Schlacht war ein Wendepunkt in Attilas Geschichte und mehr noch: in der hunnischen Geschichte überhaupt.

Wie in China einst gegen die Hiung-nu, so hatte jetzt in der spätantiken Kulturwelt die Ermannung gegen die Hunnen eingesetzt. Es erwies sich, daß diese so wenig unüberwindlich waren wie jene. Der zivilisierte und seßhafte, bäuerliche oder städtische Mensch hatte die Kraft gefunden, den nomadischen Reiterheeren entgegenzutreten und sie im Kampf zu bestehen. Der Sieg auf den Katalaunischen Feldern hatte darüber hinaus erstmalig bisherige Gegner gegenseitig sich finden lassen. Noch war den Mithandelnden nicht bewußt, was geschehen war, und doch hatten sie einen Schritt von unabsehbarer Tragweite getan. Gegenüber den Hunnen hatten sich Romanen und Germanen in der Verteidigung der spätantiken Kultur vereint. Es hatte sich eine abendländische oder, wie Ranke es bezeichnete: eine germanisch-romanische Völkergemeinschaft zusammengefunden. Sie sollte weit über ein Jahrtausend europäischer Geschichte bestimmen.

Noch einmal fiel Attila ein Erfolg zu. Als er sah, daß es mit dem Bund zwischen Westgoten und Aëtius aus war, holte er zu neuem Schlag gegen

Westrom aus. Er galt Italien. Im Frühjahr 452 überschritten die hunnischen Reiter die von Garnisonen entblößten Ostalpen und drangen in die Ebenen Venetiens vor. Niemand hatte den Überfall erwartet: er traf Aëtius und seinen Kaiser völlig unvorbereitet.

Vor Aquileja kam der hunnische Vormarsch zum Stehen. Die starke Festung schirmte Italien im Nordosten. Sie hatte im Verlauf ihrer Geschichte manchem barbarischen oder halbbarbarischen Heer Halt geboten. Als Maximin, der Sohn eines Goten und eines alanischen Weibes[1], im Frühjahr 238 mit seinem illyrisch-germanischen Heer gegen Italien zog, kam sein Vormarsch vor der wohlverwahrten, hinter Fluß und Kanälen gedeckten[2] Stadt zum Stehen. Während die Soldateska vor den Toren die Rebstöcke und Fruchtbäume umhieb[3] und so die Grundlagen des wirtschaftlichen Wohlstandes vernichtete, ermannte sich die Bürgerschaft zu entschlossenem Widerstand. Man setzte die Mauern instand[4], die in langer Friedenszeit verfallen waren; alles legte Hand an, sowohl die ansässige Bevölkerung wie die Masse der Landleute und Fremden, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatte[5].

Städter pflegen in offenem Feld selten geeignetes Soldatenmaterial abzugeben. In der Verteidigung des heimischen Bodens liegt ihre Stärke. Der »aquileische Krieg«, wie die Zeitgenossen ihn nannten[6], ward Maximin und seinem Hause zum Verderben. Vor den Mauern holten sich die Illyrier blutige Köpfe; furchtbar wütete das brennende Pech unter den Stürmenden[7]. In Aquileia wußte man wohl, was der Stadt im Falle der Eroberung bevorstand: sie war zur Einöde und zur Weide für das Vieh bestimmt[8].

Erneut stand man jetzt einem furchtbaren Feind gegenüber. Wieder setzte man alles in Verteidigungszustand, und auch diesmal schien den Bürgern und der Besatzung Erfolg beschieden. Schon wurden unter den Belagerern Stimmen laut, die äußerten, man müsse von weiterem Angriff abstehen. Da, so erzählte Priskos[9], beobachtete Attila bei einem Erkundungsritt, wie Störche, die auf den Dächern der Stadt nisteten, gegen ihre sonstige Gewohnheit ihre Jungen aus der Stadt landeinwärts trugen. Für ihn bedeutete dies ein Zeichen, daß die Stadt dem Untergang bestimmt war. Er wußte seine Überzeugung dem Heere mitzuteilen. Man baute Belagerungsmaschinen, holte aller Art Torsionsgeschütz herbei und begann den Ansturm von neuem. Endlich brach man ein: die Stadt wurde geplündert und zerstört.

Die Geschichte Aquileias war damit nicht beendet[10]. Flüchtlinge, denen es gelungen war, nach Grado zu entkommen, bauten die Stadt aus ihren Trümmern wieder auf. Hundert Jahre danach traten ein Mauerring und



Abb. 13 (S. 75)

PFERDEMASKE, EINEN ELCH DARSTELLEND

Leningrad, Eremitage

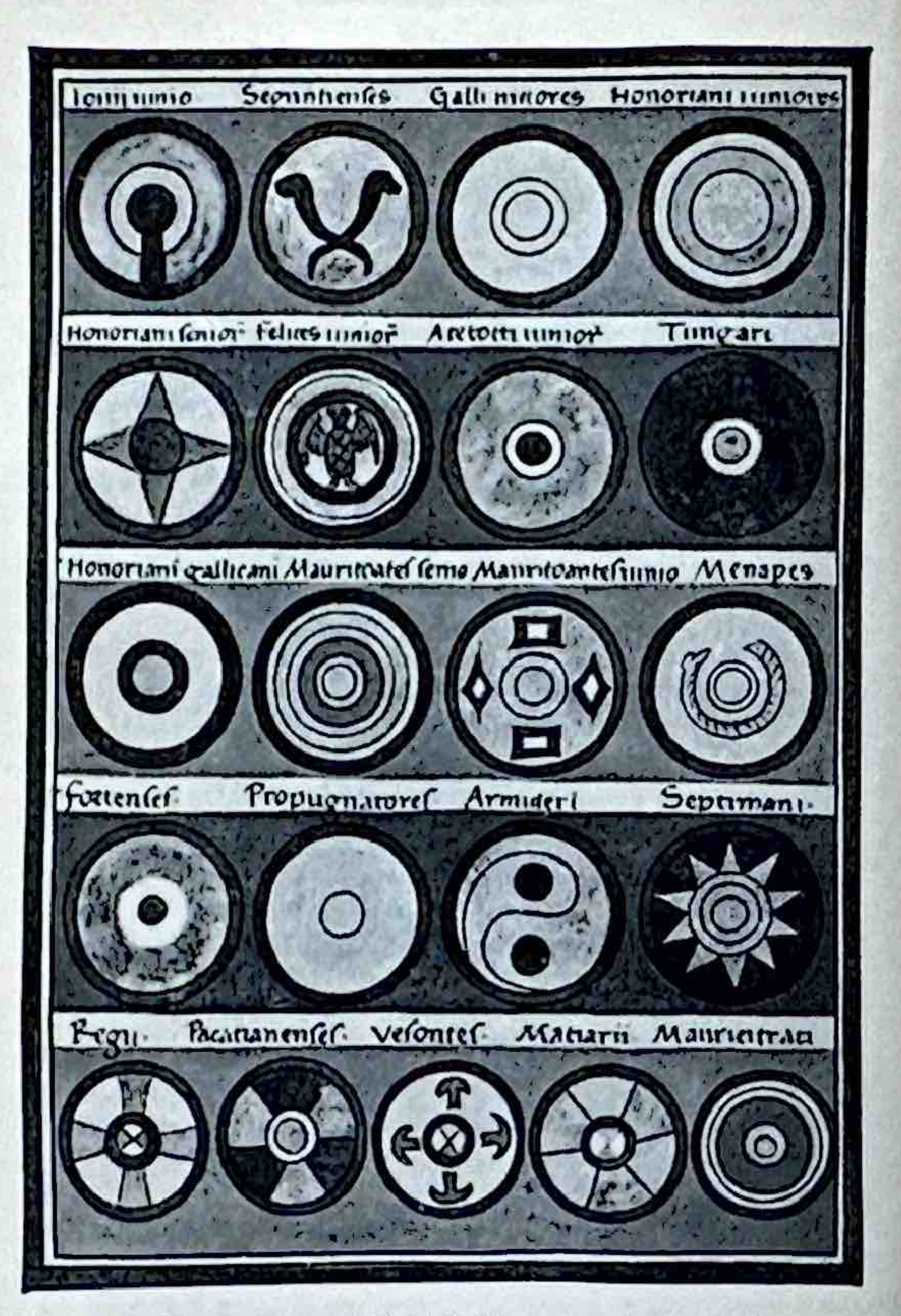


Abb. 14 (S. 82)

NOTITIA DIGNITATUM

Parisinus latinus 9661 fol. 112a

einige Türme hinzu. Erst 568 vollendeten die Langobarden die Verwüstung und damit das Schicksal der Stadt.

Ein Wort noch über Attilas Verhalten. Erneut ist es so, daß das Tier mit seinem Wissen um Zukünftiges in menschliches Geschehen eingreift. Wie die Kuh das verlorene Schwert des Kriegsgottes wiedergefunden, wie Eingeweide und Knochen der Opfertiere den Ausgang der Schlacht um Gallien vorausgesagt hatten, so wiesen diesmal Vögel dem Hunnenherrscher den Weg[11]. Die irrationale Bedingtheit seines Wesens sollte sich damit nicht zum letzten Male äußern.

Oberitalien und mehr noch: die ganze Halbinsel lag Attila offen. Concordia und Altinum fielen; es folgten Patavium, Vicetia und Verona, Brixia und Bergamum. Auch Ticinum und Mailand kamen in hunnische Hand, wurden aber im Gegensatz zu den vorigen nicht zerstört. Als Attila den kaiserlichen Palast von Mailand betrat, ruhte sein erstaunter Blick auf einem Gemälde, das die Kaiser von Ost- und Westrom auf dem Thron und die Skythen zu ihren Füßen darstellte. Attila, so wird erzählt, ließ das Bild ummalen, derart, daß jetzt er auf dem Thron zu sehen war, während die beiden Kaiser zu seinen Füßen Gold aus einem Sack schütteten[12].

Noch einmal erscheint bei Attila der Anspruch auf die Weltherrschaft. Der Tribut der beiden Römerreiche wird uns in seinem Totenlied erneut begegnen. Doch wieder wurden die Grenzen sichtbar, an denen der Eroberer scheiterte. Sie lagen in ihm und sie lagen außerhalb, und beide vereint haben auch den letzten Zug sinnlos werden lassen.

Wieder vernehmen wir Priskos. Attila habe geplant, auch gegen Rom zu ziehen. Aber seine Nächsten, denen weniger um das Schicksal der Ewigen Stadt als um das ihres Königs bangte, hätten ihn an den Ausgang des Westgotenkönigs Alarich gemahnt, der nach Roms Eroberung rasch den Tod gefunden habe. Erneut stößt man auf diesen besonderen Bereich in Attilas Wesen ... Während er noch schwankte, sei eine Gesandtschaft aus Rom eingetroffen, in der niemand anderes als Papst Leo sich befunden habe. Es ist ein Augenblick von sinnbildhafter Prägung. Hier der große Eroberer; der Name, um den sich noch einmal das Heidentum des nördlichen und östlichen Europa scharte; zugleich ein Mann, der den religiösen Vorstellungen seines Volkes tief ergeben war. Auf der anderen Seite der Vertreter einer kirchlichen Einrichtung, unter der sich das werdende Abendland zusammenfinden und die ihm langehin die geistige Gestalt verleihen sollte.

Die Gesandtschaft hatte sich mit Aëtius' Wissen auf den Weg gemacht. Neben dem Papst gehörten ihr der einstige Präfekt[13] Trygetius und Gennadius

Avienus an, der Konsul des Jahres 450. Es gelang den dreien, Attila zur Umkehr zu bewegen. Die Einzelheiten sind unbekannt. Nur dies weiß man, daß sie den Hunnen an den Gestaden des Mincio trafen[14], daß er den Frieden gewährte und daß er versprach, sich ins Gebiet jenseits der Donau zurückzuziehen. Nur damit drohte er, er werde wiederkommen, wenn man ihm Honoria mit ihren Schätzen nicht aushändige . . .

Abermals kehrte er heim, ohne daß ihm ein Sieg beschieden war. Der Rückmarsch ging über Noricum, wo Augsburg geplündert wurde[15], und Pannonien. Marcianus hatte Attilas Abwesenheit benutzt und war über die Donau vorgestoßen. Der oströmische Feldherr, der zufällig auch Aëtius hieß, hatte die ihm entgegentretenden Hunnen geschlagen. Möglich, daß die Nachricht Attilas Heimkehr beschleunigte. Die Auseinandersetzung mit Ostrom hatte Attila zwei Jahre aufgeschoben, um fernliegenden Plänen nachzujagen. Im Jahre 453 gedachte er durchzugreifen. Eine Botschaft ging an Marcianus, die für den Fall der Nichtbezahlung des Tributes mit der Verwüstung der oströmischen Provinzen drohte. Ein neuer Waffengang schien bevorzustehen. Es war fraglich, wie er ausgehen würde. Attilas Macht war trotz der letzten Erfolge schwer getroffen. Erstmalig war er geschlagen; die Blüte seines Heeres lag auf den Schlachtfeldern; alle Welt war zu seiner Abwehr vereint und, wie sich nach seinem Tod zeigen sollte: auch die untertänigen Stämme waren nicht mehr verläßlich. Doch zu dieser letzten Machtprobe sollte es nicht mehr kommen.

2.

So ruhmreich Attila gelebt, so wenig glanzvoll ist er dahingegangen. Sein Tod erinnert an den seines Vorgängers Uptar, mochten sich auch beide Herrscher sonst wenig gleichen. Unmäßigkeit des Genusses war diesem Volke eigen, und auch sein Größter ist dann ein rechter Hunne geblieben.

Merkwürdig genug, wie Attilas Tod sich in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung gespiegelt hat. Die westlichen Chroniken — Hydatius' und Isidors Gotengeschichte, Prosper, Viktor Tonnensis und Fredegar — beschränken sich auf die wenig abgewandelte Notiz, daß der Gewaltige in seiner östlichen Heimat verschieden sei. Mehr als diese lakonische Feststellung gibt keiner; Gregor von Tours und Venantius Fortunatus verlieren gar über das Geschehnis kein Wort[16]. Für Westrom, so hat man gesagt, verschwand Attila nach seiner Niederlage in demselben Dämmer barbarischer

Ferne, aus dem er unheilvoll aufgetaucht war. Die einzige Quelle, die Einzelheiten berichtete, bleibt wiederum Priskos[17]. Er schilderte den Hingang des Eroberers so genau und so anschaulich, wie man es bei ihm erwarten darf.

Nachdem Attila sich unzähligen Frauen, nach der Sitte seines Volkes, verbunden hatte, fügte er als letzte Ildico hinzu. Von ihrer Herkunft weiß Priskos nichts, aber der Name führt auf eine Germanin, und spätere Überlieferung bezeichnet sie als Frankin. Ildico war von großer Schönheit. Der Hunne gab sich der Ausgelassenheit und den Freuden der Hochzeit mit Leidenschaft hin, bis er, vom Wein und der Müdigkeit übermannt, einschlief. In der Nacht suchte ihn, wie schon früher zuweilen, ein Blutsturz heim. Sonst war dergleichen ohne ernstere Folgen verlaufen. Diesmal drang das Blut in die Kehle, und Attila erstickte daran.

Niemand ahnte, was in der Hochzeitsnacht geschehen war. Als sich am nächsten Tag nichts regte, schöpfte man Verdacht. Als auf lautes Rufen keine Antwort kam, erbrach man die Tür des Gemachs. Man fand Attila ohne Wunde in seinem Blute und neben ihm das Mädchen, den Blick gesenkt, mit einem Schleier das Gesicht verhüllend und weinend.

Der Tatbestand war eindeutig. Fast einhundertachtzig Jahre danach sollte ein anderer Gewaltiger dieser Zeiten im fernen Hidschaz, zu Medina, eines ähnlichen Todes sterben. Aischa, die »Mutter der Gläubigen«, wie Ildico einzige Zeugin und gleich ihr Ursache dessen, was geschehen war, bekundete das nach langen Jahren. Sie schilderte Mohammeds zunehmende Schwäche in seinen letzten Tagen, um dann fortzufahren: »Es starb der Gesandte Gottes (Gott segne ihn und gebe ihm Heil!) zwischen meiner Brust und meiner Kehle, als die Reihe unter den Frauen an mir war. Dabei tat ich ihm nichts Unrechtes, sondern es lag an meiner Torheit und Jugend, daß der Gesandte Gottes (Gott segne ihn und gebe ihm Heil!) an meinem Busen verschied. Dann umarmte ich sein Haupt auf dem Kopfkissen und stand auf, mir Brust und Gesicht schlagend zusammen mit den Frauen[18].«

Die Hunnen, als sie des Toten ansichtig wurden, so fährt Priskos fort, schoren sich das Haar und zerfleischten sich die Wangen[19]. Denn über einen so gewaltigen Krieger solle nicht mit Weiberklagen und Tränen, sondern mit Mannesblut getrauert werden. Attilas Leiche ward in freiem Feld unter einem Zelt von chinesischer Seide aufgebahrt und zur Schau gestellt. Auserlesene Reiter vollzogen den Umritt um den Toten und sangen von seinen Taten in einem Lied, dessen Wortlaut in lateinischer Übersetzung erhalten ist.

Nachdem das Totenlied beendet, bereiteten sich die Hunnen einen gewaltigen Totentrunk[20], wobei sie nach ihrer Weise Klage und Scherz mischten (es ist die Form der Trauer, die man seit Usener als »Lachen und Weinen« kennt)[21]. Der Leichnam wurde bei Nacht in einen goldenen Sarg, dann einen silbernen und eisernen beigesetzt. Beigegeben waren die Waffen der getöteten Feinde, Attilas Rosseschmuck und seine Abzeichen. Auf daß menschliche Habsucht nicht geweckt werde, tötete man alle, die am Grabe mitgearbeitet hatten.

Das Totenlied wird auf alttürkische Vorstellungen führen, und der Bestattungsritus tut es nicht minder. Den Umritt ums Grab kannten die mittelasiatischen Türken, nahe Verwandte der Hunnen[22]. Wenn die gleiche Sitte daneben im Beowulf[23] erscheint, so haben sie die Germanen von den Reiterstämmen des Ostens übernommen. Es ist derselbe Vorgang, der zuvor geschildert wurde: Königstracht, Schmuckformen, Bewaffnung und nicht zuletzt die reiterliche Kampfesweise haben den Weg gewiesen. Auch die Tötung derer, die das Grab ihres Königs schaufelten, haben die Westgoten sich nach fremden Vorbild angeeignet[24]. Selbst das Ineinander von Särgen begegnet bei den Hiung-nu[25].

3.

Das Lied von Attilas Taten und Tod besitzt in Iordanes'[26] lateinischer Fassung folgenden Wortlaut:

Praecipuus Hunnorum rex Attila,
patre genitus Mundzuco,
fortissimarum gentium dominus,
qui inaudita ante se potentia solus
Scythica et Germanica regna possedit
nec non utraque Romani orbis imperia
captis civitatibus terruit et,
ne praedae reliqua subderentur,
placatus precibus annuum vectigal accepit:
cumque haec omnia proventu felicitatis egerit,
non vulnere hostium, non fraude suorum,
sed gente incolume, inter gaudia laetus
sine sensu doloris occubuit.

quis ergo hunc exitum putet,
quem nullus aestimat vindicandum?

»Der Hunnen vornehmster König Attila,
Sproß des Mundzucus,
tapferster Völker Herr,
der mit vordem unerhörter Macht allein
der Skythen und Germanen Königswürden besaß,
des römischen Erdkreises doppeltes Reich
durch Raub der Städte schreckte, und
auf daß nicht zur Beute der Rest wurde,
durch Flehen erweicht jährlichen Tribut nahm,
und der, als er dies alles mit Glückes Hilfe getan,
nicht durch Feindes Wunde, nicht durch der Seinen Trug,
sondern in der Blüte seines Geschlechts, unter Freuden froh,
schmerzlos dahinging.
Wer mag das einen Tod heißen,
wo keiner Rache heischen kann?«

Mommsen rühmte die Schönheit dieses *carmen* (wie er richtig sagt): keine der Lobreden auf den großen Alexander komme ihm gleich. Was man erst heute sieht, sind die alttürkischen Wendungen und Vorstellungen, die trotz zweimaliger Übersetzung durch das sprachliche Gewand, das ihm Iordanes überwarf, hindurchschimmern. Das skythische und germanische Reich ordnen sich einander zu, wie es die zwei römischen auch tun. Den beiden Königtümern des Nordens entsprechen west- und oströmisches Kaisertum im Süden. Alle vier gehören, gegenständig gesehen, in die Zwischenräume der Windrose. Es sind die vier »Winkel« oder Zwischengegenden der Welt, von denen die alttürkischen Orchoninschriften, dann die buddhistische und manichäische[25] Übersetzungsliteratur der Uiguren sprechen. Bilgä Qaghan rühmt sich, daß er selbst, sein Vater und Vatersbruder die Völker in den vier Weltwinkeln geordnet; sie hätten sie unterworfen und dazu gebracht, Frieden zu halten, ihr Haupt zu bücken und ihre Kniee zu beugen[26] Auch diese Zwischengegenden liegen jeweils zwischen zweien der vier Himmelsrichtungen[27] Beide Vorstellungen, die hunnische und die alttürkische, entsprechen sich.

Attila selbst erscheint als König, der »vor« und damit »über den anderen steht« *(prae-cipuus)*. Das ist im Gegensatz zu den beiden Königtümern

gesagt: dem skythischen und dem germanischen. Wieder ergibt sich eine Ordnung, die zugrunde liegt: der Oberkönig hat zwei Königtümer unter sich. Bei Attila wird hervorgehoben, daß er »allein« über diese beiden Königtümer gebot: die einstige Doppelheit der Herrscher bei den Hunnen war beseitigt, aber die der Reiche bestand fort. Auch da findet sich die Entsprechung in den Orchoninschriften: unter dem Qaghan standen die beiden *šad*. Und wie es dort ein östliches Königtum gab, das skythische, und ihm gegenüber ein westliches, das germanische, so auch hier: die beiden *šad* teilten sich in Osten und Westen des Reiches[30].

Schließlich darf noch nicht vergessen werden, daß das Lied vom »Glück« — und zwar vom dauernden Glück, denn das heißt *felicitas* — des toten Herrschers spricht. Es ist das Glück, das ihm bis zum Tode treu geblieben war. Wer wollte darin das alttürkische *qut*, das königliche Glück[31], übersehen[32]?

Hunnische Dichtung war in Priskos' Schilderung von Attilas Hof begegnet. Ein Mädchenchor hatte den heimkehrenden Herrscher begrüßt. Bei einem Gelage waren zwei Hunnen aufgetreten, die »kunstmäßig verfertigte Lieder[33] vortrugen, worin sie Attilas Siege und seine Taten im Kriege besangen«. Diese Lieder konnten dem, was die Reiter an Attila während des Umrittes sangen, geglichen haben. Und doch ergeben sich gerade da Schwierigkeiten.

Läßt nämlich das Lied an manchen Stellen den ursprünglichen Wortlaut erkennen, so ist es doch als Ganzes in die Formen alttürkischer Grabinschriften und Totenklagen nicht einzureihen. Die Inschriften vom oberen Jenissei und aus den Nachbargebieten lassen sich ebensowenig vergleichen, wie die Reste osttürkischer Lieder auf gefallene oder gestorbene Helden, die Mahmud al-Kaschghari erhalten hat[34]. Iordanes hat seine lateinische Übersetzung in der Form eines römischen Elogiums stilisiert. Aber auch ein solches Elogium liegt nicht vor. Attilas Taten sind weder nach ihren geschichtlichen Einzelheiten noch nach ihrer zeitlichen Abfolge gegeben. Vielmehr ist die Summe dessen, was erreicht wurde, in der vierfachen Gliederung des Reiches vor Augen gestellt. Und auch der Tod ist nicht auf Jahr und Tag festgelegt; dafür ist Attilas Hingang in die allgemeine ethische Wertung einbezogen.

Ein Neufund der letzten Jahre scheint weiterzuhelfen ... Im alten Iberien (dem heutigen Gruzinien) ist, unfern von Mzcheta, eine griechisch-aramäische Bilinguis aus dem 1.—2. Jahrhundert zutage gekommen[35]. Der Text lautet in der aramäischen Fassung:

»Ich bin Serapit,
Tochter Zewachs des jüngeren, Pitiaxes' des Königs Farasman,
Gattin des Jodmangan, des siegreichen und Bringers manchen Erfolges,
Hofmeisters des Königs Chschefarnug,
Sohnes des Agrippa, Hofmeisters des Königs Farasman.
Trauer, Trauer über sie, die nicht ihr volles Alter erreichte[36];
sie war so gut und so schön, daß ihr niemand an Güte gleichkam,
und sie starb im Alter von 21 (Jahren).«

Es handelt sich um kein Klagelied, sondern um eine Grabinschrift. So kommt es, daß (zumindest in der aramäischen Fassung) die Verstorbene in erster Person spricht. Sie verwendet einen bekannten sakralen Redetypus: es ist die heroisierte Tote, die sich so vernehmen läßt. Sie nennt Vater und Gatte, nennt zugleich dessen Vater und die Ehrenstellen aller, die genannt sind. Dann geht es in dritter Person weiter: es werden die Tugenden der Verstorbenen gerühmt. Auch hier schließt sich daran die ethische Wertung ihres Todes.

Die aramäische Fassung der Inschrift ist durchsetzt mit iranischen Bestandteilen. Die iranische Genetivverbindung erscheint der aramäischen zur Seite; iranische Namen, Beamtentitel und Worte sind eingefügt. Es liegt dieselbe Sprachform, wie in den sasanidischen Inschriften, im Pehlewi der Bücher vor: aramäischen Ideogrammen stehen iranische Endungen und iranische Worte zur Seite. Im alten Iberien, so wird überliefert, trafen sich iranische Einflüsse aus Medien und Armenien mit ebensolchen aus Südrußland[37].

Das Gebiet zwischen Don und Wolga ist unmittelbarer Nachbar des alten Iberien. Hier saßen die Alanen, selbst ein iranischer Stamm, und wieder begegnet eine genau festgelegte Wertung des Todes. Nicht die Klage über den frühen Tod wie bei Serapit, nicht das glückliche Dahinscheiden auf der Höhe des Lebens wie bei Attila, sondern diesmal die Setzungen eines kriegerischen Stammes. Die Alanen, sagt Ammianus Marcellinus[38], halten den für glücklich, der in der Schlacht sein Leben dahingab; hingegen die Alternden und die, welche durch irgendeinen Zufall sterben, schelten sie entartet und feige[39], und nichts wird höher gepriesen als die Erlegung eines Gegners. Gewiß, Unterschiede von dem Lied auf Attila sind vorhanden. Aber alle drei — dieses Lied, die Bilinguis von Mzcheta und Ammianus' Alanen — sind darin geeint, daß eine ausdrückliche Wertung von Tod und Todesart vorgenommen wird, eine Wertung, der man Vergleichbares sonst nicht zur Seite stellen kann.

Alle drei Bezeugungen stehen sich überdies in geographischer und zeitlicher Hinsicht nahe. Sollte es so sein, daß die Hunnen eine Form der Totenklage übernahmen? Damals, als sie die Alanen sich angliederten und das Gebiet nördlich des Kaukasus durchzogen? Die Verehrung des Kriegsgottes[40] im aufgerichteten bloßen Schwert ist für die Alanen bezeugt. Als Attila ein im Boden gefundenes Schwert überbracht wurde, erkannte er darin das Zeichen des Kriegsgottes und ein Unterpfand der ihm bestimmten Weltherrschaft. Auch da könnte er unter dem Einfluß alanischer Vorstellungen gestanden haben. Daneben kommt unmittelbare Übernahme aus Iberien in Frage. Der Zug der beiden Könige Basich und Kursich, von dem Priskos berichtete, hatte die Hunnen am Westufer des Kaspischen Meeres vorbei, also durch iberisches Gebiet geführt. Schon im 4. Jahrhundert wird im nördlichen Albanien das Hunnenreich des Arsakiden Sanesan, im nächsten ein hunnisches Fürstentum in Balasakan genannt[41]. Die formale Gestaltung, die das Lied auf Attila aufweist, läßt es als geraten erscheinen, ein literarisches oder inschriftliches Vorbild vorauszusetzen.

4.

Priskos erzählt, wie Attila bei den groben Späßen des Mauren Zerkon inmitten des Gelächters seiner Hofleute ungerührt blieb. Erst als er seinen jüngsten Sohn Ernas hereinkommen sah, ließ er sich eine Gemütsregung anmerken. Er faßte den Knaben an der Wange und zog ihn zu sich heran, ihn mit sanftem Blick betrachtend. Die Seher hatten Attila verkündet, sein Geschlecht werde einen tiefen Fall tun, aber in diesem Knaben werde es sich erneut erheben.

Priskos führte sein Geschichtswerk bis zum Jahre 472 herab, kann es demnach erst danach abgeschlossen haben. Wann er die letzte Hand daran legte, weiß man nicht. Doch was die Weissagung über den Fall von Attilas Haus und sein Wiedererstehen im jüngsten Sproß betraf, so war sie ein *vaticinatio ex eventu*. Im Jahre 472 waren die entscheidenden Ereignisse bereits vorüber.

Als Attila dahingegangen war, verteilten seine Söhne das Reich unter sich. Ihre Zahl war groß: sie waren, da Attila auch darin sich keine Beschränkung auferlegen mochte ... fast ein eignes Volk, bemerkt Iordanes. Bei der Teilung ging man in einer Weise vor, die nach den Betroffenen wenig fragte. Derselbe Iordanes sagt, man habe kriegserfahrene Könige mit ihren Völkern verteilt, als sei es um die Dienerschaft eines Hauses gegangen.

Es dauerte wenige Monate, und diese Völker merkten, daß die Zügel von schwächeren Händen geführt wurden. Streitigkeiten der Erben traten hinzu. Bald gärte es unter den Ostgoten, die man in der Theißebene angesiedelt hatte. Seit der katalaunischen Schlacht wußte die Welt, daß man Hunnen in offenem Feld bestehen konnte. Gewicht gewann die Erhebung, als der Gepidenkönig Ardarich zu den Aufständischen übertrat und die unterjochten germanischen Stämme zur Freiheit aufrief. Ardarich war einer der Getreuen Attilas gewesen. Aber wenn er sich dem Gewaltigen unterworfen hatte, so war er nicht bereit, dem Haufen jugendlicher Söhne die gleiche Ehrerbietung zu erweisen. Es gelang ihm, seinen Gesinnungsgenossen von einst, den Ostgotenkönig Walamir, zu sich herüberzuziehen.

Die Hunnen waren nicht gewillt, sich ohne Kampf zu fügen. Noch erhielten sie Zuzug von Teilen anderer Stämme. Aber die Hauptmasse der Skiren, Rugier, Sueben und Heruler traten auf die Seite ihrer gotischen und gepidischen Genossen. Nach einer Reihe blutiger Treffen kam es (wahrscheinlich 455) an dem der Lage nach unbekannten Flusse Nedao in Pannonien zur Entscheidung. Der Sieg, an dem Ardarich und die Gepiden den Hauptanteil hatten, war ebenso unerwartet wie groß: 30000 Hunnen sollen die Wahlstatt bedeckt haben. Attilas ältester Sohn Ellac befand sich unter den Erschlagenen; er hatte bis zuletzt gekämpft, seiner Herkunft würdig und der Sache, die er vertrat[42].

Die Sieger teilten sich in die Ländermasse, die ihnen zugefallen war. Die Gepiden nahmen Siebenbürgen, die Ostgoten Pannonien als ihr Eigen. Noch einmal versuchten die Hunnen das Glück. Ihr Haß galt den Ostgoten, die sie als Abtrünnige, ja als flüchtige Sklaven betrachteten. Sie überfielen den König des Volkes, Walamir, ohne daß ihm seine Brüder und Mitregenten zu Hilfe eilen konnten. Das Ergebnis war eine neue Niederlage der Angreifer. Nur ein Teil ihres Heeres entrann. Es zog sich in panischem Schrecken bis zum Dnjepr zurück. Wenige Jahre darauf ereilte Attilas Sohn Dintzic (Dengizich)[43] bei einem ähnlichen Versuch dasselbe Schicksal. Die Ostgoten schlugen ihre Feinde derart, daß, wie unser Berichterstatter sagt, »seitdem, was von den Hunnen übrigblieb, bis heute vor der Goten Waffen mit Schrecken erfüllt ist«. Der Haß beider Völker wuchs ins Ungemessene. Man weiß von einem Eid, den die Goten unter sich geschworen, wonach kein Vertrag mit Hunnen jemals gelten solle[44]. Dem Volk, das die gotischen Lande gleich Wölfen heimgesucht und deren Bewohner zur Arbeit für ihre Herren und Plagegeister genötigt hatte . . .

In den Kreisen dieser Germanen, vor allem der Ostgoten, ist denn auch das dritte Attilabild entstanden, das bestimmt war, neben der Fluchgestalt der kirchlichen Legende und dem Heldenvater und Völkerhirten Etzel in die Nachwelt einzugehen[44]. Es ist der tätige und finstere, der zwar gleichfalls heroische, aber zugleich brutale und heimtückische Hunnenfürst. Hortgier und Grausamkeit gehören zu seinen Wesenszügen. Dergleichen war bereits in der ältesten Fassung des Liedes von der Burgunden Untergang begegnet, bei einem Germanenstamm also, auf dem der Hunnen Hand schwer gelastet hatte. Es kann hier nicht untersucht werden, inwieweit die düsteren Züge des burgundischen und des ostgotischen Attilabildes miteinander verknüpft sind. Genug, ob aus gemeinsamer Wurzel entsprungen oder ob voneinander unabhängig: diese Züge haben die Zeichnung der nordischen Sage entscheidend bestimmt. Der hunnische Erbfeind, den die gotischen Freiheitskämpfer in Attila sahen, hat in der Sage des germanischen Nordens sich gehalten.

Große Teile der geschlagenen Hunnen stellten sich den Byzantinern zur Verfügung. Dort gliederte man sie bereitwillig ins Heer ein. Emnetzur und Ultzindur, Verwandte der königlichen Hunnen, fanden Aufnahme in der Provinz Dacia Ripensis südlich der Donau. Hier vertraute man ihnen drei Festungen an: sie wurden Grenzbefehlshaber in römischen Diensten. Auch andere Gruppen fanden südlich der Donau Aufnahme; unter ihnen werden die *Hunni Fossatisii* erwähnt. Ihr Beiname ist gebildet von *fossatum*, das ursprünglich das militärische Lager bezeichnet. Aber im Albanesischen bedeutet das davon abgeleitete *fšat*, und ebenso im Rumänischen *sat*, das Dorf[46]. Von dem zum Grenzer und Kolonen herabgesunkenen Soldaten wurde das Wort an den Bauer weitergegeben. Was einst das mit Gräben umgebene Standlager gewesen war, wurde jetzt zur ländlichen Siedlung. Auch jene Hunnen waren diesen Weg gegangen: die *Fossatisii* waren erst zu Grenzern, dann zu Bauern und Dörflern geworden.

Im gleichen Zusammenhang fällt der Name des Ernac. Mit einem Teil der Hunnen fand er eine Heimat» am äußersten Rand von Klein-Skythien[47]. Am Rand, denn der Hauptteil war von anderen Stämmen: Skiren, Sadagiren[48] und Alanen besetzt. Klein-Skythien aber ist nichts anderes als die heutige Dobrudscha. Ernac saß demnach an der Donaumündung, zunächst südlich des Flusses[49]. Er nahm hier keine andere Stellung ein als Emnetzur und Ultzindur. Seine Hunnen bildeten eine Truppe in oströmischen Diensten; er selbst war ihr Befehlshaber an der Donaugrenze.

Aber es scheint, daß sich Ernac auf diese Stellung nicht beschränkt hat. Bald muß er nördlich der Donau übergegriffen und sich dort eine eigene Herrschaft gegründet haben[50]. Das zeigt die Nachricht, wonach er zusammen mit den anderen Söhnen Attilas den Kaiser Leo (457—474) darum bat, man möge ihnen und ihrem Volk einen Markt an der Donau gewähren. Als die Bitte abgeschlagen wurde, entschloß sich Dengizich zum Krieg. Ernac aber hielt sich zurück, weil Kämpfe im eignen Land ihn beschäftigten[51]. Demnach lag der Schwerpunkt seiner Herrschaft außerhalb der römischen Grenzen und das will sagen: nördlich der Donau. Er war hier Nachbar des restlichen Hunnenvolkes, das beiderseits des Dnjepr saß[52]; Ernacs Herrschaft wird etwa bis zum Dnjestr gereicht haben[53]. Aus der gleichen Gegend hört man von einem letzten Hunneneinfall unter dem Kaiser Zenon (474—491)[54].

Ernac ist der jüngste Sohn Attilas und mithin derselbe, der bei Priskos Ernach oder in gräzisierender Form Ernas heißt. Im Alttürkischen ist *ärngäk* der »Finger«. »Däumling« ist, dächte ich, kein schlechter Name für den jüngsten und damit kleinsten Sohn. Das Gebiet, das ihm zufiel, war von alterher ein bevorzugter Sitz für Stämme von ähnlicher Art wie die Hunnen. Das zeigt die Bezeichnung als »Klein-Skythien«: hier hatte das iranische Reitervolk, nach seiner Besiegung durch die Sarmaten, eine letzte Zuflucht gefunden.

Das Innere der Dobrudscha entspricht dem Bild, das man danach erwarten darf. Es bildet eine Steppe ohne Baum und Strauch. Der Hochsommer wandelt es zur braungebrannten Öde. Einsame Fischadler ziehen ihre Kreise über den Lagunen. Nur die großen Herden durchbrechen die Einförmigkeit der Landschaft oder die Kurgane, einzige Hinterlassenschaft der nomadischen Bewohner; als größere oder kleinere Kuppen zeichnen sie sich gegen den Horizont ab.

Doch ein anderes darf nicht vergessen werden. Das Gebiet zu beiden Seiten der unteren Donau gehört zusammen mit den Bergen des westlichen Siebenbürgen zu den Keimzellen des Rumänentums. Hier war es, wo romanisches Volkstum und romanische Sprache sich auch nach Räumung der dakischen Provinzen nördlich der Donau hielten. Wie die Spatenforschung zeigt, herrschte beiderseits ihres Unterlaufes — namentlich zwischen Giurgiu und Cernavoda, dann nördlich davon in der Ebene zwischen Dimbovitza und Argesch — ein vergleichsweise starkes kulturelles Leben von romanischer Prägung. Es bestand bis zur bulgarischen Landnahme im 7. Jahrhundert fort[55].

Die neugefundene Inschrift von Glavinitza bei Pazardschik aus dem 5.—6. Jahrhundert ist in einem Vulgärlatein abgefaßt, das Erscheinungen des Vegliotischen und Dakoromanischen enthält[56].

Diese Vorgänger der Rumänen waren Hirten, mochten sie auch weitgehend seßhaft sein. Die hunnischen Bulgaren legten sich demnach als Herrenvolk über eine wirtschaftlich gleichartige Unterschicht romanischer Herkunft. Da die Untertanen auch nördlich der Donau saßen, folgten ihnen die Herren dorthin[57]. So ist es nicht verwunderlich, daß man diese später in der südlichen Moldau und den anschließenden Teilen Bessarabiens findet.

5.

Die geschichtliche Rolle der Hunnen war damit nicht ausgespielt. Dengizich hatte zwar in seinem letzten Unternehmen den Tod gefunden. Aber sein Volk blieb in dem Steppengürtel beiderseits des Dnjepr, und nach Westen schloß sich Ernacs Gebiet an. In Justinians Zeiten zerfielen die Hunnen in die beiden Stämme der Kutriguren und Utiguren[58]. Angeblich waren sie nach den gleichnamigen Söhnen eines Königs genannt[59]. Darin spiegelt sich erneut das hunnische Doppelkönigtum und die ihm entsprechende Zweiteilung des Gesamtvolkes. Die Utiguren saßen weit im Osten, jenseits des Maiotischen Sumpfes, auf dem linken Ufer des Don[60]. Der Bereich der Kutriguren hingegen erstreckte sich vom rechten Ufer des Don bis zur Donau[61].

Als die Kutriguren das oströmische Gebiet mit ihren Plünderungszügen heimsuchten, gelang es Justinian, ihnen in den Utiguren einen Gegner zu erwecken, der das Nachbargebiet mit Einfällen und Kriegen schwer heimsuchte[62]. Dem brudermörderischen Kampf zwischen beiden Hunnenstämmen machte das Erscheinen der Awaren ein Ende, die beide sich unterwarfen. Die awarische Herrschaft dehnte sich um 560 von der Wolga bis zur Donaumündung aus[63] und umfaßte derart das gesamte Gebiet, das die beiden hunnischen Stämme bewohnt hatten[64].

Der Rückschlag, den die Awaren im Sommer 626 vor Konstantinopel erlitten, wirkte sich auch auf ihr südrussisches Herrschaftsgebiet aus. Unter Konstantinos IV. (668—85) erscheint erneut ein hunnisches Reich[65]. Es hieß auch nach den Bulgaren und stand unter der Herrschaft Kowrats. Von der »großen Bulgarei«[66], östlich des Asowschen Meeres und am Kuban, erstreckte es sich bis zum Don[67]. Die »sogenannten Hunnen und Bulgaren« stammten

von den Kutriguren oder, wie unsere Quelle sie nennt, von den Kotragen.

Aber die Bulgaren wurden nicht nur den Hunnen, sondern noch einem zweiten Türkstamm, den Onoguren oder Onogunduren, gleichgesetzt[68]. Diese tragen einen Namen, der bei Theophylaktos Simokattes als Ogor, bei den Arabern als Ghuzz erscheint. Sie gehörten demnach dem großen Verband der Oghuz-Türken an, der unter den Nachfahren der hunnischen Wanderung noch öfters begegnen wird. Zeitlich liegt es so, daß der Bulgarenname schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts auftaucht[69], also noch in dem Jahrhundert, darin Attila gewirkt und sein jüngster Sohn Ernac die Trümmer einer stolzen Herrschaft ins südliche Bessarabien gerettet hatte. Kurz vorher hört man von dem ersten Auftreten onogurischer Stämme an der Ostküste des Asowschen Meeres. So liegt der Schluß nahe, daß das bulgarische Reich einer Mischung der in Südrußland verbliebenen Hunnen mit neuen, aus dem Osten gekommenen türkischen Gruppen sein Dasein verdankt.

Nach Kowrats Tode erfolgte eine Teilung des Reiches unter seine Söhne. Baian[70] behielt die väterliche Herrschaft; zwei weitere Söhne gingen in fremde, awarische und römische, Dienste[71]. Entscheidend war, daß der zweite seinen Besitz bis zum Dnjepr erweiterte und der dritte, darauf gestützt, mit seiner Horde Dnjestr und Donau überschritt. Asparuch wird als Begründer des bulgarischen Reiches südlich der Donau noch entgegentreten. Genug: die bislang einheitliche bulgarische Nation teilte sich in eine mehr nordöstliche und eine südwestliche Gruppe: in Wolga- und Donaubulgaren. Die Teilung scheint nicht ganz freiwillig erfolgt zu sein. Sie geschah wohl unter dem Druck eines neuen, von Osten her vordringenden Türkvolkes: der Chazaren.

Beide Teile haben eigne Wege eingeschlagen. Für die Wolgabulgaren waren Nachbarschaft und Handel mit den finnisch-ugrischen Stämmen entscheidend, für die Donaubulgaren das allmähliche Zusammenwachsen mit den slawischen Stämmen südlich der unteren Donau. Die Sprache der vermutlichen Nachfahren der Bulgaren an der Wolga, das Tschuwaschische, hat durch das Ugrofinnische tiefgreifende Veränderungen erlitten[72]; an der Donau ist das türkische Idiom im Slawischen aufgegangen.

Trotzdem wirkte hier wie dort das hunnische Erbe fort. Von den hunnischen Utriguren behauptet Prokop[73], daß sie die Schrift nicht kannten. Anders muß es mit dem Bruderstamm, den Kutriguren, gewesen sein. Sie waren in der neuen bulgarischen Nation aufgegangen, und wenn irgendwer, so waren sie die Vermittler der großen Überlieferungen, die sich an den

Hunnennamen knüpften[74]. Sie müssen den Bulgaren auch die Schrift, die »Runen«, weitergegeben haben. Man begegnet diesen gleichmäßig bei den Bulgaren an Donau und Wolga[75].

Ibn Faḍlān[76] beschreibt in seinem Reisebericht, wie es zu Beginn des 10. Jahrhunderts am Hof des Qaghans der Wolgabulgaren zuging. Das Zeremoniell war dasselbe geblieben wie an Attilas Hof. Die Großen saßen zur Rechten, die fremden Gesandten zur Linken des Herrschers; seine Kinder saßen vor ihm. Wieder aß der Qaghan allein gebratenes Fleisch vor; auch das zeremonielle Zutrinken, hier mit einem ebenso zeremoniellen Zu-Essen verbunden, kehrt wieder.

Anderes tritt hinzu. Damaskios[77] erzählt von der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden (er verlegt sie vor die Stadt Rom), daß nur die Führer und wenige Gefolgsmannen am Leben geblieben seien. Aber die Geister der Gefallenen setzten den Kampf drei ganze Tage und drei Nächte mit derselben Erbitterung fort, als wären sie noch am Leben; der Lärm ihrer Waffen war deutlich vernehmbar[78]. Diesem Kampf der Geister entspricht ein anderer, von dem wiederum Ibn Faḍlān[79] berichtet. Vor Sonnenuntergang habe sich im Land der Wolgabulgaren über dem Horizont ein lautes Getöse erhoben; man glaubte Pferde und Menschen, Bogen und Schwerter zu bemerken und einen Reitertrupp, der einen anderen angriff. Das seien die Gläubigen und Ungläubigen unter den Geistern, die sich des Abends bekämpften, gibt dem Fragenden der Qaghan der Bulgaren zur Antwort.

Auch Attilas Verhalten vor Aquileia findet sein Gegenstück. Wie ihn Störche zur Fortsetzung der Belagerung ermutigten, so taten es Kraniche mit den Baschkiren[80]. Auch diese wurden zum Ausharren angestachelt, eine Schlacht, die schon verloren schien, in einen Sieg verwandelt.

Noch enger als bei den Wolgabulgaren läßt sich bei ihren Vettern an der Donau die Verbindung zu den Hunnen ziehen. Die älteste Königsliste der Donaubulgaren[81] führt unmittelbar auf Attila und Ernac zurück.

Die Liste ist erhalten in einer späten russischen Chronik. Sie beginnt mit Avitochol, worunter sich in alttestamentlicher Umbildung der gleiche Name verbirgt wie unter dem gotischen Attila[82], und seinem Sohn Irnik (also Ernac). Sie geht zunächst bis Bezmer und umfaßt fünf Könige, die zusammen 515 Jahre mit »mit geschorenen Köpfen« (der bekannten Haartracht der Hunnen) nördlich der Donau wohnten. Mit Isperich beginnt eine neue Reihe, die südlich der Donau herrschte; sie geht bis Umor (767). Die Lebens- oder Regierungsjahre werden in slawischer Sprache gegeben. Es folgt auf alttürkisch das Datum der Thronbesteigung nach dem zwölf-

jährigen Tierkreiszyklus, der auch bei den Osttürken und Uiguren im Gebrauch war. Die Übereinstimmung mit ähnlichen alttürkischen Datumsangaben und dem Nebeneinander zweier Zeitrechnungen auf den protobulgarischen Inschriften zeigt, trotz der späten Überlieferung, die Echtheit der Liste[83]. Da sie mit dem Jahre 767 abbricht, liegt eine der ältesten Aufzeichnungen vor, die man von den Proto-Bulgaren besitzt. Übersetzung des slawischen Teils aus dem Griechischen (der hauptsächlichen Sprache der proto-bulgarischen Inschriften) ist sicher. Die Liste selbst darf als einheitlich gelten, und die Vermutung, daß sie auf zwei nacheinander entstandene Vorlagen (man dachte an Inschriften auf Säulen) zurückgehe, bleibt unbeweisbar.

Es ist richtig, daß die für Avitochol und Irnik angegebenen Zahlen von 300 und 150 Jahren sagenhaft sind; daß erst danach die geschichtliche Liste einsetzt[84]. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß damit die Zeit der awarischen Fremdherrschaft überbrückt werden sollte. Aber für das Bewußtsein der Bulgaren, für den geschichtlichen Zusammenhang, in dem sie selbst sich sahen, ist gerade die sagenhafte Überlieferung von Bedeutung. Ebensowenig darf es als Zufall gelten, daß der Teil der Bulgaren[85], der in Ernacs Bereich saß, dessen Nachfolge angetreten hat.

In die siebziger Jahren des 7. Jahrhunderts überschritten sie erstmalig die Donau; sie taten es wenig oberhalb der Mündung, gegenüber der nördlichen Dobrudscha. Im sumpfigen Delta des Flusses spielten sich die Kämpfe mit dem Heer Konstantins IV. und mit der byzantinischen Flotte ab[86]. Der bulgarische Führer, Isperuch, Isparuch oder Asparuch, trägt einen Namen, den man in griechischer und aramäischer Schreibung aus den grusinischen Inschriften kennt[87]. Bedeutsamer noch ist, daß er auch in der hunnischen Geschichte begegnet: er ist von dem Namen des Ostgoten oder vielmehr Alanen Safrac[88] nicht zu trennen. In der Folgezeit besiedelten die Bulgaren das ganze Land südlich der Donau, soweit es von den damals acht slawischen Stämmen bewohnt war[89]. Sie unterwarfen[90] die Slawen, gaben ihnen die militärische und staatliche Form und zwangen ihnen den eignen Namen auf.

6.

Die Geschichte der bulgarischen Reichsgründung kann nicht mehr verfolgt werden. Es muß genügen, auf einiges zu verweisen, was für die Geschichte der Hunnen von Bedeutung ist. Vieles wurde bereits im Vorangegangenen erwähnt, es braucht hier nur berührt zu werden.

Die Bulgaren bedienen sich auf ihren Inschriften meist eines vulgären, in phonetischer Schreibung aufgezeichneten Griechisch[91]. Daneben stehen — und sie haben sich gerade in letzter Zeit vermehrt — alttürkische Inschriften. Sie konnten in griechischer Schrift aufgezeichnet sein (dazu gehören die Buila-Butaulschale des Schatzes von Nagy-Szent-Miklos[92] und die neugefundene Inschrift von Bjal brjag bei Prezlaw[93]). Aber auch die alten, aus einem iranischen Alphabet abgeleiteten »Runen« waren bei den Bulgaren weiter im Gebrauch. Sie finden sich hauptsächlich auf den Grafitti und Inschriften des Schatzes von Nagy-Szent-Miklos[94] und auf dem Relief eines bulgarischen *bad* aus Schumen[95] in Bulgarien. Die vulgärgriechischen Denkmäler beginnen früh: mit den Inschriften des Tervel (702—718/9) und des Kormisosch (740—63) unter dem Felsrelief von Madara[96], während die Runeninschriften in die Zeit des Omurtag (814—31) zu fallen scheinen[97]. Unter Boris (853—88) beginnt die Christianisierung und gleichzeitig der Sieg des slawischen Volksbestandteils. Alles Türkische tritt zurück; mit dem Übergang zum 10. Jahrhundert liegen die ersten Denkmäler in slawischer Schrift und Sprache vor[98] (Abb. 15).

Von der Religion der Bulgaren hat sich einiges erhalten. Die heidnischen Zeremonien des Krum, besonders das Hundeopfer, beschreiben byzantinische Historiker[99]. Einmal wird das Opfer seines Nachfolgers Omurtag für den Gott Tangra erwähnt[100], demnach für den Himmel, mit dem schon der Schan-jü der Hiung-nu nach Titel und Kult verbunden war. Als Krum 811 das Heer des Kaisers Nikephoros I. vernichtet hatte, ließ der siegreiche Chan aus dem Schädel seines gefallenen Gegners eine Trinkschale anfertigen. Nicht anders als es einst der Schan-jü der Hiung-nu Lao-schang, Sohn und Nachfolger Mao-duns, mit dem besiegten und gefallenen König der Jüe-dschi gehalten hatte[101]. Sogar die hunnische Sage von der Landnahme scheint erhalten[102], und längst hat man auf Übereinstimmungen in der Begräbnissitte verwiesen[103].

Auch sonst zeigen sich die Zusammenhänge. Die bulgarischen Paläste von Aboba-Pliska stehen in der Nachfolge des Iwan und damit des parthischen und sasanidischen Palastbaues[104], auch ergeben sich Beziehungen zur baulichen Anlage von Attilas Residenz, wie Priskos sie schildert[105]. Iranisches zeigt sich am Reiter des Felsreliefs von Madara[106] und in der Ornamentik des Schatzes von Nagy-Szent-Miklos[107]. Amtsbezeichnungen und Titel findet man wieder. Der *jabghu*[108], *bad* und *bäg*[109] sind den Bulgaren so vertraut wie sie es den Hunnen waren. Daneben erscheint ein Titel mongolischen Ursprungs wie *bagatur*[110], der doch nur aus dem Osten mitgebracht sein



Abb. 15 (S. 160)

PROTOBULGARISCHER INSCHRIFTSTEIN

Schumen, Bulgarien



Abb. 16 (S. 168 f.)

WARÄGISCHES SCHWERT AUS DER MAGYARISCHEN LANDNAHMEZEIT

Aus Blatnica, Komitat Turócz

kann. Auf Iranisches stößt man im Namensschatz und unter den Lehnwörtern.

Weiter begegnet bei den Bulgaren die Mehrsprachigkeit des Kanzleibetriebs. Griechisch, Alttürkisch in griechischer und Runenschrift wurden schon genannt. Ein halbes Jahrhundert später tritt dem das Slawische in eignem Alphabet, bald mit zweien zur Seite, um schließlich das Alttürkische ganz zu verdrängen. Die Erfordernisse des diplomatischen Verkehrs traten hinzu: eine Inschrift erwähnt die doppelte Ausfertigung von Vertragsurkunden[111].

Der »Kammennaja Baba« von Endsche erinnert an ähnliche Steinfiguren aus osttürkischem Gebiet im Bereich Südrußlands und Sibiriens[112]. Die großen Wallanlagen der Bulgaren — im mittleren und südlichen Bessarabien, zwischen Widin und Braila, zwischen Maritza und Burgas — hat man den Limesanlagen der Han verglichen[113]. Der Palast des Krum war mit einem Palisadenzaun umgeben wie der des Attila[114]. Auch die Jahresrechnung der ersten Bulgarenchane, mit ihrer Verwendung des Tierzyklus, läßt sich aufs Reich der Mitte zurückführen[115].

In Attilas Totenlied war zuvor ein echtes Stück hunnischer Dichtung deutlich geworden. Im Aufbau verwandt sind die griechisch abgefaßten Inschriften des Omurtag, in Trnowo und Tschatalar, oder die des Malamir[116]. Auch sie beginnen mit der Stellung des Herrschers; dann kommen die Taten, Bauten und Spenden. Den Abschluß bildet, wie bei Attila, der glückliche Tod. Während der Hunnenherrscher auf der Höhe seines Ruhmes schmerzlos dahingegangen ist, wünscht man den Bulgarenchanen, sie möchten durch Gottes Gnade hundert Jahre leben. Es liegt eine feste und überkommene Form vor, die sich bei den Bulgaren bis ins 8. Jahrhundert gehalten hat.

Fügt man hinzu, daß auf einer der Inschriften von Nagy-Szent-Miklos der Stabreim *(qadghu qoqunï quwraghïn ōj)* begegnet[117], in Übereinstimmung[118] mit der sonstigen alttürkischen Dichtung im Osten und mit dem Sprichwort im besonderen, so muß klar werden: die Bulgaren haben weitgehend ihr hunnisches und alttürkisches Erbe bewahrt. Was auch an Schicksalen in der Zwischenzeit über sie hinweggegangen war, sie erscheinen im wesentlichen als das Volk, das einst die Äußere Mongolei verlassen hatte. Bevor sie im Slawentum untergingen, also im 8. und in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, waren sie rechte Vettern der in der Heimat gebliebenen Türkstämme am oberen Jenissei, am Orchon und an der Selenga. Es ist kein Zufall, daß die proto-bulgarischen Denkmäler in türkischer Sprache sich aus den Inschriften des Kültegin, des Bilgä Qaghan, Tonjuquq und

anderer haben deuten lassen. Mehr noch: daß umgekehrt manches, was in diesen unverstanden blieb, von den Inschriften im Westen aus Licht empfangen hat[119].

Ein anderes aber darf nicht vergessen werden. Die Hunnen waren, wo immer sie auftraten, nicht nur die Träger einer Kultur, die ihre nomadischen Ursprünge niemals verleugnet hat. Neben der zähen Bewahrung dessen, was ihnen mitgegeben war und was sie oft zum Schrecken ihrer jeweiligen Nachbarn werden ließ, steht eine vorwärtstreibende, ja umstürzende Bedeutung. Auch sie war von den Hunnen unzertrennlich. Dem Reich der Han gaben sie das Reiten und die reiterliche Kampfesweise; sie übermittelten ihm den neuen Tierstil, der dieser Epoche der chinesischen Kunst das Gepräge gab. Sie zwangen China darüber hinaus, sich auf seine Grundlagen zu besinnen: der Beweglichkeit der Reiter stellte man Siedlung und Grenzwehr, dem Bogen die Armbrust gegenüber. Als die Hunnen in Europa einbrachen, war ihre Wirkung nicht geringer. Der Aufschwung des germanischen Heldenliedes beginnt mit ihrem Auftreten. Dem Lebensstil der Völkerwanderungszeit und nicht zuletzt dem germanischen Heidentum haben sie entscheidenden Antrieb gebracht. Und wiederum geschah es, daß die Angegriffenen zur Selbstbesinnung und stärkerer Ausprägung der eignen Form genötigt wurden. Im Kampfe mit den Hunnen fanden sich Westrom und Westgermanen zur Einheit; der erste Umriß einer germanisch-romanischen und damit abendländisch-mittelalterlichen Welt kündet sich an. Auch die Ostgermanen gewannen in der Erhebung gegen Attilas Söhne sich Freiheit und Selbstbestimmung zurück.

In der letzten Phase hunnischer Geschichte hebt sich diese Doppelheit geschichtlicher Form erneut ab. Auch die Bulgaren, als geradlinige Nachfolger von Attilas Haus und Volk, zeigen noch jenes doppelte Gepräge, das den Hunnen von Anfang an eignete. Sie brachten gleich anderen Reitervölkern, die den mittelasiatischen Türken angehörten, eine Welle der Kunstströmung mit, in der spät- und nachsassanidische Bestandteile sich mit frühislamischen verbanden. Diese reiche Formenwelt, die hervorragende Werke wie einen großen Teil des Goldschatzes von Nagy-Szent-Miklos[120] oder die prachtvollen Emaileinlagen geschaffen hat, die vom Szepter des letzten Awarenchans in die Karolingische Goldkanne von St.-Maurice d'Agaune übergegangen sind[121], ist erst durch die jüngsten Forschungen greifbar geworden[122]. Den Bulgaren ihr gutes Teil daran zuzuweisen, veranlassen die glasierten Wandziegel von Prezlaw[123] ebensosehr wie die Boila-Butaul-Schale des Schatzes von Nagy-Szent-Miklos. Ist doch ihre

alttürkisch-bulgarische Inschrift nicht erst nachträglich, wie bei anderen Stücken, eingeritzt, sondern von Anfang an vorhanden gewesen.

Doch damit ist nur die eine Seite der geschichtlichen Wirksamkeit genannt, die die Bulgaren entfaltet haben. Eine zweite ist eher noch bedeutsamer. Denn wieder ist es so, daß das Bulgarentum des frühen und hohen Mittelalters sich an der türkischen Herrenschicht geformt hat. Mit dem Sichfinden des Slawentums fiel die Wendung zu Christentum und Byzanz zusammen. Zwar gelang es den Zaren nicht, die Sehnsucht des Volkes zu erfüllen: ‚Zarigrad' und ‚Solun' zu bulgarischen Städten zu machen. Doch aus der Auseinandersetzung mit Byzanz erwuchs die altbulgarische Kultur. Von ihr zeugen ein reichhaltiges Schrifttum, aber auch die Bauten und Wandmalereien von Preslaw, von Aboba-Pliska, Trnowo, Alt-Prilep und Ochrida — dieser zauberhaft-verträumten Stadt zwischen Tomoros und Seeufer, die mit ihren Kirchen und Klöstern, ihren zerfallenden Gassen und verschwiegenen Wundern ein wenig von dem Geheimnis und der Größe dieser Vergangenheit gerettet hat.

Zum zweitenmal hatten die Hunnen den wirtschaftlichen und geographischen Bereich, innerhalb dessen sie sich bisher gehalten hatten, überschritten. Solange die türkischen Bulgaren über die romanische Bevölkerung beiderseits der Donaumündung geboten, taten sie es über eine Unterschicht, die gleich ihren Herren Hirten waren. Auch stand man noch in den letzten Ausläufern des Steppengürtels, längs dessen man von Mittelasien aus westwärts gewandert war. Jetzt hatte man die untere Donau in ihrer ganzen Breite überschritten und sich über die slawischen Stämme des unteren Mösien, Thraziens und Mazedoniens gelegt. Die slawischen Untertanen waren keine Hirten mehr, sondern Bauern. Und sie saßen in den fruchtbaren Ebenen beiderseits des Balkangebirges. Der erste Versuch der Hunnen, über den Steppengürtel hinaus vorzudringen, hatte mit der Katalaunischen Schlacht und dem Zusammenbruch ihres Reiches geendet. Die neue Auseinandersetzung erfolgte in einer mehr friedlichen Form. In der seßhaften, dichtsiedelnden Bauernschaft der Slawen ging die türkisch-hunnische Minderzahl in weniger als zwei Jahrhunderten restlos auf.

ACHTES KAPITEL

DIE TÜRKISCHE VÖLKERWANDERUNG

»Die Geschichte wiederholt sich nie.«
G. Lukács, Thomas Mann 28.

»Es gibt Gesetze in der Geschichte, replizierte ebenso bestimmt Otto Hintze.«
F. Meinecke, Erlebtes 1, 157.

1.

Die Völkerwanderung erschöpft sich für den europäischen Betrachter meist in den Wanderbewegungen der germanischen Stämme. In einigem Abstand fügt er die arabische Völkerwanderung: als Nachspiel, später einsetzend und geschichtlich von geringerer Bedeutung, hinzu. Es scheint an der Zeit, die überkommene Vorstellung auf ihre Berechtigung hin zu prüfen.

Zunächst ist daran zu erinnern, daß die arabische Wanderung nicht erst mit Muhammeds Auftreten anhebt. Man hat sich daran gewöhnt, Vorläufer der germanischen Wanderung anzuerkennen. Die Wanderzüge der Kimbern, Teutonen und Ambronen, der Markomannenkrieg des 2., die Goten- und Alamannenkämpfe des 3. Jahrhunderts fallen in Zeiten, die dem üblichen Ansatz des Beginns der Völkerwanderung auf 375, teilweise erheblich, voranliegen. Auf arabischer Seite ist dasselbe der Fall. Die Nabatäer, Hatra und Palmyra, die Lachmiden von Hira und ihre Gegner, die Ghassaniden, daneben aber manches weniger Bedeutende wie die Wanderungen der Thamud, die Festsetzung palmyrenischer und überhaupt ostsyrischer

Bogenschützen am numidischen Limes[1] — sie alle haben als solche Vorläufer zu gelten. Denn alle, auch die Nabatäer und Palmyrener, waren nach Ausweis ihrer Eigennamen nordarabischer Herkunft[2], mochten sie sich denn eine aramäische Schriftsprache angeeignet haben. Daß schon im 3. Jahrhundert arabische Kultur eine unverächtliche Höhe und sogar eigne Form erreicht hatte, zeigen die Bauten von Hatra, die Fassade von Mschatta[3]. Die Ergebnisse der Ausgrabungen in Hira[4], die großartige Bautätigkeit der Ghassaniden und die altarabische Dichtung der vorislamischen Zeit[5] schließen sich würdig an.

Beide, die germanische und die arabische Wanderung, greifen weit aus. Aber während die Züge der Goten und Wandalen, der Ostgermanen überhaupt, Spanien und Nordafrika, Italien, den Balkan und Südrußland nur erreichten, um dort zu verbluten oder sich zu verlieren, hat das Arabertum in einer Folge gleichgerichteter Stöße sich eine Reihe von Ländern fest einverleibt: Ägypten und die westwärts anschließenden Küstenländer, Palästina, Syrien und den Irak. Und während in jenem Fall um den Preis weitreichender, aber ergebnisloser Züge germanisches Gebiet bis über die Elbe hinaus verlorenging, und nur am Rhein und in den Alpen neues Land hinzugewonnen wurde, handelte es sich bei den *futūḥ al-buldān* um Erwerbungen, die größtenteils dauernd waren. Wie mit den Nabatäern die Gewinnung des Ostjordanlandes und der Sinaihalbinsel begann, so mit den Thamud und den ostsyrischen Bogenschützen die des Nillandes und des Nordrandes der Sahara[6]. Auch im Irak blieb man, als man in Hatra und Edessa, in Hira und im Sawad einmal Fuß gefaßt hatte, in dauerndem Vordringen[7]. Die Entscheidung von Qadisija setzte nur den Schlußstrich einer Bewegung, die trotz gelegentlicher Rückschläge nie aufgehört hatte.

Nicht nur das Ergebnis, auch die Regelmäßigkeit der Vorstöße und ihre geographisch genau festgelegten Bahnen scheiden die arabische Wanderung von der germanischen. Dasselbe gilt von der dritten dieser Wanderungen, die man gemeinhin zu übersehen pflegt: der türkischen.

Sie ist mit den zuvor genannten verknüpft, und als Bestandteil von ihnen erscheint sie in den landläufigen Darstellungen. Die arabische Eroberung wird vollendet und abgelöst von dem Auftreten der seldschukischen und osmanischen Türken. Ebenso läßt man die große germanische Wanderung mit dem Hunnensturm des Jahres 375 beginnen, also mit dem Erscheinen eines Türkvolkes an den Ostgrenzen Europas. Daß beide, Seldschuken und Osmanen dort, Hunnen hier Bestandteile einer einzigen, ebenso gesetz-

mäßigen und in sich geschlossenen Wanderbewegung sind, geht der üblichen Betrachtungsweise viel weniger ein.

Die türkischen Wanderungen haben mit der arabischen dies gemein, daß sie sich in wiederholten Stößen über das gleiche Gebiet erstrecken. Aber während die Beduinen zunächst gegen den »fruchtbaren Halbmond« *(fertil crescent)*, der ihre Halbinsel vom Schatt el-Arab bis zum Golf von Akaba umgibt, andrängten, und erst im weiteren Verlauf sich der langgedehnten nordafrikanischen Küste bemächtigten, vollzog sich die Bewegung der Türkstämme in erster Linie innerhalb der Steppenzone, auf der großen Ost-Weststraße, die den gesamten eurasischen Kontinent seiner Breite nach durchzieht. Doch nicht nur die geographische Beschaffenheit des Raumes schrieb den Türken das Gesetz ihrer Wanderungen vor. Was hinzutrat, waren die erheblichen Klimaschwankungen des eurasischen Bereichs. Wie die Wanderung der Hunnen aus dem turkestanischen Gebiet nach Südrußland mit einem Sturz der Klimakurve um 300 zusammenfiel, so ist das Vordringen der Awaren (Pseudawaren) nach Westen mit einem noch größeren Absinken dieser Kurve um die Mitte des 6. Jahrhunderts verbunden.

Noch eine vierte Bewegung muß genannt werden: die Wanderung der Slawen. Sie sind es, die zuletzt von allen an die Tore der geschichtlichen Räume pochen. Vollzieht sich der Beginn dieser Wanderung: das Eindringen in die Schwarzerdzone, dann die Besetzung des nördlichen Rußland in einem Zwielicht, das durch geschichtliche Zeugnisse wenig erhellt wird, so steht doch das Ergebnis in seiner Mächtigkeit vor aller Augen.

Die slawische Wanderung ist der germanischen fast überall auf dem Fuß gefolgt. Sie hat Gebiete besetzt, die die Vorgänger räumten oder räumen mußten. Der Kampf um diese Gebiete, in furchtbarem Auf und Nieder sich durch Jahrhunderte hinziehend, gleicht einem Wechsel von Flut und Ebbe. Und wie man in den Gezeiten, kosmisch gebunden wie sie sind, das Atmen des Weltalls zu spüren vermeint, so auch in diesem Hin und Her den Atemzug der Geschichte. Nur daß die ersten Vorstöße der Slawen nach Westen — und ebenso nach Süden und Norden — sich nicht aus eignem vollzogen. Sie waren bedingt durch den Druck einander ablösender Türkstämme, die von Ost- und Mittelasien heranbrandend ins russische und osteuropäische Steppengebiet mündeten.

Von den Awaren gedrängt sind die Südslawen in ihre balkanischen Sitze vorgedrungen. Welche Rolle die Türkbulgaren bei der Bildung des bulgarischen Staates und der bulgarisch-slawischen Nation gespielt haben, wurde zuvor deutlich. Noch für den Begründer des zweiten Bulgarenreiches,

Asen I. (1187—95), hat man kumanische Abstammung vermutet[8]. Auf der anderen Seite besteht kein Zweifel daran[9], daß die slawische Wanderung, die seit 600 von der Gegend um Kiew aus sich längs der Desna gegen die obere Oka bewegte, auf heftigen Widerstand der Alanen und Chazaren stieß. Sie kam gen Osten, in der Steppe und an den Ufern der Oka, nur langsam voran. Dagegen bot sich im Norden, zwischen der Oka und den baltischen Gebieten ein weites, unbewohntes Land zur Siedlung an. Dorthin wichen Kriwitschen und Slowenen aus und ließen sich zwischen Minsk und Moskau und bis hinauf zum Ilmensee nieder.

Hier war es, daß die slawische Wanderung nach der türkischen in Berührung mit dem letzten Ausläufer der germanischen kam.

Ungefähr gleichzeitig mit der nördlichen Ausdehnung der Slawen drangen die Waräger in das Gebiet nördlich und südlich des Ladogasees vor[10]. *Biarmaland*, in Ottars Reisebericht und in der Saga von Olaf dem Heiligen genannt, lag in Karelien[11]. Hier, im Gebiet der Tschuden, zeigt sich an den Funden der Einfluß der norwegischen Kultur[12]; hier lagen auch Aluborg am Onega-See und Aldeigjuborg am Ladoga-See[13]. Von dort aus vereinigten die Waräger wirtschaftlich und politisch die Gebiete bis Kiew im Süden, bis Jaroslaw und Nischni-Nowgorod (Gorkij) im Osten[14]. Aber darüber hinaus richtete sich ihnen ein Halt auf. Der permische Bereich, an der oberen Kama, zeigt, daß dort andere Kultureinflüsse wirksam waren: Wolgabulgaren und Magyaren, die Waldgebiete Innerrußlands, vereinzelt Baltisches[15]; erst im 10. Jahrhundert gelangten Waräger nach Kasan und die Wolga abwärts[16]. Ähnlich in der mordwinischen Landschaft, an der Oka und um Tambow: neben Bulgaren faßt man Awaren, Magyaren und Chazaren[17]. Vor allem setzten die Staatenbildungen der Türkvölker dem weiteren Vordringen der Waräger ein Ende. Es sind die beiden Rivalen, Wolgabulgaren und weiter im Südosten Chazaren[18], die sich dem gemeinsamen Feind gegenüber zusammenfinden. Den Dnjepr abwärts waren es die Petschenegen, die die Fahrten der Waräger bedrohten[19].

Und doch drangen warägischer Handel und warägische Waffen überall ein. Das zeigt der Bericht, den Ibn Faḍlān von den »Rus« gibt: er hatte sie bei den Wolgabulgaren beobachten können. Das zeigen auch die normannischen Schwerter, die bei den landnehmenden Magyaren im Gebrauch waren und die sie nur in Südrußland erhalten konnten[20]. Die Weite warägischer Handelsverbindungen bestätigt sich an dem Zustrom, der im Austausch aus dem mittel- und südrussischen Raum nach Norden, in die Heimat der Waräger, ging. Jeder, der die reichen Funde von Birka durchmustert

hat, kennt die Masse omajadischer und frühabbasidischer Münzen, die man dort gefunden hat. Daneben stehen Bestandteile einer Formenwelt, in der Spät- und Nachsasanidisches sich mit Frühislamischem verbindet[21]; die Türkvölker haben wie niemand anderes zu ihrer Verbreitung beigetragen. Sie haben ebenso ihren Weg nach Norden gefunden[22], wie Schöpfungen der Nomadenkunst selbst[23] — beide, um dort übernommen und aus neuem Geist heraus umgeprägt zu werden (Abb. 16).

2.

Es ist ein gewaltiges Gebiet, das sich an der Nordseite des eurasischen Kontinents in dessen ganzer Breite erstreckt. Es umfaßt ganz Osteuropa und setzt sich nach Asien hinein nördlich des Kaspischen, des Aral- und Balchaschsees, dann des Tienschan, Altyntag und Nanschan fort.

Schon Osteuropa ist nicht einheitlich, ist es niemals gewesen. Man hat es eher einen Weltteil als ein Land genannt. Klimatisch durchläuft es die verschiedensten Zonen, von den Salzsteppen des Südens bis zu den Tundren des Nordens — und entsprechend mannigfaltig sind seine Völker und Kulturen. Trotzdem läßt sich eine Kulturscheide beobachten, die von der Adria über Ungarn bis zur Weichselmündung und zum Bottnischen Busen geht. Europa, soweit es östlich davon liegt, gehört enger zusammen. Was noch wichtiger ist: es findet seine Fortsetzung in dem größeren Gebiet, das bis zum Stillen Ozean reicht. Schon die Frühkulturen Osteuropas und Nordasiens weisen eine Reihe von Ähnlichkeiten auf. A. M. Tallgren[24] war der erste, der von der »Eurasia Septentrionalis Antiqua« sprach, und sein Gedanke hat sich in der Forschung bewährt.

Freilich: Tallgrens Einstellung bezog sich ausschließlich auf die vor- und frühgeschichtliche Zeit. Er schloß die griechische Kultur des russischen Südens aus, wie auch alle Einwirkungen von Byzanz, wie das spätere städtische Wesen. Und doch trägt das Gebiet, von dem die Rede ist, auch in geschichtlicher Zeit einheitliche Züge. Die Ebene, die sich vom Jenissei westwärts erstreckt, durch den Ural mehr gegliedert als begrenzt, geht ohne natürliches Hindernis in die norddeutsche Tiefebene, die holländische und flandrische Niederung über, ja sie scheint darüber hinaus noch Fortsetzer zu finden. Und nach Osten erhebt sich Sibirien jenseits des Jenissei erst im Süden und Osten zu größeren Höhen. In diesem meist ebenen oder nur von mäßigen Erhebungen durchzogenen Gebiet vollziehen sich alle Verbindungen ungehinderter und rascher als weiter im Süden. Im Gegensatz

zur vielberedeten Seidenstraße, die schwer überschreitbare Gebirge und Einöden durchquert, durch eine Fülle gegeneinander abgeschlossener Staaten und Kulturen sich hindurchzwängt, verbindet die nordeurasische Niederung nicht nur schneller, sondern sie verbindet zugleich größere und weiter entfernte Bereiche.

So ist es kein Wunder, daß diesem Raum die beiden umfangreichsten Reichsbildungen der Geschichte entwachsen sind: die der Mongolen im hohen Mittelalter und, seit dem Beginn der Neuzeit, die russische. Ähnliche Zusammenballungen, zumindest ähnlicher binnenländischer Gebiete, kennt die Erde höchstens in China. Indien und Iran haben es nur vereinzelt zu vergleichbaren Leistungen gebracht.

Die Südstraße, um sie einmal so zu nennen, verläuft von Gan-su aus durch das Tarimbecken. Nördlich und südlich ziehen sich am Rand der Wüste städtische Siedlungen hin: Ha-mi, Turfan, Qaraschahr, Kutscha, Kaschgar im Norden, Chotan und Jarkand im Süden. Ihnen entlang geht die Straße und setzt sich fort nach Ferghana und ins transoxanische Gebiet oder durch die Pamirtäler nach Baktrien. Zerbrechlich und langgestreckt, von Stadt zu Stadt, durch Wüsten und Hochgebirge ... hat man sie der dünnen, weit auseinandergezogenen Kette von Ameisen verglichen, die sich ihren Weg durch das Gelände suchen. Entlang dieser Straße ist der Handel vom Mittelmeergebiet nach dem Reich der Han gezogen, hat die hellenistische Kunst Baktriens und Gandharas ihren Zug nach Osten angetreten, sind die buddhistischen, manichäischen und nestorianischen Missionare gewandert und hat die chinesische Seide ihre Abnehmer bis nach Iran, nach dem griechisch-römischen und byzantinischen Westen gefunden.

Ganz anders die Nordstraße, wenn man von einer Straße sprechen darf, wo es sich um das ungeregelte Nebeneinander zahlloser Pisten handelt: um ein breites Bett, darin ein Völkerverkehr strömte. Nicht die städtischen Kulturen Chinas, Ostturkestans, Irans und der Mittelmeerwelt vollziehen ihren Austausch, sondern barbarische Nomaden und Reiterstämme des Nordens. Nirgendwo begleiten städtische Siedlungen ihren Weg. Der Gürtel der Präriesteppe, südlich der Waldzone und nördlich der Trockensteppe und der Wüstenkette (Gobi, Taklamakan, Kizil-kum, Üstjurt und Lut) verlaufend, weist den Wandernden ihre Straße. Von der mongolischen Steppe über die kirgisische und südrussische zieht sie sich gleich einem breiten Band, das in Dobrudscha und Walachei, in der Theißebene und kleinem Alföld seine westlichen Ausläufer besitzt.

Kein wirkliches Hindernis stellt sich dem, der vom Orchon oder Kerulen zum Balchasch-See zieht, in den Weg. Weder Altai noch die nördlichen Ausläufer des Tienschan bedeuten eine Sperre. Nördlich des Tarbagatai, längs des Irtysch, führt der Weg nach Tschugutschak, südlich ein zweiter durch die Täler des Julduz und Ili am Issik-kul vorbei. Iranische Stämme, Tocharer und Śaka, sind hier in vorchristlicher Zeit nach Westen vorgedrungen; andere, wie *Arsi-ärśi*[25] nach Osten gegangen. Aber meist sind sie die Nordstraße nur ein Stück weit gezogen, um bei sich bietender Gelegenheit nach Süden einzubiegen, wo die großen Kulturzentren lockten. Erst in den nachchristlichen Jahrhunderten wurde die große Völkerstraße ihrer ganzen Länge nach durchmessen.

Denn die Westwanderung der Hunnen eröffnete eine Kette von Bewegungen, die für die Dauer eines Jahrtausends nicht mehr abreißen sollte[26]. Awaren und Onoguren sind bereits entgegengetreten. Es kamen Chazaren, Petschenegen, Uzen und Kumanen, und ihnen folgte als großartiger Abschluß der Vorstoß der Mongolen.

3.

In der Geschichte der Hunnen ist das Schicksal der anderen Türkvölker beispielhaft vorgebildet. Aufs große hin gesehen, zerlegt sich das geschichtliche Auftreten der Hunnen in drei Abschnitte. Am Anfang steht der Kampf mit dem Reich der Han: ein erbittertes Ringen, das sich mit wechselndem Gewinn durch Jahrhunderte hinzieht. Am Ende steht das Aufgehen des einen Teils der Hunnen im Ganzen des chinesischen Volkes und Reiches, die Wanderung des anderen nach Westen. Mit dieser beginnt der zweite Abschnitt; auch er erstreckt sich über mehrere Jahrhunderte. Er führt die Hunnen in die südrussische und ungarische Steppe, sieht den Höhepunkt ihrer Macht und geschichtlichen Wirkung, und endet mit ergebnislosen Feldzügen nach Gallien und Italien. Der dritte Abschnitt umfaßt den Untergang des hunnischen Reiches und das Aufgehen der Reste in einem neuen Volk.

Doch dieses Aufgehen in neuem Volkstum bedeutet in Wahrheit eine Wiedergeburt. Denn dies ist das Besondere an der Geschichte der türkischen Wanderung, daß jedes neue Volk, das auftaucht und die Reste seiner Vorgänger in sich aufnimmt, wieder ein Türkvolk ist. Untergang einer geschichtlichen Individuation fällt mit dem Entstehen einer neuen und zugleich wesensverwandten zusammen. Diese ständige Erneuerung gibt der türkischen

Völkerwanderung ihren besonderen Charakter. Daß ein volles Jahrtausend lang das Nachströmen neuer Türkvölker nicht aufhörte, bewirkte eine unerhörte Konstanz.

Das Ergebnis spiegelt sich in der sprachlichen Entwicklung. Jedem, der sich mit den Türksprachen beschäftigt hat, drängt sich die nahe Verwandtschaft der meisten von ihnen und die unverrückbare Erhaltung des ursprünglichen Sprachbaues auf. So kommt es, daß die Mehrzahl dieser Sprachen morphologisch dasselbe Bild bieten. Der Sprachvergleicher sieht sich darum einer ungewohnten Lage gegenüber. In derart zentralen Gebieten wie in Westturkestan oder an der Nord- und Westküste des Schwarzen Meeres werden meist Mischdialekte gesprochen. »Überhaupt«, sagt P. Grönbech[27], »hat im ganzen Steppengebiet seit der frühesten Ausdehnung der Türkvölker eine immer von neuem einsetzende Überlagerung und ein Ineinanderschieben nahe verwandter Dialekte stattgefunden, was dazu beigetragen hat, Eigentümlichkeiten und Sonderbildungen zu verwischen. Das ist die Erklärung für den . . . fast sagenhaft gewordenen Konservatismus der Türksprachen. Sobald sich indessen eine türkische Sprache dem Einfluß verwandter Sprachen entzieht, ist sie in wenigen Jahrhunderten einer reichen Sonderentwicklung fähig, wie es am deutlichsten das Jakutische und Tschuwaschische beweisen.«

Die bisherige Forschung hat, soweit sie ihr Interesse der türkischen Völkerwanderung zuwandte, den Nachdruck auf den fernen Osten, auf die Auseinandersetzung mit China, gelegt. R. Grousset, geistreicher Betrachter wie wenige, ließ es dabei an glänzenden Formulierungen nicht fehlen. Gerade in der Auseinandersetzung mit China schienen sich ihm die Parallelen zur übrigen, d. h. der germanischen Völkerwanderung aufzudrängen[28].

Liu-tsung (310—18), der Eroberer von Lo-jang, ist ihm der Attila Chinas[29]. Die Verlegung der chinesischen Grenze südlich des Jangtse unter den südlichen oder östlichen Dsin 317 wird mit der Aufgabe der weströmischen Provinzen, dem Rückzug der Reichsgewalt in die östlichen verglichen[30]. Sche-leis Interesse für die chinesischen Klassiker läßt ihn zum Gegenstück Theoderichs werden[31]. Die Herrschaft, die die türkischen To-ba (Tabgatsch) gegen Ende des 4. Jahrhunderts im Norden Chinas auf den Trümmern älterer nomadischer Staatengründungen errichten, entspricht dem Frankenreich, das die Besitzungen der Burgunden, Westgoten und Langobarden in sich aufnimmt; der Eifer derselben To-ba zugunsten des Buddhismus den christlichen Bestrebungen der Merowinger[32]. To-ba Dao macht durch seinen Sieg über die Žuan-žuan den großen nomadischen Einfällen ein Ende,

wie Chlodwich es durch seinen Alamannensieg bei Tolbiacum tat[33]. So werden die To-ba überhaupt zu den »Franken des Fernen Ostens[34]«, und die Blüte buddhistischer Plastik in den Grotten von Jün-kuang[35] und Long-men[36] sind ein Gegenstück zu Chartres und Reims[37], darin sich das christianisierte Barbarentum der Franken nach den dunklen Jahrhunderten zum Glanz des hohen Mittelalters erhebt ...

Der Blick auf eine Karte, die die heutige Verteilung der Türksprachen und -stämme wiedergibt[38], zeigt ein gänzlich anderes Bild. Die Kriege mit China, die in der geschichtlichen Darstellung einen so breiten Raum einnehmen, sind ohne positive Bedeutung geblieben. Auch da, wo die Türkstämme als Eroberer auftraten, haben sie der Amalgierungskraft des Chinesentums keinen Widerstand leisten können. Ohne Spuren zu hinterlassen, sind sie in dem ungeheuren Mischkessel des »colossal China« aufgegangen. Aber auch das Steppengebiet nördlich und südlich der Gobi, weiter Ordos und Tschachar, Orchon und Selenga, der Ötükän-Wald, einst Mittel- und Ausgangspunkt türkischer Größe[39] — alle sind sie in fremde Hand geraten. In den Ländern westlich des Altai hingegen: in der Kirgisensteppe, in Ost- und Westturkestan und bis hin zu den Baschkiren und Kalmücken an der Wolga, den Krimtürken hat sich das Volkstum als dauerhaft erwiesen. Und weit nach Westen vorgeschoben, konnten sich in Ungarn und der Türkei zwei Staatsgründungen bis zur Gegenwart halten.

Das zeigt: die Akzente müssen anders gelegt werden. Geschichtlich bedeutsam sind allein die Staatengründungen im Westen geworden. Dort hat sich das türkische Volkstum, im Gegensatz zum Fernen Osten, auch von den Mongolen nicht verdrängen lassen. Der glänzende Vergleich zwischen Germanen und römischem Reich hier, Türken und China dort, krankt an einem grundsätzlichen Fehler. Einerseits hat das Römerreich — zumindest im Westen — nicht die Regenerationskraft besessen, die China seit den Tang aufgebracht hat. Auf der anderen Seite ist es so, daß das Vordringen der Türkstämme am Huang-ho und das der Germanen am Rhein sich zwar äußerlich vergleichen lassen. Aber im Gegensatz zu dem Gebietsgewinn germanischer Stämme ist auf der Seite der Türken ein völliger Verlust der einstigen Stammgebiete an Chinesen und Mongolen zu verzeichnen. Was blieb, haben die Tungusen, bis zum Jenissei vorstoßend, nach Norden abgedrängt. In die Waldzone zurückgeschoben, sind die türkischen Jakuten von Reiterhirten zu Rentiernomaden geworden[40].

Neben dem Verlust sei der Gewinn vermerkt. Während die dauernden Ergebnisse der germanischen Völkerwanderung nicht in den weit ausgreifen-

den Zügen der Goten, Wandalen und anderer ostgermanischer Stämme zu suchen sind, sondern in dem sparsamen Geländegewinn längs des Rheins und des Alpengebietes, liegt es bei den Türken umgekehrt. Nicht an den Grenzen ihres einstigen Stammgebietes haben sie sich ausgebreitet, sondern gerade die fernreichenden Unternehmungen westlich des Altai haben Erfolg gehabt. Derart, daß heute die geschlossenen Siedlungsgebiete sich quer durch Mittelasien nach Westen bis zur Wolga, bis beiderseits des Kaspischen Sees, des Schwarzen Meeres und des Bosporus erstrecken.

ANMERKUNGEN

ERSTES KAPITEL

HIUNG-NU UND HAN

1. Über Reisbau in Babylonien: E. Herzfeld, AMI. 4, 29.
2. O. Janse, BMFEAStockh. 3,99f.; F. Heger, Alte Metalltrommeln aus Südostasien; W. Eberhardt, Eine neue Arbeitshypothese über den Aufbau d. frühchines. Kult., Tagungsberichte der Gesellschaft für Völkerkunde 2, Leipzig 1936.
3. Zum Folgenden E. Rousselle, Sinica 1941, 134f., 145f.
4. E. Rousselle, Lau-dse 63f.; Sinica 1941, 142f.; Chinesisch-deutscher Almanach 1935, 14f., 31f.
5. E. Rousselle, Lau-dse 62.
6. E. Rousselle, a. a. O. 62.
7. L. Bachhofer, Welt als Geschichte 3, 256f.; H. G. Creel, The Birth of China 43; A. Herrmann, Sinica-Sonderausgabe 1937, 82.
8. Die Literatur bei L. Bachhofer, a. a. O. 256 Anmerkung 1; dazu J. G. Andersson, BMFEAStockh. 11, 1f.
9. L. Bachhofer, Sinica-Sonderausgabe 1935, 101f.
10. Ein Überblick bei W. Andrae, Handbuch der Archäologie 1, 649f.
11. Grundlegend Sir Aurel Stein, Journal R. Anthrop. Inst. 64, 179f.; Innermost Asia 2, 151f.; Arch. Reconnaiss. in NW. India and SE. Iran (1937); V. G. Childe, New Light on the Most Anc. East 228f., 260f.; S. Courbiau, Iraq 4, 1f.; D. H. Gordon, ebenda 5, 85f.; Field-Prostow, Ars Islam. 5, 233f.; E. F. Schmidt, Excav. Tepe Hissar, Damghan (1937); E. A. Speiser, Bull. Amer. Inst. Iran. Art 5, 3f.
12. H. Mode, Indische Frühkulturen (1944).
13. M. Loehr, Ostasiatische Zeitschrift 1936, 1f.
14. H. G. Creel, a. a. O. 59.
15. L. Bachhofer, Welt als Geschichte 3, 277; anders M. Loehr, a. a. O. 13f.; weiter H. G. Creel, a. a. O. 114f.; E. H. Minns, The Antiqu. Journal 10, 12f.; J. Wiesner, Forschungen und Fortschritte 1941, 132.

16. H. G. Creel, a. a. O. 32, 149f.; B. Hrózny, Archaeologia Orientalis 10, 437f.; E. Erkes, T'oung Pao 36, 28f. glaubt an innerchinesischen Ausgangspunkt.
17. J. Wiesner, N. Jahrbuch 1941, 191 Anmerkung 1; Masken der Dschou-Zeit: H. G. Creel, a. a. O. 248; H. Ardenne de Tizac, Artibus Asiae 1, 171 Abb.; Totenmasken in Vorderasien: M. Rostovtzeff, Yale Classical Studies 5, 185 mit Literatur; Gipsmasken von Oglakty: A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 11, 71, 77, 72 Abb. 3.
18. H. G. Creel, a. a. O. 148f.
19. H. G. Creel, a. a. O. 142f.
20. H. G. Creel, a. a. O. 145, Tafel 12.
21. L. Bachhofer, a. a. O. 278f.
22. J. Wiesner, a. a. O. 191.
23. H. G. Creel, a. a. O. 57f.
24. B. Laufer, Chinese Clay Figures (Field Museum, Anthropological Series 13, 2) 1, 185f.
25. M. Rostovtzeff, Mon. Piot 26, 136; The Animal Style 79.
26. P. Pelliot, T'oung Pao 1926, 265.
27. O. Franke, Geschichte des chinesischen Reiches 1, 195; B. Laufer a. a. O. 222; E. Erkes, a. a. O. 70f.; J. J. M. de Groot, Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens 1, 34.
28. Zusammenfassend W. Eberhardt, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas 47f.
29. Zuletzt P. Pelliot, La haute Asie 6.
30. P. Pelliot, a. a. O. 7, der auf die Arbeiten Rostovtzeffs und Laufers verweist.
31. E. Erkes, a. a. O. 54f.
32. J. Wiesner, Praehistorische Zeitschrift 30-1, 382; die „Gürtelträger", also die Nomaden, begegnen in der iranischen Apokalyptik: R. Reitzenstein, Studien zum antiken Synkretismus 44f.; F. Cumont, Rev. hist. relig. 103, 66 Anm. 4, 75 Anm. 4; F. Altheim, Weltgeschichte Asiens 2, 175.
33. E. Chavannes, Les mém. hist. de Se-ma Ts'ien 1, LXIII; B. Laufer, a. a. O. 223; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 3; ähnlich 82.
34. B. Laufer, a. a. O. 223 Anm. 3; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 94.
35. B. Laufer, a. a. O. 223; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 3.
36. O. Franke, AbhBAW. 1904, 10 Anm. 3; F. W. K. Müller, SBAW. 1918, 574; G. Haloun, ZDMG. 91, 245 Anm. 1. Ablehnend gegenüber der Annahme eines älteren hunnischen Reiches: G. Haloun, ZDMG. 91, 306 Anm. 1.
37. W. M. McGovern, The Early Empires of Central Asia 116, 117f.
38. St. Julien, Journal asiatique 1864, 331; V. J. Tolmačew, Euras. Sept. Ant. 11, 160f.
39. B. Laufer, a. a. O. 226f.; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 49f.
40. E. Chavannes, Miss. arch. dans la Chine septentr. 1,1 Nr. 47; La sculpture sur pierre en Chine Tafel 38; B. Laufer, a. a. O. 228; W. P. Yetts, Eur. Sept. Ant. 9, 240f. Abb. 4.
41. J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 63.

42. Zum Folgenden G. HALOUN, a. a. O. 245f.; zur archäologischen Bezeugung: A. N. BERNŠTAM, Izv. Ak. Nauk SSSR. 1949, 95.
43. G. HALOUN, a. a. O. 290f.; vgl. B. KARLGREN bei ST. KONOW, Asia Major 9, 958; CII. II 1 p. LIXf; Zur Sprache der Jüe-dschi (Tocharer): HANSEN-ALTHEIM, La Nouv. Clio 1951, 41f.; Aus Spätantike u. Christent. 78f.
44. G. HALOUN, a. a. O. 251; vgl. ST. KONOW, CII. II 1 p. XVI; B. KARLGREN, Analyt. Dict. of Chinese 233 Nr. 773.
45. ST. KONOW, SBAW. 1935, 772f.; 800f.
46. E. HERZFELD, AMI. 4, 24f.; W. W. TARN, The Greeks in Bactria and India 278.
47. Zum Folgenden F. ALTHEIM, Weltgeschichte Asiens 2, 108f.; Sir JOHN MARSHALL, JRAS. 1947, 18f.
48. Zum Folgenden F. ALTHEIM, a. a. O. 2, 102f.; zum Namen der Sakauraker: HANSEN-ALTHEIM, La Nouv. Clio 1951, 61; Aus Spätantike u. Christent. 95.
49. Westnik Ak. Nauk Nr. 6/1948 (S. P. TOLSTOW und M. A. ORLOW).
50. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 83.
51. O. JANSE, BMFEAStockh. 2, 67f.; M. ROSTOVTZEFF, The Animal Style 80.
52. M. ROSTOVTZEFF, Mon. Piot 26, 136.
53. B. LAUFER, a. a. O. 313f.
54. M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 271, Abb. 70; C. DIEM, Asiatische Reiterspiele 40.
55. B. LAUFER, a. a. O. 230f.
56. E. CHAVANNES, T'oung Pao 7, 255, 259; A. CONRADY, Die chinesischen Handschriften- und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Loulan 127 Nr. 51; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 91, 103 u. a. m.
57. E. CHAVANNES, La sculpture sur pierre en Chine Taf. 13; O. SIRÉN, Les arts anciennes de la Chine 3 Taf. 17A, S. 12; Über die Sonnenschirme auf den Wagen: F. BERGMAN, Archeological Researches in Sinkiang 168.
58. B. LAUFER, a. a. O. 231.
59. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 137.
60. A. WYLIE, Journ. Anthrop. Instit. 10, 61.
61. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 85.
62. A. WYLIE, a. a. O. 52; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 164, 231.
63. B. LAUFER, a. a. O. 230; O. FRANKE, Geschichte des chinesischen Reiches 1, 342f.; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 118f.
64. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 125f.
65. SÉGALAN-GILBERT DES VOISINS-LARTIQUE, Mission archéologique en Chine, Atlas 1 Taf. 2-3; V. SÉGALAN, Journal asiatique 1915, 1, 471f.; C. HENTZE, Artibus Asiae 1, 31f., 148; J. C. FERGUSSON, ebenda 4, 228f.; O. SIRÉN, a. a. O. 3, 6f. Ein stilistisch verwandtes Stück: R. S. JENYNS, British Museum Quarterly 11, 115 Taf. 30a.
66. Ähnlich M. ROSTOVTZEFF, Mon. Piot 28, 161f.
67. B. LAUFER, a. a. O. 229.
68. O. FRANKE, a. a. O. 1, 273, vgl. 355; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 214.
69. W. P. YETTS, Eur. Sept. Ant. 9, 328f.; E. ERKES, T'oung Pao 36, 27.
70. A. SALMONY, Sino-Siberian Art Taf. 8, 3; 10, 2; 5; 6.

71. W. P. YETTS, a. a. O. 238 f.
72. W. P. YETTS, a. a. O. 237 f., Abb. 1; B. KARLGREN, Gramm. Serica 135 Nr. 40.
73. J. WIESNER, Germanien 1942, 218; vgl. Amer. Journ. Arch. 37, 36 Abb. 6.
74. F. HIRTH, JAOS. 37, 95, 103, 106; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 2, 14, 39f., 110f.; W. P. YETTS, a. a. O. 231 f.; W. W. TARN, Hellenist. Milit. and Naval Development 77f. und App. II; The Greeks in Bactria and India 16, 308f.; O. FRANKE, a. a. O. 1, 344; W. EBERHARDT, Zeitschrift für Ethnologie 73, 229 Nr. 39, 257.
75. Excavations at Dura-Europos 1928/29 Taf. 41, 2; 43, 2; 1931-33, 448; Taf. 35, 3-4; 36, 3 u. a. m.
76. W. W. TARN, Hellenist. Milit. and Naval Developments 78; B. LAUFER, Irano-Sinica 208 f.; W. M. MCGOVERN, a. a. O. 132; W. EBERHARDT, a. a. O. 223 Nr. 236.
77. F. HIRTH, a. a. O. 108 f.; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 2, 39 f.; Sir AUREL STEIN, Innermost Asia 1, 341 f.
78. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 2, 42.
79. J. WIESNER, a. a. O. 90; W. P. YETTS, a. a. O. 242 f.
80. O. SIRÉN, a. a. O. 3 Taf. 27, S. 17; W. P. YETTS, a. a. O. 248 f. Abb. 7, zur Datierung a. a. O. 248 Anm. 1.
81. E. CHAVANNES, a. a. O. Taf. 38, 41; A. CONRADY, a. a. O. 135 Nr. 104; F. HIRTH, a. a. O. 95.
82. M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 271, Abb. 67; vgl. E. BLOCHET, Musulman Painting Taf. 74, 94.
83. B. LAUFER, a. a. O. 212 f.; E. CHAVANNES, Docum. chin. découv. par A. STEIN XVI; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1,278; 2,39; vgl. Sir AUREL STEIN, On Ancient Central-Asian Tracks 114; Serindia 1,246, 343, 463 f.; 2,759; 3 Taf. 50; Ruins of Desert Cathay 1,443, Abb. 138, 26.
84. B. LAUFER, a. a. O. 267; W. ARENDT, Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde N. F. 5, 28; F. ALTHEIM, Helios und Heliodor von Emesa 33f.; Literatur und Gesellschaft 1, 108 f.; B. THORDEMANN, Acta Archaeologica 4, 140; 143; Geograf. Ann. 17, 215 f.
85. »Plate armour, split armour«: B. THORDEMANN, a. a. O. 117 f.; B. LAUFER, a. a. O. 258.
86. Ein Neufund aus der sasanidischen Burg Kasr-i-Abu Nasr bei Schiras: Bull. Metrop. Mus. 1934 II Abb. 11.
87. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 3; J. G. ANDERSSON, BMFEAStockh. 4, 274; B. THORDEMANN, a. a. O. 137.
88. H. APPELGREN-KIVALO, Alt-altaische Kunstdenkmäler Abb. 80-81; A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 8, 183 Abb. 12b u. c; M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 269 f.; B. THORDEMANN, a. a. O. 137 f.
89. H. APPELGREN-KIVALO, a. a. O. Abb. 80; A. M. TALLGREN, a. a. O. 184 Abb. 12b; zum „kaftan cuirass" M. ROSTOVTZEFF, a. a. O. 229 Anm. 1; F. ALTHEIM, Welt als Geschichte 2, 335 Anm. 112, 340 und Abb. 2.
90. H. APPELGREN-KIVALO, a. a. O. Abb. 93; B. LAUFER, a. a. O. 221 f.; A. V. LE COQ, Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens 67 Abb. 100;

Zuweisung an Aorser und Alanen: M. ROSTOVTZEFF, CAH. 11, 100; Yale Classical Studies 5, 209 Anm. 148; The Animal Style 107 Anm. 2; Zuweisung an die Awaren: A. M. TALLGREN bei B. THORDEMANN, a. a. O. 186 Anm. 40.
91. O. SIRÉN, a. a. O. 2, 91 f.; B. THORDEMANN, a. a. O. 138.
92. J. KITAYAMA, West-östliche Begegnung 46; H. O. STANGE, Asia Maior N. F. 1, 145 f.
93. Zu ihnen mögen die waagrechten Stangen und Deichselabschlüsse gehört haben, die A. SALMONY, Sem. Kondak. 6, 131 f., behandelt hat. Nomadische Wagen auf Bronzeplaketten bei A. SALMONY, Sino-Siberian Art Taf. 21, 3-4.
94. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 38, 104, 136.
95. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 130.
96. H. H. DUBBS, T'oung Pao 36, 64 f.
97. A. WYLIE, a. a. O. 53 f.; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 234.
98. H. H. DUBBS, a. a. O. 36, 70 f.; W. W. TARN, Hellenist. Milit. and Naval Developments 102 f.; Armbrustfund bei Sir AUREL STEIN, Innermost Asia 1, 290 f.; F. BERGMAN in: Archeological Researches in Sinkiang (The Sino-Swedish Expedition 7) 163 f.; Sir AUREL STEIN, Serindia 2, 758 f.
99. Die Analogie zu Rom: Sir AUREL STEIN, Serindia 2, 743; L. HALPHEN, CAH. 12, 104.
100. F. BERGMAN, a. a. O. 165 Anm. 1.
101. M. P. CHARLESWORTH, Trade-Routes and Commerce of the Roman Empire[2] 98 f.; N. C. DEBEVOISE, A Political History of Parthia 203 Anm. 1; Seide und Seidenweberei in Iran: E. HERZFELD, Am Tor von Asien 123 f.
102. Sir AUREL STEIN, On Ancient Central-Asian Tracks 295 setzt ihn nach dem Vorbild v. Richthofens (vgl. A. HERRMANN, Das Land der Seide 102 Anm. 7; Ancient Khotan 1, 54 f.) in die Nähe von Chat bei Daraut-Kurghan im Karategin-Tal.
103. F. HIRTH, a. a. O. 37, 109, vgl. 100; Sir AUREL STEIN, On Ancient Central-Asian Tracks 24.
104. E. CHAVANNES, T'oung Pao N. F. 8, 156.
105. O. FRANKE, a. a. O. 1, 395 f.; seine Biographie übersetzt von E. CHAVANNES, T'oung Pao 7, 216 f. Eine Würdigung bei Sir AUREL STEIN, a. a. O. 26; dazu W. M. MCGOVERN, a. a. O. 264 f.
106. E. CHAVANNES, a. a. O. 216.
107. E. CHAVANNES, a. a. O. 221, 223, 226, 227.
108. E. CHAVANNES, a. a. O. 226.
109. Sein Gesuch bei E. CHAVANNES, a. a. O. 238 f.
110. Sir AUREL STEIN, Innermost Asia 1,540 f.; 2,573 f.; Serindia 1,331; 3,1147; E. CHAVANNES, Dix inscriptions chinoises de l'Asie Centrale 17 f.
111. A. WYLIE, a. a. O. 23; E. CHAVANNES, T'oung Pao N. F. 8, 217.
112. A. WYLIE, a. a. O. 60.
113. E. CHAVANNES, a. a. O. 216 f.; Sir AUREL STEIN, Innermost Asia 2,806 f.
114. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 149.
115. Sir AUREL STEIN, a. a. O. 2, 786 f.
116. J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 240.

117. J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 190f.
118. O. Franke, a. a. O. 1, 241f.; A. Herrmann, Geografiske Annaler 17, 134f.
119. A. Wylie, a. a. O. 22; dazu Sir Aurel Stein, a. a. O. 1, 309, 338f.
120. Sir Aurel Stein, Serindia 2, 741f.; A. Wylie, a. a. O. 10, 25.
121. Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 140.
122. E. Chavannes, Documents chinois découverts par A. Stein VII; Sir Aurel Stein, Serindia 2, 726f.; Innermost Asia 1, 343f.
123. Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 176, 182; Serindia 2, 729; E. Chavannes, a. a. O. VII.
124. Sir Aurel Stein, Innermost Asia 1, 185f., 261; Serindia 2, 568f., 605f., 736.
125. Sir Aurel Stein, Serindia 3, 710f.; Innermost Asia 1, 184f., 259f.
126. Sir Aurel Stein, Innermost Asia 1,180f.; 3 Plan 10, 286f.
127. Zusammenfassend Sir Aurel Stein, Serindia 2,736f.; vgl. Innermost Asia 1,342f.
128. E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 7,227, 244; 8,167; J. J. M. de Groot, a. a. O., 1, 39f.
129. Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 180; Serindia 2, 752.
130. A. Conrady, a. a. O. 28; E. Chavannes, Documents chinois découverts par A. Stein XVIIf.; Sir Aurel Stein, Serindia 2, 765f.
131. J. J. M. de Groot, a. a. O. 2,53; A. Conrady, a. a. O. 18; Sir Aurel Stein, Serindia 1, 410f.
132. A. Conrady, a. a. O. 135.
133. A. Conrady, a. a. O. 16f.; E. Chavannes, a. a. O. VIIf.; A. Herrmann, Lou-lan (1931).
134. F. Bergman, a. a. O. 40.
135. Sir Aurel Stein, On Ancient Central-Asian Tracks 138; Hirth Anniversary Volume 368; Serindia 1, 373f.
136. A. Conrady, a. a. O. 19, Taf. 3 III, 29f.; Sir Aurel Stein, Serindia 1,100; 3, Taf. 4; C. G. Seligmann und H. C. Beck, BMFEAStockh. 10, 1f.; Amer. Journ. Arch. 1939, 122f.; J. Hackin, Mélanges Dussaud 2, 941f.; H. Heichelheim, An Economic Survey on Ancient Rome 4, 156; Pap. Oxyrrh. 741, 1294.
137. F. Cumont, CAH. 11, 628; L'Egypte des astrologues 91; O. Falke, Kunstgeschichte der Seidenweberei 13f.; Sir Aurel Stein, Innermost Asia 3 Taf. 76f.
138. G. Nioradze, Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern 5; A. Salmony, Sino-Siberian Art 19. Über den Ursprung des Schamanismus zuletzt M. Eliade, Revue hist. relig. 131, 5f.
139. G. Nioradze, a. a. O. Taf. 12; R. Karutz, Die Völker Nord- und Mittelasiens (Atlas der Völkerkunde 1) 17, 10; 41, 11; 43, 25-27; 31; 77, 12-13; 79, 14. Dazu K. Meuli, Hermes 70, 147.
140. K. Meuli, a. a. O. 147 Anm. 8.
141. G. Nioradze, a. a. O. Taf. 16, S. 16f.; vgl. B. Laufer, a. a. O. Taf. 41f.
142. G. Nioradze, a. a. O. 85.
143. B. Laufer, a. a. O. 198f. Taf. 15-17; O. Sirén, a. a. O. 2 Taf. 75A. Dazu O. Franke, a. a. O. 1, 74; B. Schindler, Priestertum im alten China 1,8. 10f., 23; W. M. McGovern, a. a. O. 107; E. Erkes, T'oung Pao 36, 46, 56; C. Hentze, Asia Maior N. F. 1, 74f.

144. G. NIORADZE, a. a. O. 64; J. WIESNER, Archäologischer Anzeiger 1942, 443 Anm. 7; E. J. LINDGREN, Geografiske Annaler 17, 372, Taf. 2.
145. G. NIORADZE, a. a. O. 64.
146. B. LAUFER, a. a. O. Taf. 35, 38.
147. Nach Mitteilung von E. SCHÄFER und K. BEGER, die solche Stücke 1938 in Lhasa aufgenommen haben. Vgl. noch H. APPELGREN-KIVALO, a. a. O. Abb. 93.
148. G. SANDSCHEJEW, Anthropos 23, 538; A. ALFÖLDI, Magyar Nyelv 1932, 327 f.; A. ZEKI WALIDI TOGAN, Abh. Kunde Morgenl. 24, 3, 276.
149. Zum Folgenden F. ALTHEIM, Weltgeschichte Asiens 2, 31 f.
150. G. NIORADZE, a. a. O. 79 f.; H. HASLUND-CHRISTENSEN, Jabonah 260 f., 266; E. J. LINDGREN, a. a. O. 376, Taf. 5 f.
151. A. ALFÖLDI, La royauté double des Turcs (IIme Congr. Turc d'hist. 1937) 13; V. THOMSEN, Inscript. de l'Orkhon déchiffr. 97, 107, 115; W. MÜLLER, Kreis und Kreuz (1938); K. KERÉNYI, Mythologie und Gnosis (Albae Vigil. 13) 22 f.
152. Fr. 57, 6; 8 f. Nauck².
153. Diodor 2, 38, 6.
154. Strabon 15 p. 708.
155. Pap. Oxyrrh. 413 kol. 2, 58 f.; E. HULTZSCH, Hermes 1904, 307 f.; W. SCHUBART, Einführung in die Papyruskunde 136 f.
156. Iustin. 41, 2, 8; Plutarch., Crass. 23, 9.
157. Plutarch., Crass. 23, 8 f.
158. A. WYLIE, a. a. O. 54; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 137, 234; E. CHAVANNES, Documents chinois découverts par A. STEIN 229, 231; A. CONRADY, a. a. O. 136 Nr. 106.
159. E. CHAVANNES, T'oung Pao N. F. 7, 220.
160. B. SCHINDLER, a. a. O. 1, 19, 21, 31.
161. Berliner Ausstellung chinesischer Kunst Nr. 277.
162. R. BLEICHSTEINER, Wiener Beitr. z. Kulturgesch. u. Linguist. 4, 415 f.
163. O. SIRÉN, a. a. O. 2, 34; M. ROSTOVTZEFF, The Animal Style 80.
164. B. SCHINDLER, a. a. O. 1, 13.
165. B. KARLGREN, BMFEAStockh. 9, 79 f. Zu allem Folgenden: R. BLEICHSTEINER, Ber. d. Asien-Arbeitskreises 2, 29 f.
166. M. ROSTOVTZEFF, Inlaid Bronzes of the Han Dynasty (1927).
167. M. ROSTOVTZEFF, a. a. O. Taf. 14 f.; O. SIRÉN, a. a. O. Taf. 79 f.; G. EUMORFOPULOS, Artibus Asiae 1, 203 Abb. 1.
168. M. ROSTOVTZEFF, a. a. O. 1 f.; The Animal Style 81 f.
169. O. SIRÉN, a. a. O. 2 Taf. 2B, 3-4, 13D, E, 43, 82B; 3 Taf. 4, 5B, 16A, 17A, 18, 24, 26B, 27, 31; vgl. British Museum Quarterly 11, 115 Taf. 30a; Ars Asiat. 7 Taf. 10, 219, 220; 22, 550; 23, 270 bis: Cicerone 1929, 314 Abb. 2.
170. M. ROSTOVTZEFF, Mon. Piot 28, 155 f.; Semin. Kondak. 1, 147 f.; The Animal Style 109 f. Anm. 9.
171. E. ERKES, T'oung Pao 36, 63; J. J. M. DE GROOT, a. a. O. 1, 2; 2, 38. Einhöckrige Kamele: W. EBERHARD, a. a. O. 226 Nr. 29, 234 Nr. 47, 237 Nr. 63; W. W. TARN, The Greeks in Bactria and India 376 f.

202. L. Morgenstern, a. a. O. 201 f., Taf. 69, 2-4.
203. M. Rostovtzeff, The Animal Style 99. Mit Recht hat A. Salmony, Semin. Kondak. 6, 161 f., waagrechte Stangenabschlüsse ausgeschieden.
204. H. Haslund-Christensen, a. a. O. 52 f.
205. C. Diem, a. a. O. 30 f.
206. A. Wylie, a. a. O. 54; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 235.
207. C. Diem, a. a. O. 146.
208. C. Diem, a. a. O. 146.
209. B. Laufer, The Early History of Polo, A.-A. aus: Polo 1932 Nr. 5 (April).

ZWEITES KAPITEL

WESTWANDERUNG

1. Zum Folgenden B. Hóman, Geschichte des ungarischen Mittelalters 1, 17 f.; L. Halphen, CAH. 12, 104 f. Das Buch von F. J. Teggart, Rome and China; a Study of Correlations in Historical Events (Berkeley 1939) ist mir nur aus der Besprechung von H. Last, JRomStud. 1940, 109 f. bekannt.
2. O. Franke, Geschichte des chinesischen Reiches 1, 241 f.
3. O. Franke, a. a. O. 1, 332.
4. O. Franke, a. a. O. 1, 335 f.
5. W. M. McGovern, The Early Empires of Central Asia 137.
6. J. J. M. de Groot, Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens 1, 186 f.
7. J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 199.
8. J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 200.
9. J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 200.
10. O. Franke, a. a. O. 1, 355.
11. O. Franke, a. a. O. 1, 356; W. M. McGovern, a. O. 165 f., 189 f.
12. A. Wylie, Journ. Anthrop. Institute 10, 52 f.; J. J. M. de Groot, a. a. O. 1, 233 f.
13. Literaturangaben Ostasiatische Zeitschrift 1936, 109 Anm. 9.
14. M. P. Griaznow, Wiener Praehistorische Zeitschrift 1928, 120 f.; Amer. Journ. Arch. 1933, 30 f.; weitere Angaben bei R. Grousset, L'empire des steppes 50 Anm. 2.
15. A. A. Zakharow, Journ. R. Anthrop. Institute 1925, 30 f.
16. A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 11, 69 f.
17. M. Rostovtzeff, Skythien und der Bosporus 1, 563 Anm. 1; J. Werner, Eur. Sept. Ant. 7, 54 Anm. 25.
18. M. Rostovtzeff, a. a. O. 1, 601; M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte 13, 106, Taf. 40 C b.
19. M. Rostovtzeff, L'Asie Centrale, la Russie, la Chine et le style animal Taf. 11; Skythien und der Bosporus 1, 601.
20. M. Rostovtzeff, a. a. O. 1, 579 Anm. 1, 601; Yale Classical Studies 5, 222; CAH. 11, 100. Le porte-épée des Iraniens et des Chinois, Orient et Byzance 4, 337 f.; A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 8, 237 f.; J. Werner, a. a. O. 55.
21. E. Chavannes, T'oung Pao N. F. 7, 216 f.

52. G. Haloun, ZDMG. 91, 306 Anm. 1. Einen neuen Versuch wird J. Harmatta vorlegen.
53. Zum Folgenden W. B. Henning, BSOS. 1948, 601 f. Spätere Vorkommen des Hunnennamens in Mittelasien: H. W. Bailey, Asia Maior 1949, 48 unter 38.
54. Zuletzt B. Karlgren, Philology and Ancient China (Inst. Sammenl. Kulturforskn. A VIII) 137; W. Eberhardt, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas 416; Forschungen und Fortschritte 1949, 53; G. Haloun bei E. H. Minns, JHellStud. 63, 124.
55. F. Altheim, Hunnische Runen (Hallische Monographien 1); Literatur und Gesellschaft 1, 195f.
56. M. P. Griaznow, Wiener Praehistorische Zeitschrift 1928, 122f.; Amer. Journal Arch. 1933, 32; B. Karlgren, BMFEAStockh. 1, 151f.; A. M. Tallgren, Eur. Sept. Ant. 11, 86; J. Werner, ebenda 9,264, 265.
57. M. P. Griaznow, Amer. Journal Arch. 1933, 45; J. Wiesner, Germanien 1942, 218.
58. A. M. Tallgren, a. a. O. 77f.
59. A. M. Tallgren, a. a. O. 82 Anm. 1, Fig. 26; dazu Artibus Asiae 1, 171 Abb.; J. Wiesner, Neue Jahrb. 1941, 191 Anm. 1; H. G. Creel, The Birth of China 248.
60. M. Rostovtzeff, Yale Classical Studies 5, 181. Die seltsamen, mit Heu ausgestopften Puppen in den Gräbern von Oglakty haben jetzt in den von Sven Hedin entdeckten Gräbern am Lop-nor ihre Gegenstücke gefunden: F. Bergman, Geografiske Annaler 17, 59 und Abb. 13.
61. Zuletzt P. Kahle, Theolog. Rundschau 1949, 205f.
62. Zuletzt F. Altheim, Awestische Textgeschichte (Hallische Monographien 9) 5f.; Literatur und Gesellschaft 2, 178f.
63. W. B. Henning, BSOS. 1949, 80f.; meine Untersuchungen Weltgeschichte Asiens 1, 25f. und Festschrift Eissfeldt 29f. sind dadurch überholt.
64. E. Herzfeld, Altpersische Inschriften 12; F. Altheim, Weltgeschichte Asiens 1, 36f.
65. R. Stiehl bei F. Altheim, Awestische Textgeschichte 31f.; Literatur und Gesellschaft 2, 205.
66. Eine vollständige Sammlung gibt Hüseyin Namik Orkun, Eski türk yazıtları 1-3, Istanbul 1936f.; dazu Thomsen-Schaeder, ZDMG. 1924/25, 121f.
67. F. Altheim, Hunnische Runen (Hallische Monographien 1); Literatur und Gesellschaft 1, 198f.
68. Zu alledem vgl. die Erörterung in Kapitel VII.
69. Einer Bemerkung von L. Bréhier, Syria 1949, 149 entnehme ich, daß das Bulletin of the Bycantin. of America 1, 1946 einen nachgelassenen Artikel Kondakows veröffentlicht hat, »qui attribue ce trésor à un chef bulgare du 8e ou du 9e siècle«.
70. Saml. Avhandl. 3, 73f., 76 Anm. 1.
71. R. Gauthiot, Essai de gramm. soghd. 1, 5; H. H. Schaeder, Ungar. Jahrb. 5, 94; G. Vernadsky, JAOS. 56, 454; F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 195f.

104. W. B. Henning, Transact. Philol. Soc. 1944, 110 Anm. 1.
105. B. Filow, a. a. O. 14; G. Fehér, a. a. O. 106f.; G. Kazarow, Recueil Th. Uspenskij 87f.; Madara i Pliska (Sdruženie bъlgarska starina 1927); unten S. 213 Anm. 97.
106. F. Altheim, a. a. O. 1, 215.
107. F. Altheim, a. a. O. 2, 3f.
108. Priskos bei Const. Porphyr., l. c. 123, 24f.
109. Priskos bei Const. Porphyr., l. c. 130, 20f.
110. H. Reichelt, Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums 2, 13f.; doch vgl. W. B. Henning, BSOS. 1948, 604 Anm. 2; über die Titel der Hephthaliten: H. Junker, a. a. O. 645f.; R. Ghirshman, Chionites et Hephthalites 44f.
111. Ṭabarī, ann. 3, 1310, 18f.; E. G. Browne, A Literary History of Persia 1, 333; E. Herzfeld, Die Malereien von Samarra 85. Über die Lage von Usruschana: W. P. Yetts, Eur. Sept. Ant. 9, 236.
112. A. A. Freiman, Sogdijskij Sbornik (Akademija Nauk Leningrad 1934) 120, durch das Ideogramm *mr'y* wiedergegeben.
113. Über die Frage zuletzt Sir John Marshall, JRAS. 1947, 3f.; ich freue mich, daß seine zeitlichen Ansätze mit den meinen (Weltgeschichte Asiens 2, 106f.) weitgehend übereinstimmen. Das scheint mir um so wertvoller, als wir unabhängig voneinander dazu gekommen sind. M. setzt Kanischkas Regierungsantritt erst ins 2. Jahrhundert (a. a. O. 26f.; vgl. Weltgeschichte Asiens 2, 122), die Eroberung des Kabultales und damit die Erhebung des Kudschula-Kadphises um 50 (a. a. O. 27f.; 32). Zuletzt R. Ghirshman, Bégram 99f.; 107; 122; F. Altheim, Saeculum 1, 298.
114. P. Gardner, BMC. Greek and Scythic Kings of Bactria and India 120f., 123, 189; A. Foucher, Art gréco-bouddhiste de Gandhâre 2, 299; J. Marquart, Ērānšahr 204; Chronologie der alttürkischen Inschriften 70; W. Bang, Ungar. Jahrb. 6, 102; R. Ghirshman, Bégram 121.
115. Zum Folgenden F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 206, 208; unrichtig R. Grousset, L'empire des steppes 127 Anm. 1.
116. G. Battaille, Aréthuse 5, 22f.
117. S. P. Tolstow, Drewnij Xorezm 209; A. N. Bernštam, Izv. Ak. Nauk UdSSR. 1/1949, 94.
118. S. P. Tolstow, a. a. O. 209.
119. E. Herzfeld, Paikuli 119 Z. 42'; 43'.
120. Zuletzt R. N. Frye, Notes on the Early Coinage of Transoxania 18f.
121. S. P. Tolstow, Westnik drewnej istorii 4/1938 (mir nicht zugänglich).
122. S. P. Tolstow, Morgen 26. 6. 1949, Beiblatt zu Nr. 147.
123. A. N. Bernštam, a. a. O. 95.
124. Ibn Faḍlān 15; A. Zeki Validi Togan, Abh. Kunde Morgenl. 24, 3, 7 Anm. 7.
125. A. Zeki Validi Togan, a. a. O. 109f.
126. Tolstow-Orlow, Izv. Ak. Nauk 6/1948; S. P. Tolstow, Po sledam drewne Xorezmijskoj ciwilizacii, Beikarte. Man kennt diese Straße aus dem Reise-

75; R. Ghirshman, a. a. O. 156f., vgl. 161; E. Sachau, AbhBAW. 1915, 6, 64; W. Ensslin, SBayerAW. 1947, 5, 9f. — Für unbewiesen halte ich R. Ghirshmans Ansicht (Chionites et Hephthalites XIII, 77, 119), daß die Hunnen die Chioniten vor sich hergetrieben hätten.

136. Dazu die Karte bei A. Alföldi, Arch. Hung. 9 Taf. 36 unten.

137. R. Ghirshman, Chionites et Hephthalites (1948); Hansen-Altheim, La Nouv. Clio 2, 41f.; Aus Spätantike u. Christent. 78f.; Altheim-Hansen, ebenda 103f.

138. Die folgenden Mitteilungen verdanke ich M. Hermanns.

139. Ich verdanke sie J. Wiesner; vgl. J. F. Gellert, Die Wasserspiegelsenkungen des Kaspisees in Gegenwart und Vergangenheit: Urania 12, 220f.

140. 31, 1, 1f.

141. 31, 2, 1f.

142. 34 Ende Walidi; dazu A. Zeki Validi Togan, a. a. O. 142f.

143. 31, 2, 17f.

144. Wem er folgt, sagt Ammianus nirgends. Übereinstimmung mit Eunap. fr. 41 stellte bereits C. Müller fest (gegen E. A. Thompson, History of Attila and the Huns 6). — Zum Folgenden vgl. F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 307f.

145. M. Rostovtzeff, Sem. Kondak. 6, 166; Artibus Asiae 4, 112f.; A. Salmony, Sino-Siberian Art 61.

146. F. Altheim, Hunnische Runen (Hallische Monographien 1) 9; Literatur und Gesellschaft 1, 200. Zur Etymologie von *šad:* O. Szemerényi bei F. Altheim, Gesch. d. latein. Sprache 83f.

147. E. Haenisch, Die Geheime Geschichte der Mongolen 33.

148. F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 216 Anm. 15.

149. F. Altheim, a. a. O. 1, 206f.

150. Priskos bei Konst. Porphyr., de legat. 1, 147f.; vgl. 10 *πάλαι*. Zur Datierung E. A. Thompson, a. a. O. 30f.; anders oben S. 45.

151. Nordiranische Herkunft des Iwan: N. C. Debevoise, Am. Journ. Arch. 45, 49.

152. E. Herzfeld, Am Tor von Asien 35f., Taf. XXI-XXIII; XXVI; Tang-i Sarvak: Sir Aurel Stein, Geogr. Journ. 92, 323 Abb. 8.

153. Th. Nöldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 38 Anm. 3.

154. 1, 23, 29 Nyberg.

155. *čoβγān* 1, 29.

156. 1, 23.

157. *čatrang u nēw artaxšīr* 1, 29; so zu lesen im Gegensatz zu Nybergs *vin artaxšīr:* I. M. Unvala, Der Pahlavi-Text »Der König Husrav und sein Knabe« (Heidelberger Dissertation 1917) 17 Nr. 15; C. Salemann, Mélanges asiatiques 9, 226, 237; Chr. Bartholomae, Indogermanische Forschungen 38, 401 (Hinweis von H. Junker).

158. 1, 42.

159. 1, 42; dazu H. S. Nyberg, Hilfsbuch des Pehlevi 2, 200.

160. 1, 46.

161. *vāspuhr:* zur Bildung H. H. Schaeder, BSOS. 8, 737f.

21. Ep. 20, 12 (6, 1039 Migne).
22. SHA., v. Gall. 13, 9.
23. SHA., v. Claud. 8, 5.
24. Amm. Marc. 31, 7, 5; 7; 9; 8, 1; 13, 1; 15, 5; die Anlage einer Wagenburg beschreibt Agathias p. 72 Niebuhr.
25. Veget., epit. 3, 10.
26. Amm. Marc. 31, 5, 17 *siluerunt immobiles*.
27. CIL. 12, 1122 a Z. 1-6; Dio 69, 11, 2; M. ROSTOVTZEFF, CAH. 11, 97; A. v. PREMERSTEIN, Klio Beitr. 8, 8 Anm. 3.
28. G. VETTER, a. a. O. 10.
29. Zum Folgenden Tac., hist. 1, 79, 5f.; vgl. ann. 6, 35. Dazu M. ROSTOVTZEFF, a. a. O. 98, 101 f.
30. B. THORDEMANN, Acta archaeologica 4, 131; F. E. BROWN, Excavations at Dura-Europos 1932/33, 444 Anm. 8.
31. Amm. Marc. 19, 11, 10; vgl. Tac., ann. 6, 35. Zur Deutung: K. MÜLLENHOFF, Deutsche Altertumskunde 3, 124 Anm. 1; M. EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte 12, 245; Die Iranier in Südrußland 46; E. BENVENISTE, Journal asiatique 221, 135 f.; M. VASMER, Die Iranier in Südrußland 44; D. GERHARDT, ZDMG. 93, 35; F. ALTHEIM, Literatur und Gesellschaft 1, 268 Anm. 42. Eine neue Deutung wird O. SZEMERÉNYI bringen.
32. Zur Deutung M. ROSTOVTZEFF, CAH. 11, 99; dazu Oros. 7, 25, 12.
33. H. APPELGREN-KIVALO, Alt-altaische Kunstdenkmäler (1931); A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 8, 175f. Sie sind alanisch (M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 269; CAH. 11, 100) oder awarisch (A. M. TALLGREN bei B. THORDEMANN, a. a. O. 146 Anm. 40).
34. E. H. MINNS, a. a. O. 304 Abb. 218.
35. W. ARENDT, Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde N. F. 5, 27.
36. E. H. MINNS, a. a. O. 318 Abb. 230.
37. M. ROSTOVTZEFF, Skythien und der Bosporus 1, 557 f.; W. W. TARN, Hellenist. Milit. and Naval Developments 75 Anm. 1; J. WIESNER, Fahren und Reiten in Alteuropa und im Alten Orient 90.
38. W. RADLOFF, Aus Sibirien 1, 447; C. DIEM, Asiatische Reiterspiele 30.
39. Iord., Get. 50, 261; Ars Asiat. 7 Taf. 60, 750.
40. M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 222; R. DU MESNIL DU BUISSON, Excavations at Dura-Europos 1932/33, 192f., Taf. 18, 3.
41. G. ARWIDSON, Acta archaeologica 10, 57f.
42. E. MASCHKE, Ztschr. dt. Philol. 51, 166.
43. Germ. 43-46; G. ECKHOLM, CAH. 11, 58f.
44. E. BEHMER, Das zweischneidige Schwert der germanischen Völkerwanderungszeit 21.
45. Olympiod. fr. 17 (Hist. Gr. min. 1, 456 f. Dind.); Malal. 364 Bonn.; A. ALFÖLDI, Ant. Denkm. z. Kenntnis d. Reiterhirten 13; M. ROSTOVTZEFF, Yale Classical Studies 5, 297; C. DIEM, a. a. O. 27f.; N. P. TOLL, Recueil Kondakoff 93f. (Neger mit Lasso fortgeschleppt).
46. Veget., epit. 1, 20; Prokop., b. Goth. 2, 2, 16; Agathias p. 32 Nieb.

79. v. JENNY-VOLBACH, a. a. O. 10, 21.
80. v. JENNY-VOLBACH, a. a. O. Taf. 4, 1/2.
81. v. JENNY-VOLBACH, a. a. O. 21; A. SALMONY, Sino-siberian Art Taf. 39, 1-4.
82. v. JENNY-VOLBACH, a. a. O. 20, 21.
83. O. HÖFLER, Deutsche Kultur im Leben der Völker 2. Heft (1940), 183; weitere Beispiele 179f.
84. M. ROSTOVTZEFF, Iranians and Greeks 206f.
85. ALMGREN-NERMAN, Die ältere Eisenzeit Gotlands 57f.; SHETELIG-FALK-GORDON, Scandinavian Archeology 200f.
86. ARNTZ-ZEISS, Runendenkmäler des Festlandes 22f.
87. E. PANAITESCU, Bull. Sect. Hist. 15, 81f.; C. DAICOVICIU, La Transylvanie dans l'antiquité 73.
88. C. DAICOVICIU, a. a. O. 73 Anm. 2.
89. SHA., v. Car. 10, 6.
90. Die gotischen Kämpfe und Siege Caracallas sind an der genannten Stelle mit einem Witzwort des jüngeren Pertinax (PIR.[1] 2, 130 Nr. 50) verknüpft. Nach Herodian 4, 6, 3 scheint es, als sei dieser im Zusammenhang mit Getas Ermordung hingerichtet worden. Da demnach Pertinax' Tod 212 fallen müßte, die Gotenkämpfe aber auf 214 fallen, hat man die Anekdote und mit ihr den Krieg des Caracalla ins Reich der Fabel verwiesen (STEIN, RE. 7, 1366; W. REUSCH, Der historische Wert der Caracallavita 35). In Wahrheit ist der unmittelbare Zusammenhang von Pertinax' Hinrichtung mit Getas Ermordung nicht vorhanden. Herodian erzählt zwar jene im Anschluß an diese, bemerkt aber weder eine ursächliche noch eine zeitliche Verknüpfung. Auf der anderen Seite schiebt der Biograph Caracallas (4, 7-8) ausdrücklich einen zeitlichen Zwischenraum zwischen beide Ereignisse. Erst die Vita des Geta 6, 6 setzt Pertinax' Witzwort unmittelbar nach Getas Ermordung; den Gotenkrieg erwähnt sie nicht. Neuestens über den geschichtlichen Wert E. HOHL, Ein politischer Witz auf Caracalla 20 Anm. 60 (abwegig).
91. CIL. 3, 14 416; Dio 77, 16, 7; Herod. 4, 8, 1.
92. Dio 77, 20, 3f.
93. M. MACREA, Ann. Inst. Stud. Clasice 1, 131f.; er denkt schon an Goten.
94. G. SEVEREANU, Bucuresti 2, 218f.
95. V. CHRISTESCU, Ist. milit. a Daciei Romane 114f.
96. C. PATSCH, SBAkadWien 217, 1, 145f.
97. A. FERENCZI, An. Comis. Monum. Istor. Transylv. 4, 237f.
98. Ein Versuch bei J. J. MIKKOLA, Finnisch-ugrische Forschungen 15, 62f.
99. Iord., Get. 23, 119.
100. J. J. MIKKOLA, a. a. O. 62f.
101. H. JACOBSOHN, Arier und Ugrofinnen 245f.; A. POGODIN, Mém. soc. finno-ougr. 67, 326f.; M. VASMER, SBAW. 1935, 507f., 579f.; J. J. MIKKOLA, a. a. O. 60, 62.
102. K. MÜLLENHOFF im Register von TH. MOMMSENS Iordanesausgabe sv. *Mordens*.
103. J. MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 376; F. ALTHEIM, Die Krise der Alten Welt 1, 102; Literatur und Gesellschaft 1, 313.

1. daß das Stirnband kein Diadem ist, da es hinten keine Schleife hat (vgl. Römische Mitteilungen 28 Taf. 18); 2. daß es auch nicht purpurn ist, wie das Diadem immer, denn am lateranensischen Kopf sieht man zwischen den Steinen Reste von Blattgold (Römische Mitteilungen 28, 321). Delbrueck denkt jetzt an eine vornehme Byzantinerin, etwa Antonina. Amalasuntha ist schon durch das Fehlen der phrygischen Mütze unwahrscheinlich. Die Beweise, die Fuchs S. 78 anführt, sind unzulänglich. Der lateranensische Kopf ist bis ins 16. Jahrhundert in der Lateransbasilika nachweisbar (R. Delbrueck, a. a. O. 319f.). Aber das besagt nicht, daß er im »weiteren Umkreis« der Gotensiedlung um S. Severino gefunden wurde. Und wenn die Büste des Konservatorenpalastes (Abb. 47/48) von der Piazza S. Maria dei Monti stammt (R. Delbrueck, a. O. 323 Anm. 1), so ist bis zur Gotenkirche S. Agata dei Goti immerhin ein Weg. — Bei dem Athalarich-Kopf aus Forli (Abb. 56/57) führt der *pilus* oder das *καμηλαύκιον* mit Sicherheit auf einen Goten. Nur zeigt er, im Gegensatz zu Theodahat und Totila (S. Fuchs, a. a. O. 90, spricht fälschlich von einem Spangenhelm), nur eine der über die Kalotte laufenden Borten, während die kreuzweise Anordnung von zweien zur Königstracht gehört. Dann wäre es kein König, also auch nicht Athalarich, der überdies auf dem Orestesdiptychon die Pelzmütze trägt (S. Fuchs, Römische Mitteilungen 1940, 256; vgl. A. Dieck, Germanien 1943, 129f.).

111. A. A. Zakharow, Eur. Sept. Ant. 5, 198; Zeitstellung a. a. O. 216.
112. Zum Folgenden F. Altheim, Die Krise der Alten Welt 1, 116.
113. B. Munkácsi, Keleti szemle 5, 326; anders H. Jacobsohn, a. a. O. 226f.; dazu F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 268 Anm. 42.
114. B. Munkácsi, a. a. O. 326; F. Altheim, a. a. O. 1, 270.
115. B. Munkácsi, a. a. O. 236; F. Altheim, a. a. O. 1, 275.
116. K. Bouda, Ungar. Jahrb. 19, 333; F. Altheim, a. a. O. 1, 270.
117. F. Altheim, a. a. O. 1, 269.
118. A. V. Schmidt, Eur. Sept. Ant. 1, 29f., 46, 47; A. M. Tallgren, ebenda 11, 127; F. Altheim, a. a. O. 1, 271, 274f.
119. A. V. Schmidt, a. a. O. 1, 49.
120. A. V. Schmidt, a. a. O. 1, 49; A. M. Tallgren, ebenda 5, 100f.
121. A. V. Schmidt, a. a. O. 1, 49; N. Fettich, Archaeologia Hungarica 21, 165f.
122. Belege bei F. Altheim, a. a. O. 1, 275.
123. B. Munkácsi, a. a. O. 326.
124. A. V. Schmidt, a. a. O. 1, 47.
125. H. Jacobsohn, a. a. O. 19.
126. Zum Folgenden F. Altheim, a. a. O. 1, 277f.
127. F. Altheim, Die Krise der Alten Welt 1, 106f.
128. Amm. Marc. 31, 7, 17; L. Schmidt, Die Ostgermanen 2, 258.
129. H. Jacobsohn, a. a. O. 224; die Finnen selbst kannten dergleichen nicht: D. Comparetti, D. Kalewala 21.
130. B. Munkácsi, a. a. O. 326, vgl. 315 und 13, 350f.; E. N. Setälä, Journ. soc. finno-ougr. 17, 4, 33; H. Jacobsohn, a. a. O. 228, besonders Anm. 3.
131. F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 284f.

4. F. ALTHEIM, Literatur und Gesellschaft 1, 231f.
5. F. ALTHEIM, a. a. O. 296f.
6. Occ. 5, 78: *Armigeri*; occ. 5, 118: *Mauri Osismiaci*.
7. Notitia dignitatum, ed. Omont Taf. 68 und 70; O. SEECK, Notitia dignitatum p. 118, 120.
8. Hinweis von K. RUPPEL. Das Material findet man vereinigt in der Schrift Kaiser Wilhelm II. »Die chinesische Monade« (1934).
9. Über chinesisch *yang*, alttürkisch *yoo* bei den Hunnen unten V Anm. 1.
10. Oder die Alanen?
11. Iord., Rom. 321; Marcell. 406, 2f. Die Stellen sind bei E. A. THOMPSON, History of Attila and the Huns 33, übersehen. War Huldin und Uldis derselbe? Über die gemeinsame Quelle von Iordanes und Ammianus Marcellinus: W. ENSSLIN, SBayerAkW. 1948, 3, 67.
12. A. ALFÖLDI, Schweiz. Beitr. z. allgem. Gesch. 8, 49 Anm. 81.
13. W. ENSSLIN, Philologische Wochenschrift 1927, 847f., 850; R. EGGER, Der heilige Hermagoras 45, 58.
14. J. MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 369f. Anm.
15. Das Folgende ist der ausgezeichneten Besprechung, die P. LAMBRECHTS (L'antiquité classique 1949, 109f.) dem neuesten Buch von M. A. PIGANIOL (L'empire chrétien 1947) gewidmet hat, überall verpflichtet. Besonders S. 112f. sind bis in die Einzelformulierungen hinein benutzt worden.
16. Zu allem Folgenden K. F. STROHEKER, D. senator. Adel im spätantiken Gallien (1948).
17. Zur Frage: A. PIGANIOL, L'impôt de capitation (1916); M. ROSTOVTZEFF, Gesellschaft und Wirtschaft 2, 221f.; F. LOT, L'impôt foncier et la capitation personelle (1928); H. BOTT, Grundzüge der diokletianischen Steuerverfassung (Frankf. Diss. 1928); G. OSTROGORSKY, Geschichte des byzantinischen Staates 1, 22 Anm. 1. — *Arabica non leguntur*. Denn sonst müßte aufgefallen sein, daß Ṭabarī für Chosrau Anoschirwan (531-78) dieselbe Steuer bezeugt. Auch da ist es einmal eine Bodensteuer, nach dem Ertrag abgestuft. Weinland hat das Achtfache des mit Getreide oder Gerste bepflanzten Ackers zu steuern. Das entspricht dem Satz von 5 *iugera* Weinland = 40 *iugera* Ackerland zweiter Klasse, den das syrisch-römische Rechtsbuch gibt (F. BOTT, a. a. O. 18). Man hat demnach im Sasanidenreich nicht drei Klassen Ackerland abgestuft, sondern einen Mittelsatz errechnet. Und wie das Rechtsbuch zwischen Ölbäumen erster und zweiter Klasse scheidet, so das sasanidische Gesetz zwischen persischen und gemeinen Dattelpalmen, wobei die letzteren einem Ölbaum gleichgesetzt werden (Ṭabarī, ann. 1, 962, 3f.). Weitere Einzelheiten bei TH. NÖLDEKE, Geschichte der Perser und Araber 245 Anm. 1-5; Ibn Churdadhbeh p. 14, 10f. de Goeje. Daneben steht die Kopfsteuer (*ǧizya*). Sie stuft sich ab: *kaḳadri 'iḳṭāri 'r-raǧuli wa 'iḳlālihī* (ann. 1, 962, 12). NÖLDEKE versteht das nach dem Vermögen. Aber der Vermögensertrag ist bereits durch die erste Steuer erfaßt. Wörtlich heißt die Stelle: »je nachdem der Mann viel oder wenig zu leisten vermochte«. Das entspricht genau dem, was die *capitatio* wollte (F. BOTT, a. a. O. 32), die die Arbeitskraft erfaßte. Auch waren, ebenso wie bei

37. M. Lintzel, Der historische Kern der Nibelungensage (Hist. Stud. 245); zustimmend A. Heusler, a. a. O. 13f.; H. Grégoire, Byzantion 10, 222f.
38. G. Baesecke, Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums 1, 249.
39. G. Baesecke, a. a. O. 1, 252.
40. G. Baesecke, a. a. O. 1, 249.
41. A. Heusler, a. a. O. 15; G. Baesecke, a. a. O. 243.
42. A. Heusler, a. a. O. 15; G. Baesecke, a. a. O. 243.
43. A. Heusler, a. a. O. 51.
44. G. Baesecke, a. a. O. 276f.
45. G. Baesecke, a. a. O. 251.
46. G. Baesecke, a. a. O. 252f.
47. A. Heusler, a. a. O. 14.
48. A. Heusler, a. a. O. 51.
49. R. Thurneysen bei F. Staehlin, Die Schweiz in römischer Zeit[3] 315 Anm.
50. E. Gamillscheg, Romania Germanica 3, Vorwort, 81, 90, 92f., 120, 122, 124, 126, 141, 149, 247f.
51. G. Baesecke, a. a. O. 92f., 247f.
52. L. Schmidt, Historische Vierteljahresschrift 29, 437; E. Gamillscheg, a. a. O. 109.
53. E. Gamillscheg, a. a. O. 11f.; Karte 1; F. Staehlin, a. a. O. 320f.
54. E. Gamillscheg, a. a. O. 64f.
55. G. Baesecke, a. a. O. 248; A. Loyen, Sidoine Apollinaire et l'esprit précieux en Gaule 111, 138.
56. E. Gamillscheg, a. a. O. 66.
57. De gubern. Dei 4, 67f.
58. A. Heusler, a. a. O. 51f.; G. Baesecke, a. a. O. 271f.
59. carm. 12, 4f.; G. Baesecke, a. a. O. 93f.

FÜNFTES KAPITEL

ATTILA UND OSTROM

1. Die alte Aussprache muß *tān-gi̯wo* gelautet haben (B. Karlgren, Gramm. Serica Nr. 147, 97). Morgens, heißt es im Schi-gi, verbeuge sich der Schan-jü ehrerbietig vor dem Tagesanbruch. »La tente du Khan s'ouvre du côté de l'orient, par respect pour le côté du ciel où le soleil se lève«, wird von den Westtürken berichtet (S. Julien, Journal asiatique 1864, 331). *Und taŋ täŋri kälti* beginnt der manichäische Hymnus bei W. Bang, Muséon 1925, 4. In der Einleitung des Qutadγu bilig (1, 3 Z. 31f.; vgl. 9 v. 68 Rahmeti) wird die Gerechtigkeit *('ādil)* als »König Sonnenaufgang« *(kün toγdï ilig)* und *padišah* bezeichnet. Sollte also alttürk. *tang* »Morgen, Morgendämmerung« in dem Titel enthalten sein? Dann bliebe als Rest nur alttürk. *yoo* = chines. *yang* »das lichte Prinzip, das Helle, strahlend, warm, männlich«.
2. J. Marquart, Ungar. Jahrb. 9, 86f.
3. Im Folgenden ist ein Vortrag von A. Alföldi, »Schmiedehandwerk und Königtum in Nordasien«, vor allem für die sachlichen Angaben, benutzt.

Charaton sein Nachfolger gewesen sei (E. A. Thompson, a. a. O. 8, 34, 58f., 223), geht aus dem Fragment des Olympiodor, soweit ich sehe, nicht hervor. Vier Könige *(mulak)* erst bei den Wolgabulgaren: A. Zeki Validi Togan, a. a. O. 155f.

27. W. Beschewliew, Byz. Ztschr. 41, 295f.; vgl. F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 330.
28. Ob die Anrede im Plural wie in den Orchoninschriften (I SE *siz*) gegenüber den Fürsten und wie bei den Uiguren gegenüber den Höhergestellten überhaupt *(siz* und *-ingiz*; vgl. K. Grønbech, Zum türkischen Sprachbau 1, 73) schon hunnische Sitte war, läßt sich nicht feststellen.
29. F. Altheim, a. a. O. 1, 217.
30. Daß der Hunne Edekon und der Skire Idico oder Aedico die gleiche Person waren (E. A. Thompson, a. a. O. 155 Anm. 3 mit weiteren Angaben), ist unbewiesen und überdies unwahrscheinlich. R. Grousset, L'empire des steppes 123, bezeichnet Edekon gar ohne Umschweife als Germanen.
31. 17, 5, 15.
32. Derselbe Glaube in den Worten des Petrus Patricius fr. 12, FGH. 4, 218 unten.
33. Journ. R. Centr. Asian Soc. 1937, 302.
34. Iustin. 41, 3, 4; dazu F. Altheim, Weltgeschichte Asiens 2, 27.
35. Herodian. 4, 11, 6.
36. Amm. Marc. 31, 2, 6.
37. Plutarch., Crass. 31, 3; vgl. 5.
38. Men. Prot. fr. 3, FGH. 4, 203.
39. Mich. Dukas p. 68 Bonn.
40. F. Altheim, Literatur und Gesellschaft 1, 216f.
41. IC 13 p. 28; IC D; IC B p. 54 Orkun.
42. Zum Folgenden F. Altheim, a. a. O. 1, 216f.
43. Priskos bei Konst. Porphyr., de legat. 135, 14f.; 145; 11f.; 21.
44. Priskos, l. c. 128, 18f.
45. Priskos, l. c. 123, 30; 124, 5f.
46. Priskos, l. c. 132, 23; 143, 9. Er stammte aus Pannonien.
47. Priskos, l. c. 145, 31f.
48. Priskos, l. c. 127, 9f.; 132, 22f.; vgl. 132, 32-133, 1.
49. Ṭabarī, ann. 1 1024, 14f. Es gab sogar ein Archiv, darin die Korrespondenz aufbewahrt wurde: 1, 1026, 16f. Die *dawāwīnu* sind wohl Kopierbücher, in denen Abschriften der Originale aufgehoben wurden. Dolmetscher bei den Persern: Prokop., b. Pers. 2, 21 p. 243 Bonn.; 2, 26 p. 269; 2,27 p. 277.
50. Priskos, l. c. 141, 13f.; E. A. Thompson, a. a. O. 10.
51. l. c. 123, 7f.
52. E. A. Thompson, a. a. O. 98, 100, 155, 163f., 209.
53. Die Stellen bei E. A. Thompson, a. a. O. 100, 163 Anm. 2.
54. O. Hintze, SBAW. 1929, 325f.
55. O. Hintze, a. a. O. 329.
56. O. Hintze, a. a. O. 325.
57. Die im Folgenden behandelte Besonderheit hat Hintze in seinem gewiß meisterhaften Aufsatz nicht beachtet. Seltsamerweise widmet er dem Sasanidenreich

und sei in der Lage, jeden Rechtsfall sofort zu entscheiden. Nie komme es dazu, daß eine der Parteien unzufrieden sei. Ich wurde aufgefordert, einer solchen Rechtssprechung am nächsten Morgen beizuwohnen. Da hockten im Morgengrauen die Rechtsuchenden in langen Reihen vor dem Schloß des Scheichs, Gewehr und Patronengurt umgetan und vor sich ein gefesseltes Lamm als Sportel. Der Scheich entschied nach Anhörung beider Parteien sofort; auch ich konnte kein Zeichen bemerken, daß man sich dieser Entscheidung nicht gefügt hätte.

SECHSTES KAPITEL

ATTILA UND WESTROM

1. Charakteristisch die Funde aus der oberen Schicht von Winetis am Lacha-See: A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 10, 159f. (um die Zeitwende).
2. Zusammenfassend A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 10, 171f.
3. P. N. TRETJAKOW, Sowjetwissenschaft 1948, 2, 110f.
4. Einwirkung des tscheremissischen Vokalismus auf den altrussischen: W. STEINITZ, Geschichte des finno-ugrischen Vokalismus (Acta inst. Hungar. univers. Holm., B Linguistica 2) 130f.; dazu J. LOHMANN, DLZ. 1949, 206; E. LEWY, Lexis 1, 171f.
5. J. MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge XXIV, 41; K. H. MENGES, Byzantion 17, 261; E. A. THOMPSON, a. a. O. 95f.
6. O. SZEMERÉNYI bei F. ALTHEIM, Gesch. d. lat. Sprache 74 Anm. 1.
7. Sollten mit ihnen die »enamelled objects« aus der Völkerwanderungszeit zusammenhängen, die A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 11, 147f., behandelt hat? Man findet sie im Ostbaltikum, am oberen Dnjepr und in der Nachbarschaft der mittleren Oka. TALLGREN (a. a. O. 154) denkt an die Slawen und ihre Südausdehnung.
8. W. HAUDE, Geografiske Annaler 1935, 112f.; A. HERRMANN, ebenda 130f.
9. I p. 23, 63f. Rahm. Das Stück verdient eine eigene Übersetzung, die die Fehler der RADLOFFschen zu vermeiden hätte.
10. A. ALFÖLDI, Arch. Hungar. 9 Taf. 36 unten.
11. Priskos bei Konst. Porphyrog., de legat. 128, 20f.; E. A. THOMPSON, a. a. O. 109, hat die Bedeutung der Stelle nicht erkannt.
12. »Ses menaces obscures étaient des préparatifs stratégiques«: R. GROUSSET, L'empire des steppes 122.
13. In meiner Beurteilung Attilas stehe ich in entschiedenem Gegensatz zu E. A. THOMPSON, der dergleichen nie in Erwägung zieht (a. a. O. 130f.). Dabei stütze ich mich auf die eindeutigen Äußerungen unserer maßgebenden Quelle. THOMPSON hat sie nicht einmal der Erwähnung für wert befunden, wie denn von Sage und Religion der Hunnen bei ihm kein Wort verlautet. Einer grundsätzlichen Rechtfertigung wird meine Betrachtungsweise heute nicht mehr bedürfen.
14. Joh. Antioch. fr. 199 *τῶν βασιλικῶν καὶ αὐτὴ ἐχομένη σκήπτρων* (von E. A. THOMPSON, a. a. O. 132, falsch gedeutet). Sie erscheint als Augusta auf den

22. So deute ich die unter sich nicht einheitlichen Angaben der Quellen; im einzelnen E. A. THOMPSON, a. a. O. 140f.
23. Über die Lage der katalaunischen oder maurischen Gefilde ist keine Einhelligkeit erzielt. Man wird sie zwischen Troyes und Chalons auf dem linken Marneufer zu suchen haben.
24. E. HAENISCH, Die geheime Geschichte der Mongolen 167 Anm. 272; A. KÜHN Artibus Asiae 5, 149f.; M. HERMANNS, D. Nomaden v. Tibet 86.
25. R. GROUSSET ist der einzige, der dergleichen bemerkt hat. Neben dem »coëfficient de calcul et de ruse« hebt er hervor: »une superstition profonde, une crédulité de sauvage envers ses chamans« und — er vergißt nicht, es hinzuzufügen — »un goût pour l'alcool qui faisait finir ses cérémonies en scènes d'ivresse« (L'empire des steppes 122f.).
26. A. E. THOMPSON's Schilderung (a. O. 141) ist hier ungenau.
27. Iord. Get. 42, 220f.; E. A. THOMPSON, a. a. O. 166f.
28. Var. 11, 1.
29. Iord., 38, 200.
30. Iord., Get. 48, 253.
31. J. MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 375; dazu Iord., Get. 48, 249: *ita . . . ut genti Gothorum semperum proprius, quamvis Hunnorum consilio, imperaret.*
32. Iord. Get. 48, 250; Cassiod., var. 1, 11, 19 Momms.
33. J. MARQUART, a. a. O. 376.
34. Ähnliche Anreden im Alttürkischen bei A. v. GABAIN, Islam 29, 40, darunter *atačim* »mein Väterchen« zu alttürk. *ata*.
35. J. MARQUART, a. a. O. 376; F. ALTHEIM, Die Krise der Alten Welt 1, 102; Literatur und Gesellschaft 1, 313.
36. H. DE BOOR, Das Attila-Bild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung (Neujahrsbl. Lit. Gesellschaft Bern 9, 9) 8f., unter Benutzung seiner Formulierungen.
37. Zum Folgenden G. BAESECKE, Das Hildebrandlied 51f.; NGGW. 1940, 139f.
38. TH. NÖLDEKE, Geschichte der Perser und Araber 346 Anm. 1.
39. So, also in der alten Form, ist überliefert: Ibn Hischam p. 191, 235 Wüstenf.; An-naḍr war, wie betont wird, in Hira gewesen.
40. Ibn Hischam p. 235 Zeile 15.
41. TH. NÖLDEKE, Delect. veter. carm. arab. 67,9 mit weiteren Angaben.
42. H. REICHELT, Soghdische Handschriftenreste im Britischen Museum 2, 62; soweit ich sehe, ist darauf nirgends hingewiesen worden.
43. Sir AUREL STEIN, Innermost Asia 2, 916.
44. TH. NÖLDEKE, Das iranische Nationalepos[2] 11; zuletzt R. N. FRYE, Harv. Journ. Asiat. Stud. 1948, 232 Anm. 4.
45. Ibn Chordadhbeh p. 41,2 de Goeje gibt das älteste Zeugnis.
46. H. W. BAILEY, Transact. Philol. Soc. 1945, 1f.; 1946, 202f.; BSOS. 1949, 135f.
47. Bei V. MINORSKY, Ḥudūd al'ālam 481 unten.
48. H. DE BOOR, Ztschr. dt. Philol. 50, 191f.; Das Attila-Bild in Geschichte, Legende und heroischer Dichtung (Neujahrsblatt Literar. Gesellschaft Bern 9, 9) 3f.

19. Wendungen, wie die, daß das Herz zerreißt *(yüräk yirtilur)*, oder daß die geheilte Wunde aufreißt *(yätmiš bašïy qartadï)*, begegnen in der Klage über Alp Är Tonga, die C. BROCKELMANN aus Maḥmūd al-Kāšyarī wiedergewonnen hat (Hirth Anniversary Vol. 4f.). Dazu die Angabe über die Osttürken bei S. JULIEN, Journal asiatique 1864, 331.
20. Über *strava* Iord., Get. 49, 258; zuletzt F. ALTHEIM, Literatur und Gesellschaft 1, 219f. Daß es das einzige überlieferte hunnische Wort sei, behauptet E. A. THOMPSON (a. a. O. 151) zu Unrecht. Ein paar Seiten weiter steht bei Iordanes *Var* (52, 269; dazu J. MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 33 Anm. 2; 190); Priskos (bei Konstant. Porphyrog., de legat. 1, 131, 14) gibt *κάμος*, offensichtlich ein türkisches *qumïz*; von der Fülle der Namen und anderem zu schweigen. Gewöhnlich deutet man *strava* als gotisch; eine Erklärung aus dem Türkischen hat B. v. ARNIM, Ztschr. slaw. Philol. 13, 100f., versucht.
21. H. USENER, Kl. Schriften 4, 469f.; dazu F. ALTHEIM, Terra Mater 145f.
22. V. THOMSEN, Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées 59f.; vgl. O. FRANKE, AbhBAW. 1901, 13; S. JULIEN, Journal asiatique 1864, 331; R. GROUSSET, L'empire des steppes 132.
23. 3171f.; weitere Zeugnisse bei O. PLASSMANN, Germanien 1942, 83f.
24. Iord., Get. 30, 158.
25. W. EBERHARDT, Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas 47.
26. Get. 49, 257. W. HARTKE gibt folgende Einteilung, wobei die Silbenzahl an erster Stelle, die Zahl der Akzente in Klammer steht: 11 (3) + 8 (3) + 11 (3) 14 (4) + 13 (4) + 14 (4 oder 5: *nécnon*) + 10 (3) + 11 (3) + 15 (5), die folgende Zeile fällt heraus, dann 13 (4) + 14 (5) + 11 (4) + 9 (3) + 10 (3). H. bemerkt dazu: »Vom prosaischen Standpunkt aus wäre alles mit Cursus und weitgehender Isokolie ausgestattet... Die herausfallende Zeile enthält in *proventu felicitatis* (unten Anm. 27) eine Abundanz. Das ist typisch für JORDANES, dagegen nicht für CASSIODOR. Die Fassung wurde also von JORDANES aus CASSIODOR übernommen und in jener Zeile durch einen redaktionellen Eingriff verdorben.«
27. W. BANG, Muséon 35, 146; vgl. R. GHIRSHMAN, Bégram 166.
28. II 9; I E 2 u. a. m. Orkun. Für die Byzantiner war diese Vorstellung ungewohnt. Denselben Bumïn, von dem die Inschrift des Kültegin kündet, daß er seine Feinde in den vier Winkeln der Welt unterworfen habe, läßt Theophylaktos Simokattes, wie folgt, sich bezeichnen: *ὁ χάγανος ὁ μέγας δεσπότης ἑπτὰ γενῶν καὶ κύριος κλιμάτων τῆς οἰκουμένης ἑπτά* (7,7). Die sieben Klimata sind an die Stelle der vier Winkel der Welt getreten.
29. A. v. GABAIN, Alttürkische Grammatik 305 s. v. *bulun*; vgl. W. KIRFEL, Die Kosmographie der Inder 183; A. ALFÖLDI, La royauté double des Turcs. 2me Congrès turc d'histoire S. 13 d. Sep.-Abdr.; A. ZEKI WALIDI TOGAN, Abh. Kunde Morgenl. 24, 3, 155f.
30. THOMSEN-SCHAEDER, ZDMG. 78, 130; A. ALFÖLDI, a. a. O. 7; J. MARQUART, Chronologie der alttürkischen Inschriften 31.
31. THOMSEN-SCHAEDER, a. a. O. 130; W. B. HENNING, BSOS. 11, 477; W. BANG, a. a. O. 135 Anm. 1; H. W. BAILEY, Zoroastrian Problems in the Ninth-Century Books 54f.; 61; 226.

als »obscure mercenary« in römischen Diensten gefallen sei? Auf Priskos gewiß nicht, denn er läßt den Wiederaufstieg von Attilas Haus mit ihm beginnen (bei Konst. Porphyr., de legat. 1, 145, 24 DE BOOR).

48. J. HARMATTA, Biblioth. Orient. Hungarica 5, 17f.
49. G. FEHÉR, Ungar. Jahrb. 15, 411.
50. Die Auffassung wurde bestritten von G. FEHÉR, a. a. O. 411f. Er nimmt an, daß Iord., Get. 265-267 Ereignisse schildere, die erst 466, also zehn Jahre nach der Schlacht am Nedao, anzusetzen seien. Nach dem Wortlaut ist dazu kein Anlaß. Der Beginn: *Sauromatae vero* ... (265) schließt sich an die Niederlassung der Ostgoten in Pannonien an (264), grammatisch *(vero)* und sachlich, denn diese Goten erhalten wie alle im Folgenden genannten Gruppen ihre neuen Sitze mit kaiserlicher Einwilligung. Die Festsetzung der Ostgoten in Pannonien aber setzt auch F. (S. 412) unmittelbar nach der Schlacht am Nedao an. Wenn dann geschildert wird, wie die Skiren 466 nördlich der Donau von den Ostgoten eine Niederlage erleiden, so korrigiert die Bemerkung über die Skiren, *qui tunc super Danubium consedebant* (275), durch ihr *tunc* die frühere Ansetzung der skirischen Sitze in Klein-Skythien und Nieder-Mösien (265). — Schließlich gibt F. selbst zu, daß Priskos fr. 36 voraussetzt, daß Ernac mit den anderen Attila-Söhnen nördlich der Donau wohne (S. 414). Nur sehe ich keinen Grund zu der Annahme, daß er sich »noch« am Nordufer befindet. Wie die Skiren, so hatte auch er nachträglich über den Fluß hinweg ausgegriffen.
51. Priskos fr. 36. Zum Ausgang von Dengizichs Unternehmen: Chron. Pasch. p. 598, 3 Bonn.; Marcellinus a. 469.
52. Iordanes, Get. 52, 269.
53. Hier sind die Funde hunnischer Kessel aus der Kleinen Walachei und Nachbarschaft zu nennen: J. NESTOR u. C. S. NICOLAESCU-PLOPŞOR, Germania 1937, 178f.; 181f.
54. Euagr., h. eccl. 3, 2; E. A. THOMPSON, a. a. O. 157 Anm. 5.
55. E. GAMILLSCHEG, JahrbBAW. 1940, 17.
56. W. GEORGIEFF, Fouilles et recherches 1951, 131f., besonders 147.
57. Sommer- und Winterweide mit Landwirtschaft, »transhumance« mit Seßhaftigkeit verbunden schildert E. C. CURVEN an den Verhältnissen auf der Isle of Lewis: Plough and Pasture (1946) 82f.
58. Prokop., b. Goth. 4, 5, 4.
59. Prokop., l. c. 4, 5, 2f.
60. Prokop., l. c. 4, 5, 17f.
61. Prokop., l. c. 4, 5, 15f.
62. Prokop., l. c. 4, 18, 14f.; Agathias 5, 24-25; Men. Prot. fr. 3, FGH. 4, 202f.
63. R. GROUSSET, L'empire des steppes 228.
64. A. ALFÖLDI, Eur. Sept. Ant. 9, 292f.; J. MARQUART, Chronologie der alttürkischen Inschriften 80f.
65. Zum Folgenden Nikeph. Patr. p. 33 DE BOOR; W. ZLATARSKI, Istorija na Bъlgarskata dъržawa 1, 84f.; J. MARQUART, a. a. O. 85.
66. V. MINORSKY, Ḥudūd al-'ālam 319 *(Magna Bulgaria)*, 434, 438f.
67. J. MORAVCSIK, Ungar. Jahrb. 10, 71f.

87. P. Tsereteli, Westnik drewnej istorii 2/1948, 49f.; H. W. Bailey, JRAS. 1943, 3.
88. Amm. Marc. 31, 4, 12 *Safrace*, *Aphrace* A; 12, 12 *Safrace*; 17 *Safraco* (in sämtlichen Fällen Ablativ); Iord., Get. 26, 134 *Safrac*, *Safrach*; 27, 140 *Safrac*, *Safra*. Zu vergleichen sind Namen wie *Σπαρά-μειζος*, *Σπαργα-πείθης*, *Σπαργα-πίσης*, *Σπαργό-φοτος* (F. Justi, Iranisches Namenbuch 307). In Erweiterung von **spara-* durch das Suffix *-ka*, *-k* ist deutlich. **Spara-* gehört zu awest. *spar-* »schnellen, treten«, neupers. *sipardan* (Chr. Bartholomae, Altiranisches Wörterbuch, 1613). Die anlautende Doppelkonsonanz hat in *Isparuch*, *Asparuch* einen Vorschlag, in *Safrac* einen Sproßvokal erhalten (W. Lentz, Ztschr. Ind. Iran. 4, 272f.). Anders J. Németh, Körösi Csoma Arch. 2, 446f.
89. Theophanes p. 359 Bonn.; J. Marquart, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 243f.
90. So richtig gegen W. Zlatarski, Istorija na Bъlgarskata dъržava 1, 1, 142f. Jetzt J. Dujcew, Semin. Kondak. 10, 145f.; zustimmend G. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates 82 Anm. 2.
91. Zum Folgenden. F. Altheim, Hunnische Runen (Hallische Monographien 1); Literatur und Gesellschaft 1, 193f. — P. Lemerle, Philippe et la Macédoine orientale 1946, kenne ich nur aus Syria 1949, 149.
92. Zuletzt Gy. Moravcsik, Byzantinoturcica 2, 30.
93. I. Wenedikow, Izvest. Bulg. Arch. Inst. 1946, 146f.; Fouilles et recherches 4, 167f.; F. Altheim, a. a. O. 1, 225f.
94. F. Altheim, a. a. O. 1, 198f.
95. F. Altheim, a. a. O. 1, 203f.
96. W. Beschewliew, Byzantinisch-neugriechisches Jahrbuch 9, 1f.
97. F. Altheim, a. a. O. 1, 209f.
98. F. Altheim, a. a. O. 1, 211f.
99. Symeon Mag. 8 (bei Theoph. cont. p. 612 Bonn.); Leo Diac. p. 465, 9; 484, 23 Bonn.; W. Beschewliew, Die protobulgarischen Inschriften 45 Nr. 15; S. 110; H. Grégoire, Byzant. 11, 423.
100. W. Beschewliew, a. a. O. 45 Nr. 17.
101. G. Fehér, Arch. Hung. 71, 118f.
102. J. Marquart, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge 529f.
103. J. Marquart, a. a. O. 204f.
104. B. Filow, Geschichte der altbulgarischen Kunst (Grundr. slaw. Philol. 9) 8f.; G. Fehér, Arch. Hung. 7, 49; hierzu und zum Folgenden D. Talbot Rice, Journ. R. Centr. Asian Soc. 1937, 391f.
105. B. Filow, a. a. O. 10; dazu Priskos bei Konst. Porphyrog., de legat. 133, 20; 139, 21; 24f.
106. B. Filow, a. a. O. 14; G. Fehér, a. a. O. 106f.; G. Kazarow, Recueil Th. Uspenskij 87f. Der Aufsatz von W. A. Nikolaew, Byzantinoslavica 10, 42f., sucht den Nachweis zu erbringen, daß das Relief, im Gegensatz zur Inschrift, auf achaimenidische Zeit zurückgehe und Dareios I. darstelle.
107. N. Fettich, Arch. Hungar. 21, 271f.; G. Fehér, a. a. O. 128f.; vgl. Anm. 111.

8. P. MUTAFCIEW, Maked. Pregled 4, 1f.; F. I. USPENSKIJ, Obrazowanie vtorogo bolgarskago carstva 1, 105f.; W. ZLATARSKI, Spisanie na Bъlg. Akad. 45, 7f.
9. A. M. TALLGREN, Euras. Sept. Ant. 3, 4.
10. Grundlegend P. PAULSEN, Axt und Kreuz (1939), Zusammenfassung 234f.
11. A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 6, 100f.
12. A. M. TALLGREN, a. a. O. 107f.; 109f.; vgl. ebenda 3, 16f.
13. A. M. TALLGREN, a. a. O. 118; ebenda 3, 18.
14. Eine Karte Eur. Sept. Ant. 3, 5 Abb. 1; J. T. AARNE, Fornvännen 1918, 31f.
15. A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 6, 106; ausführlicher ebenda 3, 63f.; N. FETTICH, Arch. Hung. 21, 167f.
16. P. PAULSEN, a. a. O. 34f.; 45f.; 99f.; 102f.; 235.
17. A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 3, 6f.; ebenda 11, 122f.; N. FETTICH, a. a. O. 162f.
18. A. M. TALLGREN, Eur. Sept. Ant. 4, 4.
19. Konst. Porphyrog., de adm. imp. p. 77f. Bonn.; vgl. 60 (p. 60f.; 49f. Moravcsik).
20. N. FETTICH, Arch. Hung. 21, 195f.
21. A. ALFÖLDI, Festschrift O. TSCHUMI 126f.; Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 1948, 21f.
22. Zuletzt A. ALFÖLDI, a. zuletzt gen. O. 20 mit Literaturangaben.
23. A. ALFÖLDI, Fornvännen 1949, 1f.
24. Eur. Sept. Ant. 1, 1f. (unter Benutzung seiner Formulierungen).
25. F. ALTHEIM, Weltgeschichte Asiens 1, 51f.
26. L. BRÉHIER, Syria 1949, 147 »une poussée incessante des tribus turco-mongoles vers l'ouest«.
27. Der türkische Sprachbau 1, 8.
28. L'empire des steppes 95.
29. R. GROUSSET, a. a. O. 96.
30. R. GROUSSET, a. a. O. 97.
31. R. GROUSSET, a. a. O. 98.
32. R. GROUSSET, a. a. O. 103.
33. R. GROUSSET, a. a. O. 106.
34. R. GROUSSET, a. a. O. 107.
35. R. GROUSSET, a. a. O. 106.
36. R. GROUSSET, a. a. O. 108.
37. R. GROUSSET, a. a. O. 107.
38. R. GROUSSET, a. a. O. 29 Karte 2; A. HERRMANN, Atlas of China 66/67.
39. A. v. GABAIN, Islam 29, 33.
40. Sie stammen vermutlich vom Baikal-See. An ihr einstiges Reiterhirtentum erinnert, wenn sie, obwohl heute Rentierzüchter, bei bestimmten Zeremonien sich mit Pferdeschädeln behelfen. Während in Pazyryk der Übergang vom Rentier zum Pferd deutlich war (oben S. 75), ist hier das Umgekehrte der Fall; vgl. O. LATTIMORE, Geogr. Journal 1938, 1, 8; R. GROUSSET, a. a. O. 21 Anm. 1.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Die Einband-Vignette stellt eine Sattelverzierung aus dem hunnischen Fürstengrab von Pazyryk dar — Die Totenmaske auf dem Schutzumschlag stammt aus der Vor-Hanzeit (nach Art. Asiae 1, 171)